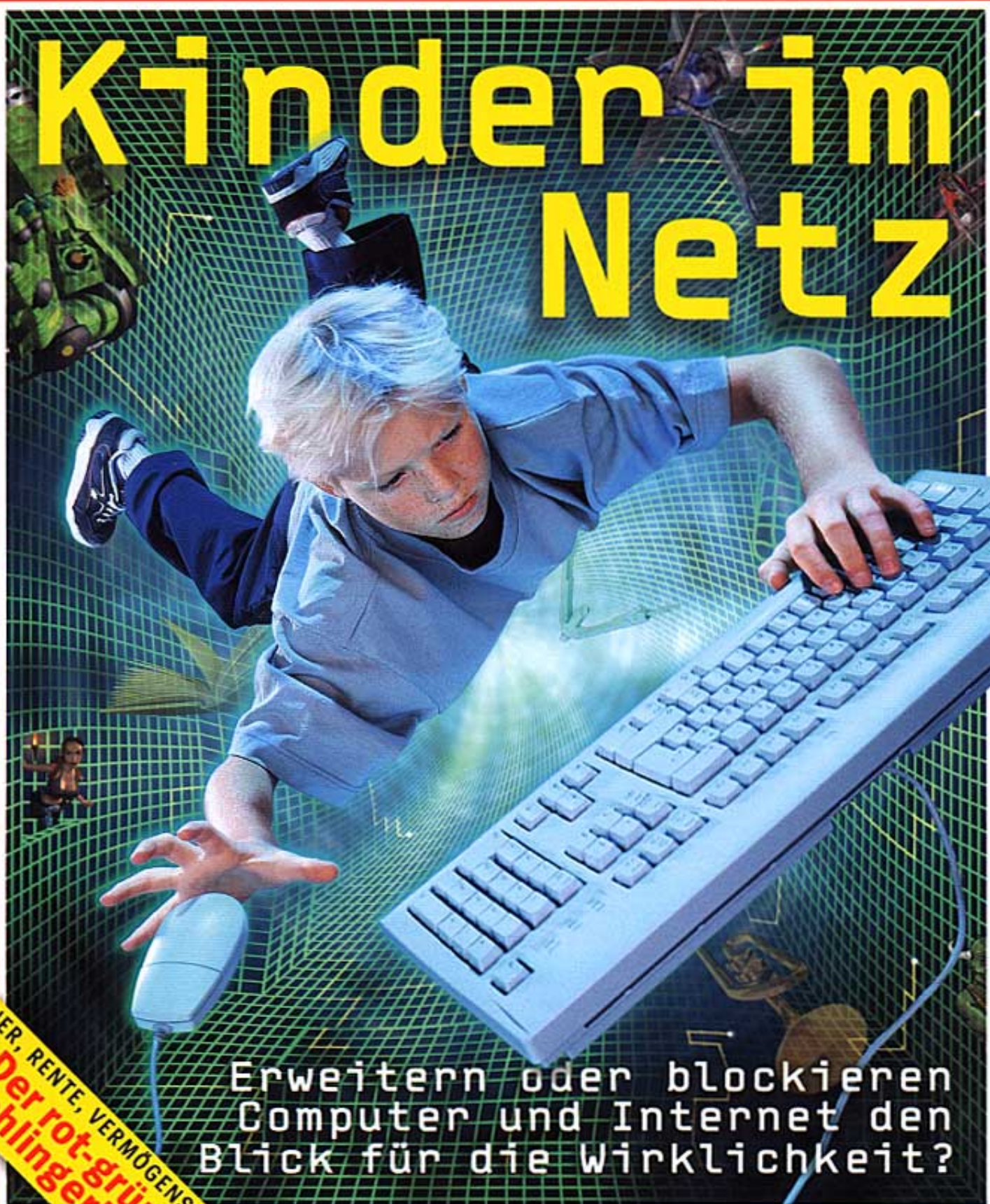




Kinder im Netz



Erweitern oder blockieren
Computer und Internet den
Blick für die Wirklichkeit?

STEUER-, RENTE, VERMÖGENSABGABE:
Der rot-grüne Schlingerkurs

INHALT: 1. Die Kinder im Netz (S. 42) 2. Die Kinder im Netz (S. 43) 3. Die Kinder im Netz (S. 44) 4. Die Kinder im Netz (S. 45) 5. Die Kinder im Netz (S. 46) 6. Die Kinder im Netz (S. 47) 7. Die Kinder im Netz (S. 48) 8. Die Kinder im Netz (S. 49) 9. Die Kinder im Netz (S. 50) 10. Die Kinder im Netz (S. 51) 11. Die Kinder im Netz (S. 52) 12. Die Kinder im Netz (S. 53) 13. Die Kinder im Netz (S. 54) 14. Die Kinder im Netz (S. 55) 15. Die Kinder im Netz (S. 56) 16. Die Kinder im Netz (S. 57) 17. Die Kinder im Netz (S. 58) 18. Die Kinder im Netz (S. 59) 19. Die Kinder im Netz (S. 60) 20. Die Kinder im Netz (S. 61) 21. Die Kinder im Netz (S. 62) 22. Die Kinder im Netz (S. 63) 23. Die Kinder im Netz (S. 64) 24. Die Kinder im Netz (S. 65) 25. Die Kinder im Netz (S. 66) 26. Die Kinder im Netz (S. 67) 27. Die Kinder im Netz (S. 68) 28. Die Kinder im Netz (S. 69) 29. Die Kinder im Netz (S. 70) 30. Die Kinder im Netz (S. 71) 31. Die Kinder im Netz (S. 72) 32. Die Kinder im Netz (S. 73) 33. Die Kinder im Netz (S. 74) 34. Die Kinder im Netz (S. 75) 35. Die Kinder im Netz (S. 76) 36. Die Kinder im Netz (S. 77) 37. Die Kinder im Netz (S. 78) 38. Die Kinder im Netz (S. 79) 39. Die Kinder im Netz (S. 80) 40. Die Kinder im Netz (S. 81) 41. Die Kinder im Netz (S. 82) 42. Die Kinder im Netz (S. 83) 43. Die Kinder im Netz (S. 84) 44. Die Kinder im Netz (S. 85) 45. Die Kinder im Netz (S. 86) 46. Die Kinder im Netz (S. 87) 47. Die Kinder im Netz (S. 88) 48. Die Kinder im Netz (S. 89) 49. Die Kinder im Netz (S. 90) 50. Die Kinder im Netz (S. 91) 51. Die Kinder im Netz (S. 92) 52. Die Kinder im Netz (S. 93) 53. Die Kinder im Netz (S. 94) 54. Die Kinder im Netz (S. 95) 55. Die Kinder im Netz (S. 96) 56. Die Kinder im Netz (S. 97) 57. Die Kinder im Netz (S. 98) 58. Die Kinder im Netz (S. 99) 59. Die Kinder im Netz (S. 100)

Hausmitteilung

18. Oktober 1999

Betr.: Fischer, Mengele, Nürburgring

Eigentlich sei er ziemlich „kaputt und hundemüde“, sagte Außenminister Joschka Fischer, 51, als er am vergangenen Mittwoch spät-abends in Stockholm die SPIEGEL-Redakteure Jürgen Hogrefe, 50, und Paul Lersch, 64, zum Gespräch traf. Schnell wurde er dann jedoch hellwach, als die SPIEGEL-Leute ihn in einem feudalen Gästehaus der schwedischen Regierung zum Ost-timor-Einsatz der Bundeswehr und zu den Grundlinien deutscher Außenpolitik befragten. Kritische Bemerkungen zu möglichen Folgen seiner Politik mochte Fischer nicht so gern hören: „In welcher Welt leben Sie denn?“, fuhr er Lersch und Hogrefe mehrfach barsch an und beschied sie bisweilen recht kurz: „Alles Quatsch!“ So schlimm kann der Disput mit den SPIEGEL-Redakteuren dennoch nicht gewesen sein: Das Treffen endete nach drei Stunden – um 1.30 Uhr früh – und friedlich. Fischers Resümee: „Das ist alles nicht so einfach“ (Seite 34).



Fischer, Hogrefe, Lersch



Ovitz, Großbongardt

Besucher des Jerusalemer Holocaust-Museums Yad Vashem stoßen in der Abteilung über pseudo-medizinische Experimente in Auschwitz auf einen Schaukasten, in dem ein zierlicher dunkelbrauner Stock mit einem Silberknauf liegt. Er gehört zu den Bühnenutensilien der rumänischen Liliputaner-Familie Ovitz, die der berühmte KZ-Arzt Josef Mengele für Menschenversuche missbrauchte. Doch die Artistentruppe überlebte den Horror von Auschwitz – „dank Mengele“, wie Perla Ovitz, 76, sagt. SPIEGEL-Korrespondentin Annette

Großbongardt, 37, besuchte das einzige noch lebende Mitglied der Familie in Haifa. Die frühere Artistin erzählte ihre Erinnerungen an den KZ-Arzt. Unter den traumatischen Erlebnissen leidet die Frau bis heute. Großbongardt: „Für Perla Ovitz lebt Mengele weiter“ (Seite 212).

Der Nürburgring lockt nicht nur professionelle Rennfahrer an, es ist auch das Mekka deutscher Hobby-Raser. Wem es nicht reicht, über Autobahnen und Landstraßen zu brettern, der kann dort gegen ein Entgelt mal richtig durchtreten oder aufdrehen. SPIEGEL-Redakteur Klaus Brinkbäumer, 32, ist im eigenen Auto – einem Golf – den Ring relativ langsam abgefahren: „Wer hier 140 fährt, schleicht.“ Anschließend nahm ihn Dauergast Patrick in seinem Porsche Turbo mit – der 30-jährige „König vom Nürburgring“ gibt vor, auf der Strecke in zwölf Jahren noch nie überholt worden zu sein. Gefährlich ist es allemal, vor allem für Motorradfahrer: Immer wieder ereignen sich tödliche Unfälle (Seite 168).



Brinkbäumer, Motorradfahrer

In diesem Heft

Titel

Die „Generation @“ – Aufwachsen mit dem Internet.....	290
Macht das Surfen im Netz süchtig?.....	300
SPIEGEL-Gespräch mit dem Internet-Pionier Clifford Stoll über den Unsinn von Online-Unterricht	302

Kommentar

Rudolf Augstein: Der Nationalstaat wird verabschiedet.....	24
---	----

Deutschland

Panorama: Klimmt in Bedrängnis / Millionenverschwendung beim Europäischen Gerichtshof	17
Wirtschaftspolitik: Die Regierung schlingert	22
Interview mit Arbeitsminister Walter Riester über die Rente mit 60	28
Grüne: SPIEGEL-Gespräch mit Joschka Fischer über den Sinn der Osttimor-Expedition	34
Bundeswehr: Deutsche Sanitäter beziehen Quartier in Darwin.....	36
Umfrage: Der Kanzler im Sturzflug	42
Zeitgeschichte: Hitler bestach seine Generäle mit Gütern und Geld.....	48
Euro: Sicherheitsbehörden befürchten bei der Einführung Überfälle, Betrugereien und eine Falschgeldschwemme	53
Biografien: Ein jüdisches Kind in Nazi-Berlin – Michael Degens Erinnerungen	58
Kirche: SPIEGEL-Gespräch mit Bischöfin Margot Käßmann über ihr Amtsverständnis und die rot-grüne Bundesregierung	62
Professoren: Warum Peter Sloterdijk nicht Hochschulpräsident in Karlsruhe wird.....	69
Humor: Beim Fernsehen werden Gagschreiber knapp.....	72
Europa: Ein unbequemer EU-Beamter.....	98
Medizin: Kassen sollen für umstrittene Krebstherapie zahlen	100
Kriminalität: Im Osten häufen sich Einbrüche in Amtsstuben	106
Terrorismus: Unbrauchbarer Kronzeuge in Fall Herrhausen	107
Prozesse: Mammutverfahren gegen Zahnärzte	108
PDS: Der unaufhaltsame Aufstieg der SED-Nachfolger	112
In Berlin-Treptow wählen die Bürger fast wie zu DDR-Zeiten	114
Stasi: CIA gibt HVA-Akten heraus	116

100 Tage im Herbst

Wende und Ende des SED-Staates (4): „Visafrei bis Hawaii“ – Die Erwartungen steigen.....	77
Porträt: Egon Krenz – der gescheiterte Reformkommunist	92
Analyse: Das Reiserecht wird zum Sprengsatz	96

Wirtschaft

Trends: Der Stromwettbewerb kann beginnen / Übernahmepoker der Landesbanken	119
Geld: Einfache Strategien für schwierige Börsenzeiten / Fusionen frustrierter Aktionäre	121
Telekommunikation: Die Kraftmaschine der Weltwirtschaft	122
Mit Handy in die Cyberwelt.....	125
Konzerne: Die deutsch-französische Luftfahrtfusion verärgert die Briten	128
Banken: SPIEGEL-Gespräch mit WestLB-Chef Friedel Neuber über Steuerhinterziehung und Steuervermeidung.....	132
Post: Gefahr für den Börsengang	136
Modeindustrie: Joop gewinnt Machtkampf	138



Schröder, Industrievetreter (bei einer BDI-Diskussion)

W. v. BRAUCHITSCH



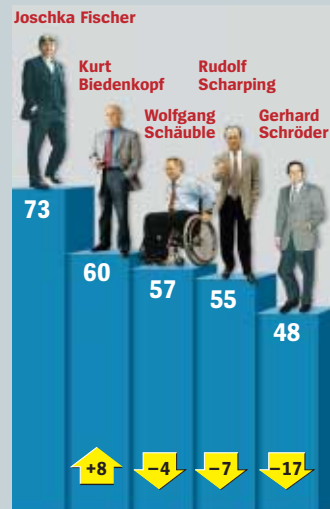
Fischer

Lieber Scharping

Seiten 22, 34, 42

Gerhard Schröder geht die Emnid-Treppe des SPIEGEL abwärts – in der Beliebtheit übertrifft ihn jetzt sogar der einstige Wahlverlierer Rudolf Scharping. Die meisten Bürger halten Schröder nun weder für glaubwürdig noch für kompetent. Der Schlingerkurs bei

Steuer und Rente, der sich vergangene Woche verstärkte, trägt kaum zur Stabilisierung des Images bei. Nur der grüne Außenminister Joschka Fischer steht weiter abgehoben oben – auch wenn sein Eintreten für deutsche Truppen in Osttimor umstritten ist. Im SPIEGEL-Gespräch verteidigt er die Beteiligung am Uno-Einsatz: „Friedenspolitik im 21. Jahrhundert wird im Wesentlichen von der Uno gestützt sein.“



WestLB-Chef wehrt sich

Seite 132

WestLB-Chef Friedel Neuber im Visier der Staatsanwälte: Half die Bank bei der Steuerhinterziehung in Luxemburg? „Es gab hier kein solches System“, verteidigt sich Neuber im SPIEGEL-Gespräch. Dass die WestLB den Sparkassen Provision für jedes Luxemburg-Konto zahlt, sei „üblich“. Neuber fordert eine Reform der Zinsbesteuerung.

Die Hightech-Elite

Seite 122

Die „new economy“ feierte sich selbst: In Genf trafen sich die Chefs von Telefon-, Computer- und Softwarefirmen zur „Telecom 99“-Messe. Der neueste Trend: Das Handy, das alles kann – faxen, fernsehucken, durchs Internet surfen. Die neue Hightech-Wirtschaft wird von den Amerikanern beherrscht, die Deutschen sind nur Statisten.



„Telecom 99“-Besucher

Tod in der grünen Hölle

Seite 168



Die Nordschleife des Nürburgrings, von Formel-1-Profis „Grüne Hölle“ genannt, lockt jedes Wochenende hunderte von Rasern an. Mit hoch frisierten Autos und Motorrädern dürfen sie sich gegen Gebühr Duelle um die beste Rundenzeit liefern. Und immer wieder gibt es Tote. Jetzt haben Hinterbliebene eines Unfallopfers Anzeige erstattet.

Nürburgring

Milliardenspiel auf See

Seite 234

Der America's Cup gilt als die Formel 1 zu Wasser – ausgerüstet mit der Technologie des Weltraumzeitalters, kämpfen von Montag dieser Woche an elf Segelschiffe aus sieben Nationen um die Qualifikation für die älteste Sporttrophäe der Welt. Das Spektakel kostet mit rund einer Milliarde Mark mehr als je zuvor. 1995 hatte der amerikanische Skipper Dennis Conner die Trophäe an den Neuseeländer Peter Blake verloren. Um erfolgreich Revanche zu nehmen, schicken die USA diesmal gleich fünf Teams ins Rennen.



America's-Cup-Crew beim Training

Mengele und seine „sieben Zwerge“

Seite 212

Wie ein Zoodirektor eine seltene Tierart präsentierte der KZ-Arzt Josef Mengele eine kleinwüchsige jüdische Artistenfamilie in Auschwitz. Seine perversen Versuche ließ er filmen, und obwohl der Sadist lange tot ist, quält er Perla Ovitz, ein heute in Haifa lebendes Opfer, noch immer.



Bardot als Sex-Ikone (1965)

Die Einsamkeit der Brigitte Bardot

Seite 232

Heute liebt sie Schweinchen, Ziegen oder Robbenbabys mehr als Menschen, denn von den Humanoiden auf diesem Planeten ist Brigitte Bardot, das Girlie der Nachkriegszeit, bitter enttäuscht. Nun veröffentlicht die weltbekannte Französin ihren zweiten Memoirenband, ein Dokument tiefer Vereinsamung.

Wollriesen aus der Retorte

Seite 306



In Sibirien nähert sich eine Expedition ihrem spektakulären Höhepunkt. Ein Hubschrauber soll einen 26-Tonnen-Eisklotz bergen. Darin eingeschlossen: der Leib eines Mammut-Bullen. Die Forscher um den Franzosen Bernard Buigues hoffen, seine Spermien isolieren zu können und einen Elefanten damit zu befruchten. Andere Wissenschaftler träumen von der Wiedergeburt ausgestorbener Beutewölfe und Riesenvögel.

Forscher Buigues, Mammut-Stoßzähne

Medien

Trends: Kirchs Altlasten / Streit um Werbung mit nackten Problemzonen	141
Fernsehen: Blödelmoderator Jürgen von der Lippe als erster Lyrik-Rezitor	142
Talkshows: Wie Oskar Lafontaine die Christiansen-Runde beherrschte	144
SPIEGEL-Gespräch mit Sabine Christiansen und Ruprecht Eser über medienrobuste Politiker	147
Entertainer: Stefan Raabs Trash-Show	158
Fernsehen: Länderte Helden gesucht	165

Gesellschaft

Szene: Kneipensport Fingerboard-Fahren / Prominente nennen Quellen ihrer Kreativität	167
Motorsport: Die Raser vom Nürburgring	168
Todesstrafe: US-Psychiater James Merikangas über das Leben im Todestrakt	176

Ausland

Panorama: Indonesiens Präsidenten-Kür / Die Memoiren des Carlos Menem	183
Pakistan: Putsch der Generäle	186
Atomwaffen: Clintons nukleare Schlappe	190
Kaukasus: Fatales Schweigen zum Krieg	192
Tschechien: Die Mauer in Aussig	196
Ukraine: Wahlkampf mit Geld und Granaten	198
EU: Verwirrspiel um den Kandidaten Türkei	206
USA: Moralische Panik in Denver	208
Holocaust: Als Liliputaner im KZ	212
Nahost: Libanon will Aussöhnung mit Israel	219
Serbien: Novi Sads verschleppter Wiederaufbau	226
Frankreich: Brigitte Bardots zweiter Memoirenband	232

Sport

Segeln: Hightech-Spektakel um den America's Cup	234
Fußball: Interview mit Nationaltorwart Oliver Kahn über seine Ausstiegspläne	240

Kultur

Szene: Gustav Peichls Einfamilienhaus-Tunnel / Dietrich Schwanitz über Grass und den Bildungskanon	243
Autoren: SPIEGEL-Gespräch mit Toni Morrison über Religion, Rassismus und ihren neuen Roman	246
Regisseure: Buch-Huldigung an Bernhard Wicki	254
Städtebau: Architekturparade am Düsseldorfer Rheinhafen	256
Biografien: Das bewegte Leben des „Lolita“-Erfinders Vladimir Nabokov	260
Bestseller	262
Kunst am Bau: Streit um Ausschmückung der Berliner Ministerien	266
Film: „Gloomy Sunday“ von Rolf Schübel	272

Spiegel des 20. Jahrhunderts

Das Jahrhundert der Massenkultur: Thomas Hüetlin über Popkultur in Musik und Mode	275
--	-----

Wissenschaft + Technik

Prisma: Verschollener Gold-Sarkophag in München aufgetaucht / Riesenplanet jenseits von Pluto?	287
Biotechnik: Forscher planen die Wiedergeburt der Mammuts und Beutewölfe	306
Nobelpreise: Interview mit dem Medizin-Preisträger Günter Blobel	310
Automobile: Audis Schleuder-Debakel	312

Briefe	8
Impressum	14, 316
Leserservice	316
Chronik	317
Register	318
Personalien	320
Hohlspiegel/Rückspiegel	322



SPiegel-Titel 40/1999

„Lafontaine, der politische Geisterfahrer, der sich lauthals darüber beschwert, dass alle Genossen in die falsche Richtung fahren. Wer glaubt denn an diese These?“

Jens Enders aus Berlin zum Titel „Lafontaine contra Schröder“

einer neuen Partei, links schlagend von der SPD, vorbereitet – sozusagen eine PDS für Wessis? Die Geburt des neuen Millennium-Zweckbündnisses von Lafontaine und Gysi wird im Kreißsaal der von Schröder frustrierten Parteimitglieder und Wähler vorbereitet. Wenn die Nachwehen um das viel zitierte Oskar-Buch verklungen sind, wird vielleicht erst die eigentliche Geburt des ewigen SPD-Stachels stattfinden.

FRANKFURT AM MAIN

THOMAS A. BECKER

Oskar hat sich eines Fundamentalvergehens schuldig gemacht. Skandal! Der gewaltige Chor der empörten Pharisäer schüttelt sich. Oskar ist schuldig des Versuchs, eben das in Gang zu setzen, was er mit seiner Partei vor der Wahl angekündigt hatte. Weg von der immerwährenden, öden Bevorteilung des wirtschaftlich-politischen Machtgeflechts. Und weg vom Leitsymptom der sozialen Urkrankheit – öffentliche Armut bei wachsendem privatem Reichtum einer Minderheit, inklusive Ar-



Buchautor Lafontaine auf der Frankfurter Messe
Der kleine Oskar trommelt wieder gegen den Takt

beitslosigkeit als erwünschtes Merkmal einer wirtschafts- und sozialpolitischen Geiselnahme. Aber Oskar Lafontaine hat eine menschliche Tugend bewiesen, die ich mehr schätze als jede andere: Eigensinn.

BRAUNFELS (HESSEN)

JOACHIM BERNECKE

Lafontaine weiß, dass einem in der Politik nichts geschenkt wird und dass man mit aller Kraft Widerstände aus dem Weg räumen muss, um große, richtungweisende Ziele mit aller Schlagkraft durchzusetzen. Die Zeit der schnarchdösigem Politikverwalter ist

Kassandra, Sündenbock, Winkelried?

Nr. 40/1999, Titel: Lafontaine contra Schröder – ein Mann sieht Rot – Protokoll eines Zerwürfnisses

Bei der Gestaltung des Titelbildes haben Sie an etwas nicht gedacht: So nahe wollen sich die beiden Kontrahenten in Wirklichkeit nie wieder kommen.

SAARBRÜCKEN

MICHAEL DLUGOSCH

Jeder kennt die Geschichte vom Hasen und Igel. Lafontaine meint, ein intelligenter Hase zu sein, aber der Igel ist doppelt so schnell. Wenn jemand eine Karawane anführt, braucht er auch den letzten Mann, das Rücklicht, um die Karawane abzusichern. Zwei Führer geht nicht, einer muss als Letzter gehen und die Herde zusammenhalten.

HAMBURG

GERDA STEIBEL

Lieber Oskar, die Erfahrung lehrt, dass sozialpolitische Inhalte, für die gerade Du Leuchtturm warst und bleiben wirst, auf dem Altar der pragmatischen Machtausübung – sprich: machtgeiles Streben um jeden Preis – geopfert werden, zu Gunsten einer nichts sagenden neoliberalen „Mitte“.

LUXEMBURG

ROBERT HOEGENER

Lafontaine bewahrte Bundeskanzler und SPD-Bundestagsfraktion vor einem Konflikt in ihrer Regierungstätigkeit, vor ihrer möglichen Krise. Das angesagte Buch kann für ihn wie ein Trostpflaster sein auf die schmerzende Wunde entgangener Chance, zu noch Höherem berufen zu werden. Das möchten Bundeskanzler und weitere hartgesottene Kritiker dem Oskar wohlwollend nachsehen angesichts der für sie eingetretenen politischen Vorteile aus den Rücktritten Lafontaines.

GÖRWIHL (BAD.-WÜRTT.)

DR. FRITZ ARNDT

Oskar, was willst Du? Dass wir sagen, Schröder macht nicht die richtige Politik; ja Oskar, Du hast Recht, dass wir sagen, Du stehst für die wahre sozialdemokratische Politik, ja Oskar, Du hast Recht, dass wir Kanzler Schröder bitten, den Besseren ranzulassen, ja Oskar, das werden wir tun,

dass Du als der Richtige und Beste als Bundeskanzler gewählt wirst, ja Oskar, das wäre gut; aber halt – Du bist nicht mehr im Bundestag und kannst nicht mehr Bundeskanzler werden. Du bist auch nicht mehr Bundesvorsitzender der SPD und kannst nicht mehr die Regierung durch Parteibeschlüsse fordern, dies ist jetzt auch Bundeskanzler Schröder. Was also willst Du, Oskar?

EPPELBOHN (SAARLAND) HANS W. ALT

Ist es nicht komisch: „Die Blechtrommel“ wird mit dem Nobelpreis honoriert, und zeitgleich trommelt der kleine Oskar wieder gegen den Takt? Dabei gilt derzeit wohl für Grass und Ex-Freund Lafontaine: Lautes Getöse macht noch lange keine gute Musik.

FREIBURG

MATTHIAS SIEPE

Die Bundesregierung hat es schwer genug. Da kann sie diesen feigen Messerstich in den Rücken in Form eines Buches voller schmutziger Wäsche nicht gebrauchen. Das Buch sollte besser „Das Herz schlägt links!“ heißen. Nach seiner Desertion sollte Lafontaine zumindest mit Nichtbeachtung bestraft werden.

FRANKFURT AM MAIN

JASON PAPADOPOULOS

Kein Mensch ist so dumm, dass er es sich mit allen verscherzt. Erst recht nicht, wenn er Oskar Lafontaine heißt. Es riecht vielmehr nach einem saarländischen „Start up“ mit bundesweiter Tragweite. Ist es wirklich vollkommen aus der Welt gegriffen, wenn man glaubt, dass hier einer die Gründung



Titel: Die Malerin Beate Bachem

Vor 50 Jahren

DER SPIEGEL vom 20. Oktober 1949

Erste Frau an der Spitze einer Partei Helene Wessel zur Vorsitzenden der Zentrumsparität gewählt. **Die Deutsche Rechtspartei nach ihrem Bundeswahlerfolg** Entzweit, umgruppiert, befehdet. **16 Industriegewerkschaften schließen sich zum Deutschen Gewerkschaftsbund zusammen** Die Angestellten sind nicht dabei. **Broadway-Sensation „South Pacific“** Von der New Yorker Theaterkritik preisgekröntes Musical. **Der französische Schauspieler Jacques Tati begeistert als Briefträger in dem Film „Jour de fête“** Alle Einnahmerekorde geschlagen.

Diese Artikel sind im Internet abzurufen unter <http://www.spiegel.de>

um. Wir brauchen wieder Politikunternehmen, die ihre ganze Kraft und ihren Mut zusammennehmen, um unbeirrt und rasch eine überfällige neue Ordnungspolitik in Deutschland und Europa durchzusetzen. Jeder, der auch nur ein bisschen Ahnung von großer Politik hat, weiß, dass Lafontaine zur Zeit der Einzige ist, der dieser Aufgabe gewachsen ist. Und dass Lafontaine in der SPD isoliert ist, kann so nicht stehen bleiben. Oskar sei von hier aus gesagt, dass wir nun schon mindestens zwei sind.

MÜNCHEN RUDOLF V. VIETINGHOFF-SCHEEL

Wie lange dauert es eigentlich noch, bis alle begreifen, dass es Lafontaine war, der uns über Jahre die Wahrheit nicht vorenthielt?

WYK/FÖHR BEATRICE SCHÜRMANN

Lafontaine ist Cassandra, Sündenbock und Winkelried zugleich: Er hat Recht, wird stellvertretend abgestraft und zieht die Pfeile auf sich. Denn Tatsache ist, dass Schröder die Ideale der Partei Brandts und Heinemanns „ausgemustert“ hat.

LUDWIGSBURG CONSTANCE LINKA

Endlich lässt Lafontaine die Maske fallen und beweist, dass die Männerfreundschaft nur eine Zweckklüge um der Machtergreifung willen war. Da der Stil des Herrn auf Inhalte Rückschlüsse zulässt, können jene Mitmenschen, die sich zum Kauf eines gewissen Buches erniedrigt haben, wenigstens darüber froh sei, dass dieses ein äußerliches Format hat, um noch für praktische Zwecke geeignet zu sein.

BAD HARZBURG JOACHIM WEDLER

Völlig unbedarft

Nr. 40/1999, Japan: Atomunfall mit kritischer Masse; wie der Unfall die deutsche Ausstiegsdebatte anheizt

Immer wenn ein Sachverhalt nicht ganz durchschaubar ist, reagiert die deutsche Öffentlichkeit hysterisch. So auch bei dem Atomunglück von Tokaimura. Wären statt der verstrahlten Arbeiter ebenso viele bei einem Großbrand in einem Holzlager durch Rauch vergiftet worden, so hätte eine kurze Zeitungsnotiz zur Kommentierung des Vorfalls genügt. Die vielen tausend Toten, die Opfer des Straßenverkehrs wurden, sind nicht einmal eine Notiz wert!

KAARST (NRDRH.-WESTF.) H. RIPPHAUSEN

Ob sich unter den informierten und qualifizierten Fachleuten in Deutschland im Falle eines GAUs genügend bereit finden würden, mit dem Hubschrauber oder zu Fuß in den sicheren Strahlentod zu gehen? In Tschernobyl machten die Einsatzkräfte größtenteils ihren Job, ohne sich des tödlichen Risikos wirklich bewusst zu sein. Auch in Japan waren die Arbeiter anscheinend völlig unbedarft.

LENGERICH (NRDRH.-WESTF.) ALEXANDER REISENHOFER



Wessi und Ossi

STERN

Viel Energie für Pauschalurteile

Nr. 40/1999, Polemik:
Buchautoren schimpfen über die Ostdeutschen

Auch die Arbeitnehmer und Kapitalanleger in den fünf neuen Bundesländern entrichten für den „Bockmist“, der damit mitunter veranstaltet wird, den Solidaritätszuschlag! So ist die Wortwahl „Solidarität“ dafür unglücklich gewählt. Weiterhin ist von den Transferleistungen, die bisher an und in die fünf neuen Länder überwiesen wurden, ein Teil in die alten Länder zurückgefloßen. Auch ist der alten Bundesrepublik bei der Vereinigung erhebliches Vermögen der DDR zugefallen. Von Verschwendung der Gelder kann in den meisten Fällen keine Rede sein: Jeder kann sich davon überzeugen, dass hier, insbesondere von den Menschen vor Ort, enorm viel bewegt wurde.

JENA MAIK BÖHM-HENNES

Wir sind trotz gegenteiliger Bemühungen von Dummköpfen in Ost und West ein Volk – und das jeden Tag mehr. Die Bedienung von klein karierten Minderheiten kann die Karawane Gott sei Dank nicht aufhalten.

ALTRETTZ (BRANDENBURG) PETER WILBERG

Thomas Roethes Buch lässt wahrlich nicht erkennen, dass der Autor in der Lage ist, wissenschaftlich zu denken. Bleibt zu hoffen, dass sein Forschungsauftrag der EU zum Übergang ehemaliger sozialistischer Staaten in westliche Demokratien im Ergebnis nicht ebenso unqualifiziert ausfällt.

UNNA WILHELM ERNST JAHN

Als „Wossi“ kann ich die Anschauung von Ost und West sehr gut verstehen, ohne aber Verständnis dafür zu haben, wie man so viel Energie aufbringen kann, sich Pauschalurteile an den Kopf zu werfen.

LEIPZIG/MAINZ PETER PFAU

Zerstörtes Phantasiegebilde

Nr. 40/1999, Kommentar Rudolf Augstein:
Dies ist der Grünen große Not

Wie wahr, wie wahr, Herr Augstein! Politik und politische Unkultur leben leider zu viel vom Vergessen: Hausbesetzer und Turnschuh-Minister – heute Vizekanzler und Außenminister in feinem Tuch, was ihm natürlich nachzusehen ist. Vor guter Jahresfrist undenkbar, dass Fischer zu einem der treuesten Erfüllungsgehilfen der USA mutiert und Deutschland in Kriege führt.

IBBENBÜREN (NRDRH.-WESTF.) KLAUS JAHN

Muss Rudolf Augstein zwanghaft „Phantasiegebilde“ zerstören, die anderen Mitmenschen heilig oder doch wenigstens wertvoll sind? Immerhin hat Joschka vor der Uno das individuelle Menschenrecht vor die Staatssouveränität gestellt – das könnte ihn einst zum Märtyrer machen, nicht sein persönlicher Ehrgeiz.

GAIENHOFEN (BAD. WÜRTT.) DR. W. GARVELMANN

Der Unterschied zwischen Fischer und üblichen Politikern besteht darin, dass er sich getraut, im falschen Moment das Richtige zu tun, während die Überlebensstrategien anderer Politiker darauf hinauslaufen, im richtigen Moment das Falsche zu sagen.

FONTCLARA (KATALONIEN) LOUIS JENT

Fischer hat die Grünen ganz systematisch dahin gebracht, wo sie heute sind: dicht

vor ihr Ende. Was, wenn genau dies sein Job gewesen ist? Er hat ihn verdammt gut gemacht.

GEISENKIRCHEN
WERNER SCHLEGEL

Augstein bezeichnet Fischer als Schuft, als Verräter gar. Was lässt ihn vergessen, dass Fischer nicht nur sagt: „Nie wieder Krieg!“, sondern auch „Nie wieder Auschwitz!“? Damit

Außenminister Fischer mit formulierte Joschka das Dilemma einer ganzen Generation. Und diese hat sich auf vielfältige Weise mit ihren eigenen Idealen und deren Umsetzung auseinander gesetzt und weiter auseinander zu setzen. Aber es ist eben eine Generation, nach Augstein, die ihren Weg nicht einfach findet.

BAUNATAL (HESSEN) KLAUS W. KRIMMEL

Es ist nicht jeder so naiv wie Dutschke. Joschka macht eben was draus!

BERLIN CHRIS KRÜGER





Sportärztliche Untersuchung
Wunsch nach optimaler Betreuung

Mit polemischen Äußerungen abgetan

Nr. 40/1999, Ärzte: Heilkunst gegen Bares – die fragwürdigen Geschäfte der Mediziner

Von den wissenschaftlichen Fachgesellschaften empfohlene wichtige Vorsorgeuntersuchungen, die von den gesetzlichen Krankenkassen nicht bezahlt werden, schmeißen Sie in einen Topf mit Glatzenbehandlung, Bachblütentherapie und Implantation von Brillanten in Schamlippen und stimmen ein in den Chor, der den Weißkitteln Raffgier vorwirft. Tatsache ist, dass die von den gesetzlichen Krankenkassen finanzierte Krebsvorsorge diesen Namen nicht mehr verdient, geschweige denn dem Stand der Medizin entspricht. So bietet die einfache Abtastung der Prostata vom After aus allein keine ausreichende Sicherheit in der Erkennung des gefährlichsten Krebses der Männer, des Prostatakarzinoms. Die Bestimmung des PSA (prostata-spezifisches Antigen) ist eine äußerst sinnvolle und dringend empfohlene Ergänzung.

MÜNSTER DR. CHRISTIAN TSCHUSCHKE

Unter den aktuellen gesundheitspolitischen Rahmenbedingungen verkleinert sich ständig der Leistungsumfang der Krankenversicherung. Gleichzeitig nehmen Wünsche anspruchsvoller Patienten nach optimaler Betreuung und Behandlung zu. Es ist also kein Wunder, dass der Umfang seriöser privatärztlicher Tätigkeit vor allem mit naturheilkundlicher Ausrichtung zunimmt.

DÜSSELDORF DR. BERNHARD HOFF

Mit Ihrer Unterstellung, privat zu bezahlen-
de Leistungen dienen der Bereicherung von
Ärzten, stellen Sie all jene in ein unseriö-
ses Licht, die ihrer Aufklärungspflicht über
Behandlungsalternativen besonders im Hin-

blick auf steigende Ansprüche der Patienten umfassend nachkommen und sich noch nicht haben entmutigen lassen, moderne Verfahren, die nicht im Leistungskatalog der gesetzlichen Krankenkassen enthalten sind, anzubieten. Ein bezahlbares und modernes Gesundheitssystem kann nur mit Patienten, die Entscheidungen treffen und verantworten können, funktionieren.

GELTENDORF (BAYERN) DR. T. EHLICH

Die Igel-Leistungen zumindest meines Fachgebiets machen medizinisch allesamt Sinn. Es ist doch allemal besser, wenn sich jemand zur Anti-Alterungs-Behandlung der Haut in die Hand eines kundigen Dermatologen begibt, anstatt viel Geld für den Erwerb von wirkungslosen Cremes, die in Designertiegeln abgefüllt sind, auszugeben. Das Leistungsspektrum der gesetzlichen Krankenversicherung ist eigentlich relativ gering. Diesen Umstand versuchen die Krankenkassen verständlicherweise zu vertuschen, unter anderem indem sie die Igel-Leistungen mit polemischen Äußerungen abzutun versuchen.

REINHEIM (HESSEN) WOLFGANG KÜSTER

Absurder Gegensatz

Nr. 40/1999, Autoren: Späte Nobelpreis-Ehre für Günter Grass; SPIEGEL-Gespräch mit Marcel Reich-Ranicki über sein schwieriges Verhältnis zu Grass



Bildhauer Hrdlicka

Alle Jahre wieder wird der Literatur-Nobelpreis verliehen. Würdige Herren wägen Land und Leute ab, um einen würdigen Preisträger zu küren. Nach 27 Jahren ist es wieder einmal ein Deutscher. Günter Grass ist auf die But-

terseite gefallen und fühlt sich sogleich be-

rufen, nach links auszuschielen. Dem roten Oskar Lafontaine empfiehlt er das Rotweintrinken und schafft ihm das Maulhalten. Der Oberschriftsteller der Nation fühlt sich offenkundig auch zuständig für Schrei- und

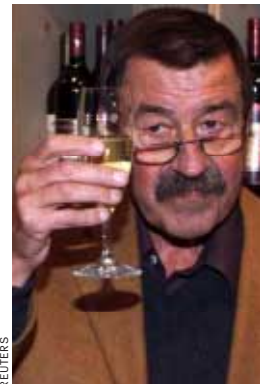
Sprechverbot und hält es für eine Zumutung, dass außer ihm noch ein anderer ein Buch schreibt. Das wär ja noch schöner! Da hört sich die Freundschaft auf. Ob ihn Lafontaine sehr vermissen wird, kann ich nicht beurteilen. Dass er ihm aber die Freundschaft via Presse aufkündigt, dazu kann ich nur sagen: Nobel ist anders, Günter Grass! Sie sind vielmehr präpotent – und dämlich.

WIEN ALFRED HRDLICKA

Der große Kritiker hat wieder mal Recht: Meist nur die Zweitbesten erhalten den Nobelpreis in Literatur. Denn natürlich hätte Martin Walser, der große Weise vom Bodensee, mit seinen vielen „deutschen“ Geschichten den Preis erhalten müssen. Doch die Stockholmer haben wie immer entschieden: dunkle linke langweilige Korrektheit gegen harte kleine Wahrheiten in höchster Sprachgewalt. Schade, Martin, die Walsersche Sicht der Alltäglichkeit wird darüber nicht zerbrechen.

Und Chapeau, Günter. Vielleicht überrascht er ja doch noch, wie Reich-Ranicki unkt, mit etwas Großem. Zeit wär's mal wieder nach den langen quälenden Lesestunden in Butt und Rättin und weitem Feld.

ÖHNINGEN/BODENSEE MANFRED KLEMMANN



Nobelpreisträger Grass

Dass Marcel Reich-Ranicki mal eben im Vorbeigehen ohne Not und ohne weitere Begründung Martin Walser mit einer der übelsten Beleidigungen belegt, die man in der Bundesrepublik machen kann, nämlich sein „Nie wieder Auschwitz“ möglicherweise nicht gelernt zu haben, lässt mich empört und fassungslos zurück. Darf man sich wehren, oder muss man dann mit Vorwurf des Antisemitismus rechnen? Marcel Reich-Ranicki soll im Laufe seines Lebens einige Freunde verloren haben. Das wundert mich nicht.

MÜNCHEN DR. WOLFGANG SCHLAGE

Warum können sich die Deutschen nicht einfach freuen, dass nach so vielen Jahren endlich wieder mal ein deutschsprachiger Schriftsteller ausgezeichnet wurde?

WIEN SONDRA WARNUNG

Die Redaktion behält sich vor, Leserbrief – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt zu veröffentlichen.

In der Heftmitte dieser Ausgabe befindet sich in der Gesamtauflage ein 4-seitiger Beihefter der Firma Lamy, Heidelberg. Der Gesamtauflage ist eine Postkarte des SPIEGEL-Verlags/Abo, Hamburg, beigegeklebt. In einer Teilauf-
lage liegen Beilagen der Firmen Deutsche Bank, Frankfurt/ M., Teppich Kibek, Elmshorn, Toto-Lotto, Stuttgart, Gior-
dano, D'Alba, und manager magazin/Abo, Hamburg, bei.

DER SPIEGEL

VERANTWORTLICHER REDAKTEUR dieser Ausgabe für Panorama, Grüne, Bundeswehr, Umfrage, Zeitgeschichte, Biografien (S. 58), Europa, Terrorismus, Tschechien, Chronik: Dr. Gerhard Spörl; für Wirtschaftspolitik, Trends, Geld, Telekommunikation (S. 122), Luftfahrt, Banken, Post, Modeindustrie, Entertainer: Armin Mahler; für Euro, Kirche, Professoren, Humor, Medizin, Kriminalität, Prozesse, PDS, Stasi, Motorsport: Ulrich Schwarz; für 100 Tage im Herbst: Jochen Bölsche; für Telekommunikation (S. 125), Prisma, Titelgeschichte, Biotechnik, Nobelpreise, Automobile: Johann Groll; für Fernsehen, Talkshows, Szene, Autoren, Städtebau, Biografien (S. 260), Bestseller, Kunst am Bau: Dr. Mathias Schreiber; für Panorama Ausland, Pakistan, Atomwaffen, Kaukasus, Ukraine, EU, USA, Holocaust, Nahost, Frankreich: Dr. Olaf Ihlu; für Segeln, Fußball: Matthias Geyer; für Spiegel des 20. Jahrhunderts: Dr. Dieter Wild; für die übrigen Beiträge: die Verfasser; für Briefe, Register, Personalien, Hohlspiegel, Rückspiegel: Dr. Manfred Weber; für Titelbild: Stefan Kiefer; für Layout: Rainer Sennwald; für Hausmitteilung: Hans-Ulrich Stoldt; Chef vom Dienst: Thomas Schäfer (sämtlich Brands-
tweite 19, 20457 Hamburg)
TITELFOTO: Monika Zucht

AFFÄREN

Scheck von Zwick

Bundeskanzler Gerhard Schröder muss sich auf weiteren Ärger um seinen Verkehrsminister Reinhard Klimmt gefasst machen. In der Finanzaffäre um den Fußballclub 1. FC Saarbrücken rücken neue Erkenntnisse den Minister ins Zwielficht. Auf Grund einer Bitte des früheren saarländischen SPD-Fraktionsvorsitzenden Klimmt, so ein Vereins-Insider, spendierte der in einen Steuerskandal verwickelte bayerische Bäderunternehmer Johannes Zwick dem klammen Sportverein 100 000 Mark. Johannes Zwick hatte den Verwaltungssitz seines Unternehmens Johannesbad AG aus steuerlichen Gründen vom bayerischen Bad Füssing 1989 nach Saarbrücken verlegt. Sein Vater, der Firmengründer Eduard Zwick, war 1982 wegen einer Steuerschuld von rund 70 Millionen Mark in die Schweiz geflüchtet und bis zu seinem Tode 1998 nicht mehr nach Deutschland zurückgekehrt. Die Frage, ob führende CSU-Politiker wie Gerold Tandler die leidige Zwick-Angelegenheit zu dessen Gunsten aus der Welt schaffen wollten, beschäftigte sogar einen Untersuchungsausschuss des Bayerischen Landtags.



Klimmt



Zwick, Lafontaine (1993)

Doch die Zwick-Familie konnte sich nicht nur auf die CSU-Amigos im Freistaat verlassen. Auch Ministerpräsident Oskar Lafontaine und seine Genossen an der Saar wollten hilfsbereit sein. Im Saarland hatte das damals SPD-geführte Finanzministerium ein Steuermodell für die Johannesbad AG entwickelt, das Zwick jährliche Ersparnisse in Millionenhöhe bringen sollte.

Auf Bitte des langjährigen SPD-Fraktionschefs Klimmt, der für den Kontakt zu Zwick eine Agentur eingeschaltet hatte, stellte der damalige Zwick-Vorstand Hans-Jürgen Schmidt, so der Insider, im Frühjahr 1990 einen 100 000-Mark-Scheck zu Gunsten des 1. FC Saarbrücken aus. Schmidt war vor seinem Wechsel zu Zwick Bediensteter in der Saarbrücker Finanzbehörde. Reinhard Klimmt, von 1996 bis zu seiner Ernennung als Ministerpräsident 1998 Präsident des 1. FC, war damals bei den Alten Herren des Fußballvereins aktiv. Verkehrsminister Klimmt wollte sich Ende vergangener Woche nicht zu den Vorwürfen äußern: „Nach so langer Zeit“ könne er spontan keine Angaben machen.



Europäischer Gerichtshof in Luxemburg

EUROPA

Verschwenderische Richter

In den vergangenen zwölf Jahren soll der Europäische Gerichtshof (EuGH) umgerechnet rund 78 Millionen Mark an Steuergeldern für überhöhte Miet-

ausgaben verschleudert haben. Dies wirft der Europäische Rechnungshof den obersten Richtern der EU in einem vorläufigen und vertraulichen Prüfbericht vor. Bei den Verhandlungen über die Mietverträge zwischen dem EuGH und dem Land Luxemburg, wo das Europa-Gericht seinen Sitz hat, seien überhöhte Mietkosten für die Gebäude akzeptiert und die Kostenübernahme für Reparaturen nicht eindeutig geregelt worden. Der EuGH hat laut Rechnungshof sogar den Bau einer Straße in Luxemburg mit 500 000 Euro finanziert. Durch die komplizierte Vertragskonstruktion – die Gerichtsgebäude gehören einer privaten

Baufirma, Luxemburg ist Hauptmieter, der EuGH dessen Untermieter – seien unnötige Kosten angefallen. Ebenso habe der EuGH überflüssige Baumaßnahmen bezahlt. Bis zum November hat das Gericht Zeit zur Stellungnahme zu den Vorwürfen.

Zitat

»Rinderkennzeichnungs- und Rindfleischetikettierungsüberwachungsaufgabenübertragungs-gesetz RkReÜAÜG M V.«

Titel eines Gesetzes, das vergangene Woche im Landtag von Mecklenburg-Vorpommern beraten und an den Landwirtschaftsausschuss verwiesen wurde

FDP

„Die Pünktchen bleiben“

FDP-Generalsekretär Guido Westerwelle, 37, über eine mögliche Parteikarriere des Modemachers Wolfgang Joop

SPIEGEL: Herr Westerwelle, Wolfgang Joop sagt, er wolle für die Hamburger Liberalen die Politik aufmischen und warte auf Ihren Bescheid. Rufen Sie ihn an?

Westerwelle: Mit Sicherheit. Es freut mich sehr, dass er uns helfen will.

SPIEGEL: Kennen Sie sich denn persönlich?

Westerwelle: Bislang noch nicht. Aber ich habe ein Interview gelesen, in dem er sagt, ich sei ganz passabel angezogen. Das ist doch schon mal ein Anfang.

SPIEGEL: Wie kann ein Modemacher Ihrer Partei helfen? Beim Sterben in Schönheit?

Westerwelle: Quereinsteiger aus Wirtschaft, Kultur und Wissenschaft sind der FDP immer willkommen. Und Wolfgang Joop ist ein prominenter Mensch, der unsere Vorstellungen



Westerwelle



Joop

von Leistungsbereitschaft und Toleranz seit langem unterstützt. Wir können ihn gut gebrauchen.

SPIEGEL: Sollte Joop tatsächlich zur nächsten Bürgerschaftswahl in Hamburg antreten: Darf er die Pünktchen im FDP-Logo durch sein Ausrufezeichen ersetzen?

Westerwelle: Was eine Kandidatur angeht: Abwarten – bis zur Wahl sind noch zwei Jahre. Fest steht: Die Pünktchen bleiben.



Motorradeskorte in Berlin

HAUPTSTADT

Fischers Ampel

Auf Eis hat Bundesfinanzminister Hans Eichel (SPD) die überfälligen Verhandlungen mit dem Land Berlin über Zahlungen für so genannte hauptstadtbedingte Lasten gelegt. Während Bonn bis zum Jahr 2003 vertragsgemäß mit 205 Millionen Mark aus der Bundeskasse subventioniert wird, sind die für den Regierungssitz in Aussicht gestellten Kulturzuschüsse in Höhe von 400 Millionen vertraglich noch nicht gesichert.

Darüber hinaus drohen der Hauptstadt sogar zusätzliche Ausgaben in Höhe von jährlich mehr als 20 Millionen Mark.

Seit drei Monaten nämlich ignoriert Eichels Staatssekretär Manfred Overhaus Berlins Wunsch, über die zum 1. Januar 2000 fällige Anschlussregelung des Finanzierungsvertrages zu verhandeln. Zuvor hatte Overhaus angekündigt, der Bund werde voraussichtlich keine Pauschale mehr an Berlin überweisen, sondern nach dem

„Bestellerprinzip“ abrechnen: Beahlt wird nur, was der Bund konkret bestellt und Berlin geliefert hat.

Dieses neue Verfahren, ließ die Berliner Senatskanzlei daraufhin den Bund wissen, sei mit dem Grundgesetz „nicht in Einklang zu bringen“ und im Übrigen kaum praktikabel: Ausgaben etwa für die Sicherheit der Regierung, eine Internationale Schule oder die von Außenminister Joschka Fischer geforderte „spezielle Ampelschaltung“ für die künftige Protokollstrecke zwischen dem Flughafen Tegel und der Innenstadt könnten nicht auf später verschoben werden.

PDS

Werben für Bisky

Führende Funktionäre und Genossen aus dem Nachwuchs der PDS wollen die Satzung der Partei ändern – um dem Vorsitzenden Lothar Bisky, 58, eine weitere Amtszeit an der Parteispitze zu ermöglichen. Als Reaktion auf die 18-jährige Amtszeit von SED-Chef Erich Honecker hatten die Postkommunisten beschlossen, dass „ein und dieselbe Wahlfunktion in der Partei nicht länger als acht Jahre hintereinander von einem Mitglied ausgeübt werden“ dürfe. PDS-Politiker wollen dagegen, dass die „Integrationsmaschine“ (Bisky über Bisky) die Partei auch nach 2001 weiter führt.

Matthias Gärtner, stellvertretender PDS-Fraktionschef im Landtag von Sachsen-Anhalt, hält die Regelung im Fall des Parteichefs Bisky für „zu unflexibel: Wer gut ist, sollte weitermachen können, falls der Parteitag ihn wählt“. Eine Strukturkommission im Parteivorstand berät derzeit Vorschläge für eine entsprechende Statutenreform, auch PDS-Youngster werben für Bisky. Eine Änderung müsste vom Parteitag mit Zweidrittelmehrheit beschlossen werden.

AKADEMIKER

Seltsamer Titel

Zu Unrecht schmückt sich offenbar Brandenburgs neuer Wirtschaftsminister Wolfgang Fürniß (CDU) mit dem Titel eines Professors. Bei einer Tagung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung 1998 firmierte er als Prof. Dr. Doch die dazu notwendige Genehmigung des baden-württembergischen Wissenschaftsministeriums existiert nicht. Auch bei einem Workshop der Heidelberger Klaus-Tschira-Stiftung am 10. Februar dieses Jahres gab er sich als Professor



Fürniß

aus, diesmal in einem Lebenslauf. Darin waren auch andere Angaben falsch. Er habe öffentliche Verwaltung studiert und den Bachelor of Arts in Politikwissenschaft, Geschichte und Fremdsprachen an der Universität Heidelberg erworben. Beides stimmt nach Angaben der Uni nicht. Fürniß will nach eigenen Angaben den Professorentitel schon 1996 von der Central Michigan University bekommen haben. Der Politiker weist den Vorwurf zurück, den Titel zu Unrecht zu führen. Doch ohne Zweifel ist er nicht: „Wenn da etwas nachzuholen ist, muß man das tun.“

FOTOS: DPA

JUSTIZ

Richter für Reform

Bundesjustizministerin Herta Däubler-Gmelin bekommt für ihre geplante Reform der Zivilprozesse jetzt doch die Unterstützung des Deutschen Richterbundes. Dessen Bundesvorstand sei „im Großen und Ganzen mit der Reform einverstanden“, sagte der Vorsitzende des Richterbundes Rainer Voss. Auf der Tagung des Bundes Anfang des Monats hatten sich noch viele Richter gegen das Vorhaben ausgesprochen.

Die Ständesvertretung der deutschen Richter und Staatsanwälte erwartet von der Reform „eine Straffung und Verbesserung“ der Gerichtsverfahren. Nach den Plänen sind in Zukunft allein die Oberlandesgerichte für Berufungen zuständig. Diese würden dann in der Regel nur noch Rechtsfragen erörtern und keine neue Beweisaufnahme mehr durchführen. Im Gegenzug sollen die Amts- und Landgerichte personell gestärkt werden. Der Richterbund sieht dies als eine „Geschäftsgrundlage“ an und warnt die Länder davor, das Vorhaben „zur Personaleinsparung zu nutzen“.

SPENDEN

Essen gegen Hunger

Das Motto der Welthungerhilfe „Wir tun etwas gegen den Hunger“ gilt besonders für 400 Gäste, die am kommenden Sonntag zum großen kostenlosen Festschmaus um Mitternacht ins Mannheimer Dorint-Hotel eingeladen sind. Anlass der feinen Verköstigung ist die Ausstrahlung der „Superhitparade“ im ZDF am gleichen Abend – in der Sendung wirbt Dieter Thomas Heck um Spenden für die Welthungerhilfe. Die Hilfsorganisation zahlt dafür, dass sie ins Fernsehen kommt, rund 300 000 Mark an Hecks Firma Dito Multimedia.

Zu dem anschließenden Hunger-Essen lädt dann Dito ein. Im vergangenen Jahr war den Gästen Pfälzer Saumagen und Schweinshaxe in Altbiersoße kredenzt worden.



Heck

Am Rande

Happy birthday



Am Tag von Nr. 6 000 000 000, als alle Welt am Klügeln war, dass dieses Kind rein statistisch eine HIV-positive Inderin sein müsste, die gute

Chancen hätte, im Alter von 22 Jahren durch die heilige Kugel eines usbekischen Mudschahid umzukommen;

am Tag von Nr. 6 000 000 000, als alle Welt das Milliardenbaby suchte wie den Messias und ersatzweise, gleichsam wie ein moderner Melchior, der Uno-Generalsekretär Kofi Annan im Krankenhaus in Sarajevo den Winzling Nevic junior in Empfang nahm, einen bosnisch-moslemischen, unter Schmerzen geborenen Achtpfünder;

am Tag von Nr. 6 000 000 000, als in Deutschland die Generalsekretärin Angela Merkel eine „neue Phase“ der CDU-Familienpolitik einläutete, mit Baby-Bonussen für Rentner und einer Bestimmung von Familie als „überall dort, wo Eltern für Kinder und Kinder für Eltern Verantwortung tragen“;

in diesem historischen Moment der vergangenen Woche also wurde tatsächlich das sechsmilliardste Menschenwesen gefunden. Wo? In Berlin. Natürlich in Berlin. Nicht weit vom Potsdamer Platz, mitten in der Hauptstadt. Max S. fand es, der 62-jährige Lumpensammler aus der Obentrautstraße in Kreuzberg. Er sagte, es habe einfach dagelegen. Unbemerkt von Kofi und Angela, unbemerkt von den Zooms und Mikrofonen der Öffentlichkeit, lag da doch tatsächlich Nr. 6 000 000 000, ein wohl gewachsenes, gesund entwundenes kleines Mädchen. Es lag im schönen, mit Bänken und Tischtennisplatte gestalteten Hinterhof des Hauses Nr. 32 in einer gelben Wertstofftonne „Vermeiden. Sortieren. Verwerten“ und war tot.



Jugendliche an Spiele-Konsolen

SPIELGERÄTE

Starker Schlag

Eine fehlerhafte so genannte Game-boy-Vorführkonsole hat einen fünfjährigen Jungen aus dem niedersächsischen Garbsen fast das Leben gekostet. Beim Spielen in einem Kaufhaus durchzuckte das Kind plötzlich ein starker Stromschlag. Das Unglück ereignete

sich bereits im Juni, wurde von Behörden und Hersteller aber geheim gehalten. Die Staatsanwaltschaft Hannover hat wegen fahrlässiger Körperverletzung ein Ermittlungsverfahren gegen Unbekannt eingeleitet – Gutachter sollen jetzt klären, ob der Defekt bei Herstellung oder bei Montage der Konsole geschah. Kurz nach dem Ereignis veranlasste die Polizei bundesweit die Überprüfung von 3500 Vorführgeräten.

ONLINE-VERSTEIGERUNGEN

Stürmer im Netz

Sammler von Militaria und NS-Devotionalien werden immer häufiger im Internet fündig. Bei den großen Veranstaltungen von Online-Auktionen sind Gegenstände und Propagandamaterial aus der Nazi-Zeit massenweise im Angebot. Neben Stahlhelmen oder einem original Seitengewehr der Wehrmacht werden auch Zeitschriften wie „Der Stürmer“



Angebot bei Internet-Auktion

oder die Frontzeitung „Panzer voran“ beworben. Unter den entsprechenden Rubriken der Versteigerer können mehr als 1000 Angebote abgerufen werden –

teilweise sogar mit Foto. Da das Zeigen von NS-Symbolen untersagt ist, helfen sich die Anbieter oft mit einem Trick: Hakenkreuze auf Gedenkmünzen oder anderen Waren werden auf dem Foto im Internet elektronisch verfremdet.

Nachgefragt

Leselustige Frauen

„Wie viele Bücher haben Sie in diesem Jahr gelesen?“



Emnid-Umfrage für den SPIEGEL vom 12. und 13. Oktober; rund 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: keine Angabe



W. V. BRAUCHITSCH

Unternehmer-Kanzler Schröder, Arbeitgeber*: Der Wirtschaft geht der Modernisierungskurs nicht weit genug

REGIERUNG

Zucken, zaudern, zögern

Gerhard Schröder beugt sich Gewerkschaften und SPD-Linken. Verunsichert durch massive Kritik und Wahlniederlagen, testet die Regierung bei Renten und Steuern wieder traditionelle Rezepte der Umverteilungspolitik. Der neue Kurs: weniger Blair, mehr Jospin.

Klaus Zwickel, der Chef der größten Einzelgewerkschaft der Welt, zeigte sich irritiert. Wie war Gerhard Schröders Aussage auf dem Gewerkschaftstag der IG Metall zu verstehen, die Rente mit 60 sei „nicht finanzierbar“, wie seine Bemerkung: „Ich darf keine Erwartungen wecken, die wir nicht erfüllen können“? Hatte der Kanzler tatsächlich das Ende der Gewerkschaftsidee vom vorzeitigen Ruhestand verkündet?

Beim anschließenden Gespräch im kleinen Kreis in einem Séparée des Hamburger Congress Centrums baten Zwickel und sein Vize Jürgen Peters Schröder um Aufklärung. Schon liefen die ersten Agenturmeldungen über den Ticker, die verkün-

deten, Schröder habe der Rente mit 60 eine Absage erteilt.

Der Kanzler beschwichtigte. Die Gewerkschafter sollten doch bitte zur Kenntnis nehmen, was er gesagt habe: Er unterstütze ihren Vorschlag, aber die Frührente dürfe eben nicht die Rentenbeiträge nach oben treiben. Vollends hellten sich die Mienen der Metaller auf, als Schröder versprach, er werde Walter Riester bitten, das Projekt noch einmal zu prüfen – und zwar wohlwollend.

Schon eine Woche später, am Rande des Jubiläumskongresses zum 50. Geburtstag des Deutschen Gewerkschaftsbundes in München, hatte der Arbeitsminister den Auftrag wie versprochen erledigt. Ganze drei Stunden benötigten er und Zwickel, um am Mittwoch vergangener Woche den monatelangen Streit zwischen Regierung und Gewerkschaft beizulegen und die Öffentlichkeit mit ihrer fröhlich vorgetra-

genen Botschaft zu überraschen: Die Rente mit 60 kann kommen. Prompt assistierte Schröder: „Eine interessante Idee.“

Da war er wieder, der „Mambo-Kanzler“ („Die Welt“), der beim permanenten Hüftschwung arg ins Schwanken gerät. Wieder einmal war die rot-grüne Regierung auf glattem Parkett umgekippt.

Wochenlang hatte Gerhard Schröder sich bemüht, die Pose des eisernen Kanzlers herauszukehren. Wo immer er auch auftrat, donnerte er: Die Regierung vertrete das Allgemeinwohl und nicht Einzelinteressen. Am Sparpaket, am ganzen Kurs werde nichts geändert.

Doch nach sechs Wahlniederlagen in Serie sieht die Realität anders aus. Schröder zuckt, zaudert und zögert und mit ihm die ganze Koalition. Denn der Kanzler hat sich auf einen gefährlichen Mehr-Fronten-Krieg eingelassen. Und kann er es da wirklich allen recht machen? Einerseits bezichtigen

* Am 12. Oktober beim BDI-Mittelstandskongress in Bonn mit Merck-Vorstandschef Hans Joachim Langmann, Jenoptik-Chef Lothar Späth, Industriepresident Hans-Olaf Henkel und Dresdner-Bank-Vorstand Bernd Fahrholz.



F. HELLER / ARGUN

Gewerkschafter-Kanzler Schröder*: Links blinken, rechts fahren?

Gewerkschaften und SPD-Linke ihn der neoliberalen Kälte und fordern „soziale Gerechtigkeit“. Andererseits geht den Arbeitgebern der Modernisierungskurs noch nicht weit genug, die Koalition möge „endlich etwas für die deutsche Wirtschaft tun“, drängt Arbeitgeber-Chef Dieter Hundt.

Verstärkt werden die Herzkreislauferstörungen der Koalition noch durch Oskar Lafontaines Buch. Die ganze Richtung

stimme nicht, poltert der Saarökonom bei jeder Gelegenheit.

Mühsam versucht Schröder sich zwischen den widerstrebenden Polen hindurchzulavieren. Bis zum Parteitag im Dezember muss er als Parteivorsitzender die SPD auf Linie bringen. Nur auf welche? Parallel dazu will er als Regierungschef das Sparpaket durchboxen, inklusive der Einschnitte bei Rentnern und Arbeitslosen.

Angesichts solch unterschiedlicher Interessen ähnelt Schröders Politik einer Flipperkugel, die, wann immer sie auf Hindernisse stößt, gleich wieder in eine andere Richtung abprallt.

So sind es derzeit nicht die Piëchs dieser Republik, die Strombosse oder die Versicherungsvertreter, deren Drängen der Kanzler nachgibt. Sieben Wochen vor dem SPD-Parteitag in Berlin schlägt das Herz des Parteichefs im Zweifel eher links. Dort, so verheißen die Umfragen, wartet auch die Zustimmung. So befürworten über 70 Prozent der Deutschen die Aussicht auf Rente mit 60, obgleich maximal 850 000 Arbeitnehmer profitieren.

Mehr Jospin und weniger Blair, heißt deshalb die Pa-

role. Der Briten-Strahlemann Tony Blair hat als Vorbild momentan ausgedient. Lieber orientiert sich Schröder am französischen Premier Lionel Jospin, der seine Reformpolitik nach der Methode „Links blinken, rechts fahren“ erfolgreich mit sozialdemokratischer Rhetorik verbrämt. Öfter sucht Schröder allerdings die Nähe des Pariser Premiers, so auch vergangene Woche Donnerstag, als in Straßburg ein neuer deutsch-französischer Luft- und Raumfahrtkonzern geschmiedet wurde (siehe Seite 128).

Vergessen scheinen alle Beteuerungen, das Sparpaket allein sei schon sozial ausgewogen. Hatte nicht das Finanzministerium in internen Runden immer wieder vor „Flickschusterei“ gewarnt, hatte nicht auch Wirtschaftsminister Werner Müller gemahnt, nicht der „Wankelmütigkeit des Populismus“ zu verfallen?

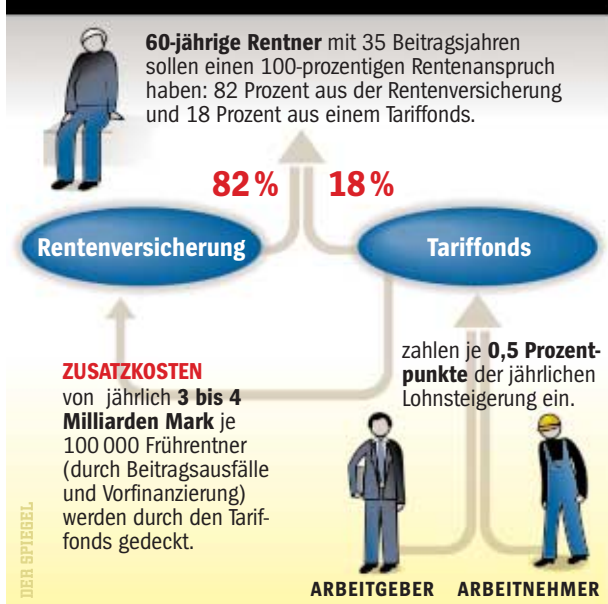
Stattdessen befriedet der Kanzler die Kritiker aus den eigenen Reihen mit einem Schwenk zurück zur traditionellen Umverteilungspolitik. Das Kalkül ist offensichtlich: Die Rente ab 60 könnte die Gewerkschaften ruhig stellen, der Leitantrag für den Parteitag die SPD-Linken glauben lassen, dass die Reichen dieser Republik doch noch mit einer Vermögensabgabe zur Kasse gebeten werden.

Schon befürchten rot-grüne Koalitionäre, dass die Regierung, wenn sie so weitermacht, vom Reformkurs der vergangenen

* Am 13. Oktober beim Festakt zum DGB-Jubiläum in München.

Jung zahlt – Alt kassiert

Die Pläne zur Rente mit 60 Jahren



Der Nationalstaat wird verabschiedet

RUDOLF AUGSTEIN

Ein Journalist kann Freund des Politikers auf Dauer nicht sein. Wer mit Gerhard Schröder zusammen am Biertisch gehockt hat, der zögert natürlich eine fällige Abrechnung so lange wie möglich hinaus, auch ich darf ihn ja Gerd nennen. Da Hannover meine Heimatstadt ist, kenne ich mich in Niedersachsen, im Land der Ackergäule und des Springreitens, besser aus als so manch anderer.

Gerhard Schröder hat, soviel ich weiß, nie auf einem Pferderücken Platz genommen. Aber es geht mir nicht um meines Freundes Gerhard Reitkünste. Ich gab ihm, da die Niedersachsen sturmerprobt und erdverwachsen sind, Nachfahren jenes in seiner Treue stark überschätzten westfälischen Edelings Widukind, eine große politische Überlebenschance. „Heil Herzog Widukinds Stamm“, singt man auf dem kilometerlangen Umzug des Schützenfestes heute noch immer.

So hegte ich, obwohl ich Schröders Schwächen erkannte, keine Sorge um seine Sattelfestigkeit in Niedersachsen. In Treue fest stand das Volk zum angestammten Herrscherhaus der Welfen, in Treue fest stand es zu dem Niedersachsen Hinrich („Hinnerk“) Kopf, der auf Bismarck mimte, ebenjenen Bismarck, der die Welfen verjagt und deren Privatvermögen beschlagnahmte.

Hatte schon Bismarck düster gehaut, Deutschland, das er in den Sattel gehoben hatte, werde nicht reiten können, denn der Fürst selbst hatte ihm ja den Unterricht verwehrt, so geht es bei Gerhard Schröder einfach nur noch darum, ob er sich überhaupt im Sattel halten kann.

So war Schröder mein Mann, nur sagte ich ihm die Wahrheit nicht, die wohl auch sonst niemand ihm nahe gebracht hat: „Gerhard, bleib in Hannover, wo dich alle lieben. Strebe nicht nach Bonn, wo du dir nur eine Nase holen wirst.“ Ich jubelte, als mein Landsmann Kanzler wurde, mit dem pflaumenweichen Scharping und dem Weltverbesserer Joschka Fischer zur Seite. Scharping erlaubte sich sogar den diskreten Hinweis, auch er stehe zur Übernahme des Kanzleramtes zur Verfügung.

Aber dass Schröder sich übernommen hatte, trat innenpolitisch und finanzpolitisch sehr bald zu Tage. Ohne

den Windhund Oskar Lafontaine, der es nicht einmal für nötig hielt, sich von den Wählern seines eigenen Wahlkreises zu verabschieden, konnte Schröder nicht auskommen, und mit ihm erst recht nicht. Woran lag das? An einem Rechenfehler.

Schröder war auf eine Koalition mit der Union aus, die ihm aber ein ungnädiger Himmel versagte. Er gewann zu hoch, und nur die Grünen wollten mit ihm paktieren. Schröder hatte eine Persönlichkeitswahl veranstaltet, aber die Persönlichkeit ist er uns schuldig geblieben. Ich hoffe, dass er bald Konsequenzen zieht. Ich fürchte aber, er wird das nicht tun.

Der außenpolitisch arglose Schröder hat sich im Februar öffentlich mehr Fischer und weniger Trittin seitens der Grünen gewünscht. Er hatte gar nicht wahrgenommen, dass Trittin und auch er selbst unter die Fuchtel des Joschka Fischer geraten waren, der während seiner Uno-Rede am 22. September eine neue deutsche Außenpolitik entwarf.

Schon der Bürgerkrieg im Kosovo diente den amerikanischen Strategen als die erste Gelegenheit, von den Europäern widerspruchslose Bündnistreue einzufordern. Ex-Kanzler Kohl behauptet, ihm wäre das Kosovo-Dilemma nicht passiert. Aber was hätte Schröder damals machen sollen, da London stets die Vorreiterrolle für die USA gespielt hat. In Paris herrschte der mächtige, aber zahnlose Chirac. Im Zeitraum einer Zigarrenlänge musste Schröder sich entscheiden. Das liegt ihm ganz und gar nicht. Er will Anführer sein, aber Gefolgsmann auch.

In Deutschland kam man zu der Ansicht, dass es noch einen Bürgerkrieg in Europa, geschweige denn auf dem Balkan nicht mehr geben werde.

Niemand hatte von Schröder erwartet, dass er in Wirtschafts- und Finanzfragen etwas bewegen würde, er selbst wohl auch nicht. Solche Dinge lösen sich in einer Großen Koalition von selbst, und nur die hatte Schröder im Sinn gehabt. An die Grünen verschwendete er vor seinem Wahlsieg keinen Gedanken.

Den Regierenden scheint es völlig egal, ob sie in Osttimor Wache stehen oder noch weiter östlich. Sie würden ja auch in Pakistan, wo die Amerikaner schon wieder dilettantisch eingegriffen

haben, ihre menschenfreundliche Arbeit aufnehmen. So etwas fängt immer mit Sanitätspersonal, Beraterstäben und sonstiger Vernebelungstaktik an. In Vietnam standen über 500 000 Mann, die dann den Schwanz einziehen mussten.

Der Uno-Redner Fischer wird künftig nicht Joschka, sondern Türken-Fischer genannt werden; denn die USA wollen, dass die Türkei zu Europa gehört, was Kanzler Schröder nur mit Bauchgrimmen unterstützte.

Der Pazifist der ersten Stunde, inzwischen zum Bellizisten degeneriert, hantierte vor der Uno mit an die hundert Resolutionen, von Hecken schützen unbehelligt. Er entwarf ein Szenario, wonach die Deutschen, selbst in Geldschwierigkeiten, mithelfen sollen, der ganzen Welt Wohlstand zu bringen: Sogar Hilfe zur Verhinderung von Erdbeben kündigte Fischer an und jenen ganzen Katalog des 1968 gegründeten Club of Rome, dessen Wurzellosigkeit längst offenbar geworden ist.

Es stört ihn nicht, dass die Vereinigten Staaten, die der Uno das meiste Geld vorenthalten, gerade in diesen Tagen den Atomteststopp-Vertrag abgelehnt haben. Von Fakten ließ er sich noch nie beeindrucken.

Der Frankfurter Sponti und Sitzblockierer gegen die US-Rakete „Pershing-2“, das größte Schimpfmaul gegen den verbrecherischen Krieg der USA in Vietnam wirft seine Vergangenheit hinter sich wie der Apostel Paulus. Er betet nun an, was er immer bekämpft hat, den Kriegskapitalismus. Wie das, ohne inneren Schaden zu nehmen? Der Ritter in seiner Edeltahlrüstung mit Nato-Fähnchen bestückt verspürt den Bruch gar nicht.

Was er in seiner Hybris Deutschland und der Welt antut, ist ihm schon längst nicht mehr bewusst. Ja, ich spitze den Fall Fischer drastisch zu, indem ich sage: Er will den Nationalstaat abschaffen und stattdessen die grenzübergreifende Polizeitruppe unter der Führung der USA, vulgo auch Nato genannt; dies ist kein Schritt-für-Schritt-Programm.

Nicht der zuständige Kanzler Gerhard Schröder, ein grüner Hasardeur bestimmt jetzt die deutsche Außenpolitik. Wieder, wie zu Kaiser Wilhelms Zeiten, heißt die Parole: „The Germans to the front.“



Sparkommissar Eichel*: „Die Vermögensabgabe wird es nicht geben“

Monate abweichen könnte: „Anstatt uns auf das Sparpaket zu konzentrieren“, schimpft ein hochrangiger Regierungsmann, „fummeln wir jetzt an peripheren Sachen herum und versauen das Gesamtbild.“

Der Wiederaufstieg heraus aus dem „tiefsten Tief“, wie der designierte Generalsekretär Franz Müntefering es umschrieb, misslang in der Woche nach der Berlin-Wahl jedenfalls gründlich. Gleich am Montag begann ein bizarres Hin und Her um eine mögliche Sondersteuer für Reiche. Kommt sie? Oder kommt sie nicht? Die Koalition lieferte alle denkbaren Antworten: Ja, nein, vielleicht oder ganz anders.

Noch vor kurzem hatte sich der Kanzler strikt dagegen ausgesprochen. In der SPD werde viel zu sehr „um Symbole wie die Vermögenssteuer gestritten“, spottete er Anfang September. Offenbar gelte bei manchen Genossen das Motto: „Egal ob diese Steuer etwas bringt oder nicht, Hauptsache, sie schadet den Reichen.“

Dass nicht alles, was den Reichen schadet, den Armen nützt, weiß Schröder sehr wohl. Hasso Plattner, Mitbegründer des erfolgreichen Softwarekonzerns SAP, hatte ihm im Wahlkampf hochgerechnet, allein er müsse bei einer Wiedereinführung der Vermögenssteuer 140 Millionen Mark im Jahr zahlen und deshalb Anteile an SAP verkaufen. Eine solche Steuer, warnte er, würde die Unternehmer aus dem Land treiben und Neugründungen gefährden.

Doch vergangene Woche Montag gab Schröder dem Drängen der Parteilinken schließlich nach: Im Leitartikel für den Parteitag wurde die Formulierung aufgenommen, die Steuerpolitik der SPD möge sich künftig daran orientieren, „dass große Vermögen ihren Beitrag für die Sicherung der Zukunft unserer Gesellschaft leisten“.

Am Dienstag, auf einem Unternehmerkongress in Bonn, mochte sich der Kanzler dazu am liebsten nicht äußern, einen weiteren Tag später, am Mittwoch, teilte er dem Kabinett mit, das Sparprogramm werde ohne Abgabenerhöhungen durchgezogen. Die 360-Grad-Wende innerhalb weniger Tage war vollendet.

Mithin ist die vage Formulierung im Leitartikel, wie die „Berliner Zeitung“ vermutet, nichts anderes als ein „Placebo“ für die Traditionssozis.

Denn weder eine Vermögenssteuer, die Jahr für Jahr fällig ist, noch eine Vermögensabgabe, die nur einmalig erhoben würde, besitzt die Chance, verwirklicht zu wer-

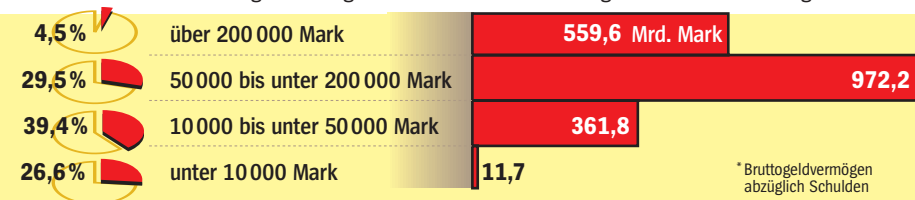
den. So lehnt selbst die Mehrheit der SPD-Ministerpräsidenten die Vermögenssteuer ab, obwohl sie allein den Ländern zusteht. Auch die Abgabe sei letztlich nur „ein Windei“, glaubt die grüne Finanzexpertin Christine Scheel.

Schließlich haben Experten des Finanzministeriums längst festgestellt, dass das Verfassungsgericht der Vermögensabgabe hohe Hürden setzt. Zuletzt wurde eine solche Sonderkollekte unmittelbar nach dem Krieg erhoben, der Lastenausgleich entschädigte diejenigen, die in den ehemaligen Ostgebieten ihr Hab und Gut verloren hatten. Scheel: „So schlecht ist es um Deutschland wirklich nicht bestellt,

Vielen nur wenig und Wenigen viel Vermögensverteilung in Deutschland

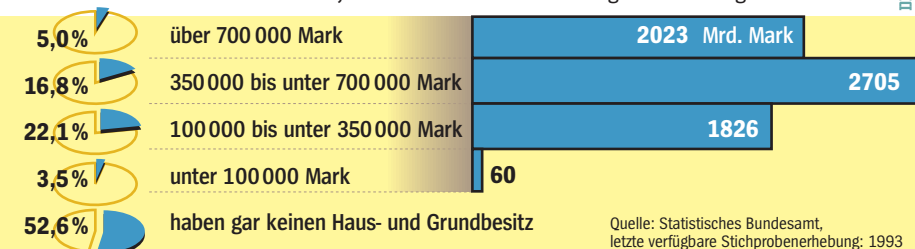
Geldvermögen

Haushalte ... mit Nettogeldvermögen* von ... besitzen insgesamt ein Geldvermögen von



Haus- und Grundbesitz

Haushalte ... mit Haus- und Grundbesitz im Verkehrswert von jeweils ... haben insgesamt Vermögenswerte von



* An einer Tankstelle in Berlin.



Software-Milliardär Plattner (1996): Hauptsache, die Steuer schadet den Reichen

dass wir jetzt an den Wiederaufbau denken müssten.“

Zudem dürfen die Mittel aus der Vermögensabgabe, wie Eichels Ministeriale in ihrem Gutachten anmerken, nicht im normalen Haushalt versickern. Es genüge auch nicht, wie von vier SPD-Bezirken in Nordrhein-Westfalen gefordert, die eingesammelten Mittel gegebenenfalls speziell für Bildung und Wissenschaft zu verwenden; schließlich gibt es dafür schon einen eigenen Etat. Hans Eichel ist sicher: „Die Vermögensabgabe wird es nicht geben.“

Doch kaum hatte sich die Aufregung um die Sondersteuer gelegt, folgte ab Mittwochnachmittag das nächste Tohuwabohu, diesmal um die Rente mit 60. Das Chaos begann schon beim Treffen Riesters mit Zwickel im Münchner Forum-Hotel. Ohne sich auf eine Sprachregelung zu verständigen, stürmten die Unterhändler nach dem Gespräch vor die Kameras. „Wie die kleinen Kinder“, spottete ein Teilnehmer.

Der konfuse Eindruck, den der Arbeitsminister hinterließ („Bild“: „Oder wie? Oder was? Oder doch?“ – „Frankfurter Allgemeine“: „Der nackte Wahnsinn“), brachte erst DGB-Chef Dieter Schulte auf die Palme, weil der seine 50-Jahr-Feierlichkeiten ruiniert sah. Es folgte die für Sozialpolitik zuständige stellvertretende Fraktionsvorsitzende der SPD-Bundestagsfraktion, Ulla Schmidt („Ich mache das nicht mit“). Und schließlich forderten Schröders Leute den gutmütigen Arbeitsminister auf, die Kommunikation nachzubessern.

Prompt berief Riester am nächsten Tag am Rande einer Veranstaltung des Dienstleistungskonzerns Debis in Berlin eine

spontane Pressekonferenz ein, um noch einmal zu betonen, dass die „Rente mit 60“ allein Sache der Tarifpartner sei. Vor allem mühte sich der Ex-Gewerkschafter den Eindruck zu verwischen, er habe ein gewagtes Solo aufgeführt.

Munter wird die Verantwortung für das PR-Debakel hin und her geschoben. Doch Arbeitsminister Riester ist sich keiner Schuld bewusst. Schließlich habe er mit Zwickel eine Lösung ausgehandelt, die die Rentenkasse nicht belastet (siehe Interview Seite 28). Locker geht er aber darüber hinweg, dass in Wirklichkeit eine neue Form der Lohnnebenkosten erfunden wurde.

Denn das Abkommen von München erinnert an einen Taschenspielertrick: Nach den Vorstellungen der IG Metall sollen sich Gewerkschaften und Arbeitgeber nun in der nächsten Lohnrunde darauf einigen, auf einen Prozentpunkt der anstehenden Gehaltserhöhungen zu verzichten. Stattdessen soll dieses Geld, jedes Jahr ein hoher Milliardenbetrag, in einen Tariffonds fließen, der die Rente für die 60-Jährigen finanziert. Letztlich, so stellen es sich die Rentenstrategen der Metallgewerkschaft vor, sollen Unternehmer und Mitarbeiter je 0,5 Prozentpunkte tragen, sich die Last also teilen.

Die Fonds-Milliarden könnten gleich zweierlei leisten: Zum einen sollen sie den 18-prozentigen Rentenabschlag ausgleichen, den all jene hinnehmen müssten, die schon mit 60 Jahren in Rente gehen. Zudem soll der Finanztopf das Loch in der Rentenkasse stopfen, das entsteht, weil die Frührentner als Beitragszahler ausfallen (siehe Grafik Seite 23).

Insgesamt würde der kollektive Frühergestand rund 66 Milliarden Mark kosten, wenn alle Berechtigten diesen in Anspruch nehmen. Für einen Arbeiter, der mit 62 Jahren vorzeitig in Rente geht, wären das 50 000 Mark; für einen Durchschnittsverdiener, der sich mit 60 Jahren aufs Altenteil zurückzieht, sind etwa 102 000 Mark von Nöten. Der Arbeitsplatztausch nach dem Motto „Alte raus, Junge rein“ soll dabei aber auf fünf Jahre beschränkt bleiben.

Wer mit 60 die Füße hochlegen will, 35 Beitragsjahre vorausgesetzt, könnte dies nach dem Modell der IG Metall also künftig ungehindert tun. Draufzahlen müssten aber die jüngeren Kollegen, die niemals in den Genuss der Rente mit 60 kommen werden.

Dabei ist die junge Generation im bisherigen Rentensystem doppelt gekniffen. Sie muss jetzt höhere Beiträge bezahlen und zudem in Zu-

kunft mit einem geringeren Rentenniveau auskommen.

Letztlich erreicht die Schröder-Riege in ihrem Bemühen, durch die Förderung des frühen Ruhestands ein Zeichen sozialer Gerechtigkeit zu setzen, das genaue Gegenteil. „Die Rente mit 60 verstößt eklatant gegen das Gebot der Generationengerechtigkeit“, schimpft der Mannheimer Rentenexperte Axel Börsch-Supan.

Der Lohnverzicht engt zudem den Spielraum der 30- oder 40-Jährigen ein, privat vorzusorgen. „Den Jungen wird das Geld weggenommen“, klagt der Rentenexperte Bert Rürup. Damit gefährdet Riester sein langfristiges Ziel, neben der staatlichen Rentenversicherung noch eine zusätzliche Säule der Alterssicherung aufzubauen.

Den größten Konstruktionsfehler des neuen Modells sehen die meisten Ökonomen aber darin, dass es, anders als von den Gewerkschaften behauptet, wohl kaum die Probleme am Arbeitsmarkt lindern dürfte. Die Erfahrungen der Vergangenheit zeigen das deutlich. Denn obwohl die alte Regierung zu Beginn der neunziger Jahre andere Frührentenprogramme massiv förderte, rückte für sieben Arbeitnehmer, die vorzeitig in Pension gingen, gerade einmal ein junger nach.

Sozialexperten der Koalition nahmen die Lösung deshalb reserviert auf. „Für die Arbeitnehmer wird das eine teure Angelegenheit“, mäkelte SPD-Rentenexpertin

„Die Rente mit 60 verstößt eklatant gegen das Gebot der Generationengerechtigkeit“

„Natürlich gibt es auch ein Risiko“

Arbeitsminister Walter Riester über
Generationengerechtigkeit, die Rente mit 60 und die Rolle der Regierung

SPIEGEL: Herr Riester, warum unterstützen Sie ein Modell, das mehr Rentner und weniger Arbeitnehmer zur Folge hat?

Riester: Welcher Effekt tatsächlich eintritt, hängt davon ab, wie man das Modell gestaltet. Die Gewerkschaften stellen sich vor, dass für jeden vorzeitig Ausscheidenden jemand neu eingestellt wird. Außerdem kommen heute sehr viele über Umwege in Frührente, über Arbeitslosigkeit oder Erwerbsunfähigkeit. Das ist für die Sozialkassen teuer. Wenn es den Tarifparteien gelänge, hier für Entschärfung zu sorgen, dann kann ich das nur begrüßen. Aber das muss zunächst natürlich erst einmal bewiesen werden.

SPIEGEL: Bislang haben alle Formen der Frühverrentung kaum zu Neueinstellungen geführt. Was berechtigt Sie zu der Hoffnung, dass es bei der Rente mit 60 diesmal anders ist?

Riester: Ich weiß zumindest, dass eine Chance besteht, mehr junge Leute in Arbeit zu bringen, und dass dies kostengünstiger geht als mit den bisherigen Wegen der Frühverrentung. Bei jeder Chance gibt es natürlich auch ein Risiko. Die Rentenkassen werden jedenfalls nicht belastet.

SPIEGEL: Die neue Regelung mag Ihre Rentenkasse nichts kosten, dafür belastet sie alle Beschäftigten unter 55 umso mehr. Das stört Sie nicht?

Riester: Wie wäre es, wenn Sie Herrn Zwickel diese Frage stellen, denn wen diese Regelung wie belastet, ist eine Frage für die Tarifparteien, nicht für die Regierung. Die Gewerkschaften glauben, dass ihre Idee durchsetzungs- und mobilisierungsfähig ist. Das werden sie unter Beweis stellen müssen. Und wenn tatsächlich nicht jeder an den Eigennutz denkt, dann ist das wohl kaum abzulehnen. Ich finde es von den Gewerk-

schaften sehr honorig, dass sie nicht wie in den letzten Jahren nur auf Lohnerhöhung setzen, sondern sich bereit erklären, einen Teil des Lohnzuwachses zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit einzusetzen.

SPIEGEL: Wie verträgt sich der schöne Plan einer Rente für 60-Jährige mit der von Rot-Grün in den vergangenen Wochen so oft beschworenen Generationengerechtigkeit?

Riester: Diejenigen, die heute ohne Job sind, könnten zu den Begünstigten gehören. Generationengerechtigkeit rechnet sich nicht nur in Mark und Pfennig.

SPIEGEL: Warum verlangen Sie Solidarität wieder einmal nur von den Jüngeren?

Riester: Ich habe klargestellt, dass die aktiv Beschäftigten nicht auf Grund eines Tarifmodells mit steigenden Beiträgen belastet werden. Das war der Bundesregierung sehr wichtig. Und lassen Sie uns doch erst mal abwarten, was die Tarifparteien genau aushandeln. Es ist ja durchaus vorstellbar, dass nicht 100 Pro-

zent Rente gezahlt werden und derjenige, der vorzeitig ausscheidet, sich zur Hälfte an den entstehenden Kosten beteiligen soll. Was die Tarifpartner am Ende vereinbaren, können wir erst beurteilen, wenn das Ergebnis vorliegt.

SPIEGEL: Eine Gruppe von Verlierern zumindest steht schon jetzt fest: Ein heute 35-Jähriger beispielsweise müsste mindestens 6000 Mark für eine Leistung bezahlen, die er selbst nie in Anspruch nehmen kann.

Riester: Das sind spekulative Rechnungen, mit denen die Leute erschreckt werden. Wie hoch die Lohnsumme sein wird, wie groß die Abgabe für den Tariffonds ist und wie lange die Regelung gilt – das alles wissen wir noch nicht. Lassen Sie doch die Tarifparteien erst einmal loslegen, dann kann ich das auch beurteilen.

SPIEGEL: Mit anderen Worten: Sie befürworten ein Modell, dessen Details Sie nicht kennen und damit auch nicht dessen Nebenwirkungen?



Minister Riester, Gewerkschafter Zwickel*: „Lassen Sie die Tarifparteien erst einmal loslegen“

* Am 3. Oktober auf dem Gewerkschaftstag der IG Metall in Hamburg.

Steuermodelle ab 2003 Grundzüge des rot-grünen und des Bayern-Tarifs

	geltendes Recht	nach Rot/Grün	nach Bayern-Tarif
Grundfreibetrag	13 067	14 093	14 093
Eingangssteuersatz	23,9%	19,9%	19,0%
Spitzensteuersatz ab Jahreseinkommen von DM	53,0% 120 042	48,5% 107 568	35,0% 110 052

Steuerbelastung bei Verheirateten					
zu versteuerndes Jahreseinkommen	geltendes Recht	nach Rot/Grün 2003	Entlastung in Prozent		nach Bayern-Tarif 2003
					Entlastung in Prozent
48 000	5 840	4 546	22,2	3 940	32,5
72 000	12 870	10 876	15,5	9 132	29,0
96 000	20 484	18 024	12,0	14 802	27,7
120 000	28 718	26 030	9,4	20 982	26,9
144 000	37 532	34 822	7,2	27 614	26,4
168 000	47 178	44 432	5,8	34 726	26,4
192 000	57 698	54 860	4,9	42 316	26,7
216 000	69 144	66 110	4,4	50 422	27,1
240 000	81 414	77 750	4,5	58 806	27,8
264 000	94 122	89 390	5,0	67 198	28,6
288 000	106 828	101 030	5,4	75 590	29,2
312 000	119 536	112 670	5,7	83 982	29,7
336 000	132 300	124 310	6,0	92 410	30,2
360 000	145 008	135 950	6,2	100 802	30,5

Riester: Ich habe nie gesagt, dass ich ein konkretes Modell befürworte. Ich unterstütze entsprechend der Vereinbarung im Bündnis für Arbeit die Gewerkschaften und die Arbeitgeber in dem Bemühen, Arbeitnehmern ein vorzeitiges Ausscheiden zu ermöglichen, ohne dass die Lohnnebenkosten steigen. Alles Weitere wird im Bündnis für Arbeit besprochen, entscheiden müssen das am Ende die Tarifpartner. Ich habe mit dem IG-Metall-Vorsitzenden Klaus Zwickel am Mittwoch vergangener Woche in München weder über die konkrete Tarifpolitik noch über Prozentzahlen geredet. Wir haben uns nur darauf verständigt, die gesetzlichen Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass ein 60-Jähriger nur dann in Rente gehen kann, wenn der dadurch entstehende Fehlbetrag in der Rentenkasse über Lohnverzicht ausgeglichen wird – mehr nicht.

SPIEGEL: Der Tariffonds, aus dem die neue Wohltat bezahlt werden soll, speist sich aus den erwarteten Lohnzuwächsen. Was geschieht eigentlich, wenn auf Grund einer schlechten Konjunktur Nullrunden drohen, gibt es dann Lohnkürzungen?

Riester: Noch mal. Ich bin die falsche Adresse für Ihre Frage.

SPIEGEL: Wieder einmal versucht die Regierung, Arbeitslosigkeit zu bekämpfen, indem sie Arbeit teuer stilllegt, anstatt darüber nachzudenken, wie sich neue Jobs schaffen ließen. Ist es nicht langsam Zeit für ein Umdenken?

Riester: Unsinn, wir sorgen dafür, dass die Beitragszahler nicht die Zeche bezahlen. Das ist mein Job. Und wir arbeiten doch an der Schaffung neuer Jobs. Wir versuchen mit speziellen Programmen, gerade arbeitslose Jugendliche in Ausbildung zu bringen. Wir senken die Lohnnebenkosten, um die Rahmenbedingung für mehr Arbeit zu verbessern.

SPIEGEL: Einen Nutznießer der ganzen Aktion gibt es jedenfalls: den Arbeitsminister. Je weniger Lohn den Aktiven nach Abzug aller Kosten bleibt, je niedriger also die Nettolöhne sind, desto leichter wird es für Sie, zur nettolohnbezogenen Rente zurückzukehren.

Riester: Das ist bestimmt nicht der Grund, warum die Gewerkschaften sich dafür einsetzen. Aber dass wir zur nettolohnbezogenen Renten Anpassung zurückkehren – darauf können Sie sich verlassen.

Ulla Schmidt. Auch ihre bündnisgrüne Kollegin Katrin Göring-Eckardt blieb skeptisch. Sie würde die Lebensarbeitszeit lieber mit Arbeitszeitkonten verkürzen.

Ohnehin ist nicht ausgemacht, ob die Rente mit 60 jemals Wirklichkeit wird. Denn kaum waren vorige Woche die Pläne publik geworden, kündigten die Cheflobbyisten der deutschen Wirtschaft massiven Widerstand an. „Absolut irrsinnig“ sei der Plan, schimpfte Industriepresident Hans-Olaf Henkel. „Sozial unausgewogen“, urteilte Arbeitgeberpräsident Dieter Hundt: „Wir werden der Rente mit 60 und den Tariffonds nicht zustimmen.“ Erst einmal müssen die Tarifpartner das genaue Procedere aushandeln, ansonsten scheitert Zwickels Renten-Plan.

Als Widerstandsnest wollen Henkel, Hundt und Co. insbesondere das Bündnis für Arbeit nutzen, jene Konsensrunde, die Schröder eigentlich zum Dreh- und Angelpunkt seiner Wirtschaftspolitik machen will. Anfang November möchte der Kanzler die Bündnis-Beteiligten wieder einladen. Gerade wegen der Rente mit 60 hatte IG-Metall-Boss Zwickel zuletzt mit Ausstieg aus den Gesprächen gedroht.

Die Wirtschaft drängt nun ihrerseits den schwankenden Kanzler zu Zugeständnissen und versucht, ihm zusätzliche Steuerwohltaten abzapfen. So überrumpelte etwa BDI-Chef Henkel als Gastgeber eines Mittelstandskongresses am Dienstag vergangener Woche im Bonner Maritim-Hotel den Kanzler mit der Forderung, doch noch bitte schnell zum 1. Januar 2000 die Gewerbesteuer zu senken. Das würde die Un-

ternehmen, so Henkel, um acht Milliarden Mark jährlich entlasten.

Der Cheflobbyist mochte auch nicht den Kanzler-Einwand gelten lassen, dass die Länder auf diese Steuereinnahmen, die vor allem den Städten und Gemeinden zufließen, kaum verzichten würden. Vielleicht, flachste Schröder, könne der Industriepresident ja selbst das Geld bei allen 16 Ministerpräsidenten eintreiben; im Erfolgsfall „wird Henkel heilig gesprochen“.

Doch Schröder könnte der Spaß schon bald vergehen, wenn er die Erwartungen, die er selbst mit der für 2001 angekündigten Reform der Unternehmensteuern geweckt hat, nicht erfüllen kann. Versprochen hat der Regierungschef eine Steuerlast von höchstens 35 Prozent.

„Die Latte liegt verdammt hoch“, weiß Christine Scheel, die Vorsitzende des Bundestagsfinanzausschusses. Die Grünen-Politikerin tingelt seit Wochen durch die Provinz, referiert vor Steuerexperten oder vor mittelständischen Unternehmen. „Wenn die Unternehmensteuerreform schlecht wird“, warnt die grüne Finanzexpertin, „steht es schlecht um die Regierung.“

Die Sorge ist durchaus berechtigt. Denn während der Kanzler nach wie vor für sein Steuerprojekt wirbt („Das wird so kommen. Schluss! Aus!“), wachsen selbst im Finanzministerium die Zweifel, ob sich das Vorhaben wie geplant umsetzen lässt. So

„Wir sollten uns gut überlegen, ob die Steuerreform so wirklich Sinn macht“

haben die Computerplanspiele, mit denen die Ministerialen seit Wochen diverse Modelle durchtesten, bislang „überwiegend ernüchternde Ergebnisse produziert“, wie ein Steuerexperte bekennt.

Insbesondere das ambitionierte Vorhaben, demnächst alle Firmen einer einheitlichen Unternehmensteuer zu unterwerfen, erweist sich als problematisch. Ein Modell mussten die Ministerialen bereits verwerfen, weil danach vor allem mächtige Aktiengesellschaften profitiert hätten, während ausgerechnet für die Mehrzahl der 2,5 Millionen Personengesellschaften, also für kleinere und mittlere Betriebe, die Steuerlast gestiegen wäre. Wirtschaftsminister Werner Müller sieht deshalb „noch Bearbeitungsbedarf“.

Die Probleme entstehen, weil die rot-grüne Regierung zwischen „gutem“ und „schlechtem“ Profit unterscheiden will. So sollen jene Gewinne mit 35 Prozent bevorzugt werden, die im Unternehmen verbleiben. Wenn das Geld hingegen an die Aktionäre oder Firmenbesitzer fließt, soll es mit dem jeweiligen Tarif der Einkommensteuer von bis zu 48,5 Prozent belegt werden.

Ökonomen warnen schon seit Monaten vor dieser „Spreizung“, wie der gewaltige Unterschied zwischen betrieblichen und privaten Steuersätzen im Fachjargon heißt. „Das provoziert doch nur neue Tricksereien und Steuersparmodelle“, meint der Finanzwissenschaftler Stefan Homburg von der Universität Hannover. „Wir sollten uns gut überlegen, ob das wirklich Sinn macht“, mahnt auch Grünen-Politikerin Scheel.

Spätestens im Bundesrat dürfte die Regierung mit ihrem Steuerplan ohnehin aufpassen: „Das rot-grüne Konzept ist technisch undurchführbar“, glaubt Georg Milbradt, CDU-Finanzminister von Sachsen.

Schon jetzt sagen Unions-Strategen voraus, dass der Kampf um die Steuerreform noch weitaus härter ausfallen wird als das Ringen ums Sparpaket. Das voraussichtliche Vermittlungsverfahren im Dezember, in dem es um die 30-Milliarden-Kürzungen im Haushalt geht, sei nur das Vorgeplänkel für die entscheidende Schlacht dieser Legislaturperiode, die im nächsten Frühjahr ansteht, wenn Regierung und Opposition sich mit ihren höchst unterschiedlichen Steuerkonzepten traktieren.

Während vor allem die SPD-Steuerpolitiker beharrlich am hohen Spitzensteuersatz festhalten, wollen die Unions-Vor-



Minister Eichel, Müller:

denker sowohl den Top-Tarif für Unternehmen als auch für Privatleute senken – wenn es nach Bayerns Finanzminister Kurt Faltlhauser geht, sogar auf 35 Prozent. CSU-Mann Faltlhauser fordert zudem, Bürger und Betriebe bis zum Jahr 2003 um 50 Milliarden Mark netto zu entlasten. Sparkommissar Eichel hingegen möchte allenfalls 8 Milliarden lockermachen, zusätzlich zu jenen 20 Milliarden Mark, die die erste rot-grüne Steuerreform Anfang des Jahres bereits gebracht hat.

Die Union gibt sich siegesgewiss: „Die Regierung“, prophezeit Sachsen-Minister Milbradt, „wird mit ihrem Plan scheitern.“ Auch Friedrich Merz, der Finanzexperte



A. VÖLKEL / MELDEPRESS

„Noch Bearbeitungsbedarf“

der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, glaubt: „Das wird so nie kommen.“ Doch vorerst wollen die rot-grünen Reformer von ihrem Plan nicht ablassen.

Mehr als alle Fachkritik trifft den Kanzler und seinen Finanzminister derzeit aber, dass auch Oskar Lafontaine an der drastischen Reduktion der Unternehmensteuern herummäkelt. Am Sonntag vorvergangener Woche versuchte der ehemalige Finanzminister einem Millionenpublikum von „Sabine Christiansen“ weiszumachen, die 35-Prozent-Idee sei, wie so vieles, allein einem neoliberalen Solo von Schröder entsprungen. Ohne Absprache habe Männerfreund Gerd in der Regierungserklärung „eine ganze Reihe von Positionen“ geändert – auch diese.

Das ist nicht einmal die halbe Wahrheit. Denn das Ziel, „alle Unternehmenseinkünfte mit höchstens 35 Prozent“ zu besteuern, findet sich schon im Koalitionsvertrag, Seite 10, letzter Absatz. Das Papier, Wochen vor der Regierungserklärung fertig gestellt, trägt acht Unterschriften. Einer der Unterzeichner: Oskar Lafontaine.

MARKUS DETTMER, CHRISTIAN REIERMANN,
ULRICH SCHÄFER, HAJO SCHUMACHER



M. ZUCHT / DER SPIEGEL

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Es gibt keine Fischer-Doktrin“

Außenminister Joschka Fischer über den Sinn der Osttimor-Expedition und die künftige Rolle der Deutschen in der Weltpolitik

SPIEGEL: Herr Fischer, was haben deutsche Soldaten in Osttimor zu suchen?

Fischer: Die Sanitäter und zwei Transportflugzeuge sind ein humanitärer Beitrag entlang unserer Möglichkeiten. Es ist ein Einsatz der Uno, und alle unsere wichtigsten Verbündeten engagieren sich dort sehr erheblich. Die Friedensmission schafft die Grundlage für die Umsetzung des Referendums und die dringend notwendigen humanitären Hilfen.

SPIEGEL: Warum haben Sie so vehement für eine deutsche Beteiligung plädiert, ohne zuvor den Bundestag einzuschalten?

Fischer: Wenn wir uns nicht beteiligt hätten, wäre sofort ein fataler Eindruck entstanden: Deutschland ist bereit, sich unter amerikanischer Führung in Europa voll zu engagieren, wenn die Nato ruft. Aber ansonsten schiebt man Gründe vor. Während der Uno-Sitzung in New York haben Afrikaner und andere Vertreter der Dritten Welt schon den Verdacht geäußert: Seid ihr selektiv? Werden wir allein gelassen, wenn wir euch brauchen?

SPIEGEL: Die Bundesrepublik kann sich doch nur selektiv beteiligen.

Fischer: Wir haben ein Interesse an einer Stärkung der Uno. „Selektiv“ darf niemals „nur Europa“ heißen. Damit würden wir gewachsenenes Vertrauen zerstören. Im Übrigen ärgert mich schon, dass die Öffentlichkeit nicht zur Kenntnis nimmt, wie viele Einsätze die Dritte-Welt-Länder, etwa in Afrika, ganz allein gemacht haben.

SPIEGEL: Soll vielleicht mit dem deutschen Engagement der Wunsch nach einem Sitz im Uno-Sicherheitsrat untermauert werden?

Fischer: Aber nein! Die alte Bundesregierung hatte sich festgelegt. Davon können wir uns nicht einfach ohne Schaden verabschieden. Aber ich vertrete das nicht gerade mit großer Leidenschaft. Ein Sitz im Sicherheitsrat ist – wenn überhaupt – kein vordringliches Ziel der Bundesrepublik Deutschland.

SPIEGEL: Zahlreiche andere Länder hatten Hilfe für Osttimor angeboten. Ist der deutsche Beitrag da nicht bloß symbolisch?

Fischer: Gegen Symbolik, wenn es eine richtige ist, habe ich überhaupt nichts einzuwenden. Hätte Deutschland sich ver-



Minister Fischer, Kollegen*: „Restriktives Engagement“

weigert, wäre das, auf dem Hintergrund unseres Einsatzes im Kosovo, eine klare Absage an unser Uno-Engagement gewesen. Das ist der entscheidende Punkt.

* Robin Cook (Großbritannien) und Tarja Halonen (Finnland) am vergangenen Freitag beim EU-Treffen in Tampere.

SPIEGEL: Den Kosovo-Krieg haben Sie mit hoher Moral gerechtfertigt. Führt dieses quasi rauschartige Engagement für Menschenrechte jetzt in eine Falle: Die Deutschen müssen immer dabei sein?

Fischer: In welcher Welt leben Sie? Wenn es diesen Rausch gäbe, wäre ich nachdrücklich dafür, den ganz schnell auszunüchtern. Sonst würde das unser Land in ein Debakel führen. Ich verstehe diese Geschichtsblindheit nicht. Die Moral spielt zwar eine große Rolle – ich verstehe den Vorwurfston dabei ehrlich nicht. Mein Hauptargument aber ist die regionale Sicherheit in Südosteuropa. Slobodan Milošević hat vier Kriege vom Zaun gebrochen. Hätte man ihn weitermachen lassen, wäre der fünfte Krieg gefolgt. Deshalb konnten wir dort nicht zurückweichen.

SPIEGEL: Der Ehrgeiz des deutschen Außenministers, Soldaten in ferne Winkel der Welt zu schicken, erweckt den Eindruck, dass der Streifraum deutscher Außenpolitik erweitert werden soll.

Fischer: Ich begreife ja Ihre Leidenschaft für polemische Überspitzung. Aber mit Verlaub, ich halte das für kalten Kaffee. Wir wollen aus wohlerwogenen Gründen, dass die Vereinten Nationen als Inhaber des Gewaltmonopols eine stärkere Rolle spielen. Friedenspolitik im 21. Jahrhundert wird im Wesentlichen von der Uno gestützt sein. Wenn wir unseren Beitrag nicht leisten, begehen wir nicht nur eine Dummheit. Wir würden unsere eigenen Interessen schädigen.

SPIEGEL: Aus der Opposition wie aus der eigenen Koalition kommen Bedenken gegen den deutschen Beitrag in Osttimor. Sechs Staaten haben Sanitäter angeboten, neun Staaten Transportkapazitäten. Auch ein US-Lazarettschiff ist unterwegs. Was wollen die Deutschen da noch?

Fischer: Die Umsetzung erfolgt durch den Verteidigungsminister. Er hat ein Erkundungsteam der Bundeswehr vor Ort entsandt, um mit der australischen Seite über den Bedarf zu sprechen. Der Bedarf wurde bestätigt.

SPIEGEL: Auch Verteidigungsminister Rudolf Scharping war anscheinend nicht vom Sinn der Aktion überzeugt. Er erklärte Mitte September noch vor 5000 Soldaten, in Osttimor könne die Bundeswehr „nicht helfen, das müssen andere tun“.

Fischer: Bei der Diskussion im Kabinett wie auch im Parlament gab es zwischen uns keinen Widerspruch.

Zudem hat der Verteidigungsminister immerhin ein Stand-by-Agreement mit dem Uno-Generalsekretär unterzeichnet. Das bedeutet, dass er für die Vereinten Nationen die „Fähigkeiten“ der Bundeswehr zur Verfügung hält.

SPIEGEL: Gab es denn eine konkrete Anfrage an die Bundesregierung?

Fischer: Auf der Grundlage der Sicherheitsrats-Resolution 1264 wurde Australien



„Fast Urlaubsqualität“

Das deutsche Sanitätskommando wartet in Australien darauf, in Osttimor zu helfen.

Der Einsatz der 73 Soldaten und 5 Soldatinnen begann im australischen Darwin mit Verzicht. Folgsam entsorgten die Deutschen vor der Passkontrolle Schokoriegel und Knusperkekse in einer Mülltonne des Zoll. Esswaren einzuführen ist in Australien strengstens verboten.

Das war vorläufig die einzige Unbill für die Truppe. Die Unterkunft in der 25 Kilometer außerhalb Darwins gelegenen „Robertson Kaserne“, inklusive Swimmingpool, lässt die nicht ungefährliche Mission erst einmal vergessen. „Das Quartier hat fast schon Urlaubsqualität“, meinte ein staunender Offizier.

Noch nie hat die Bundeswehr einen militärischen Hilfseinsatz so weit außerhalb Europas übernommen. „Das letzte Mal waren wir vor 20 Jahren hier“, meint der Kommandoführer des deutschen Kontingents Wolfgang Lange, 46. Damals flog der Oberstleutnant Panzerketten ein, die Australier wollten sie am „Leopard“-Panzer testen.

Diesmal unterstehen die 78 Soldaten der von Australien angeführten „Internationalen Friedenstruppe in Osttimor“ (Interfet). Die 8000 Mann umfassende Armee hat den Auftrag, den Terror in Osttimor mit militärischen Mitteln zu beenden; ihre Gegner sind proindonesische Milizen.

Nachdem knapp 80 Prozent der Osttimoresen am 30. August für die Unabhängigkeit von Indonesien gestimmt hatten, legten die Milizen aus Rache ganze Landstriche in Schutt und Asche. Von ihren Dschungelbasen in der Westhälfte des Eilands wollen die Paramilitärs jetzt einen Guerrillakrieg gegen die „ausländischen Invasoren“ führen.

Die Deutschen sollen den Transport verwundeter Soldaten und erkrankter Mitarbeiter der internationalen Hilfsorganisation übernehmen. Die Patienten werden dann aus Osttimor ins zwei Flugstunden entfernte Darwin gebracht. Dafür stehen in der 170 000-Einwohner-Stadt ab diesen Montagmorgen zwei C-160 „Transall“-Maschinen bereit.

Im geräumigen Bauch der Transportmaschinen ist jeweils ein Lazarett installiert. Auf die fliegenden Rettungswagen ist die Truppe aus insgesamt 25 Sanitätern und 5 Ärzten besonders stolz.

Von 12 deutschen Sanitätern und 2 Ärzten versorgt, können pro Flug 14 Schwerstverwundete evakuiert werden. Zwar dürfen die deutschen Transall nur auf gesicherten Flugfeldern in der Kampfzone landen, aber die Soldaten sind nach Interfet-Regeln verpflichtet, bei jedem Einsatz Waffen zu tragen – zum Selbstschutz.

Ein Vorauskommando flog vergangene Woche nach Osttimor hinüber. Es besichtigte eines von zwei Feldlazaretten, das australische Interfet-Truppen in Dili, der Hauptstadt von Osttimor, eingerichtet hatten. Es war nur



Australischer Soldat, Terroropfer in Dili: Schockierende Spuren

zu 20 Prozent belegt, bisher wurden nur zwei australische Soldaten leicht verletzt.

Bei den deutschen Offizieren hinterließ die kurze Erkundungsreise dennoch Spuren. „Es ist schon schockierend, wenn man sieht, wie dort ganze Städte ausgelöscht und das Leben von Menschen zerstört wurde“, sagt Gesamteinsatzleiter Jürgen Walter, 48. Der Oberstleutnant, Vater dreier Kinder, sah im Spital in Dili zu, wie ein Kleinkind von den Ärzten versorgt wurde. Milizen hatten dem Mädchen mit einer Machete ein Beinchen abgetrennt.

JÜRGEN KREMB

als „Lead-Nation“ beauftragt, eine „Coalition of The Willing“ zu organisieren. Daraufhin wurden alle Mitgliedsstaaten der Vereinten Nationen aufgerufen, einen Beitrag zu leisten. Schauen Sie einmal nach, wie viele Nationen sich in Osttimor beteiligen.

SPIEGEL: Fast sechs Millionen Mark kostet der Einsatz pro Monat. Wäre das Geld vielleicht besser angelegt für humanitäre Hilfe oder für den Wiederaufbau des Landes?

Fischer: Das ist keine Alternative. Wir müssen zusätzlich humanitäre und zivile Hilfe leisten. Fünf Millionen Mark haben wir schon zur Verfügung gestellt. Auch langfristig werden wir noch Hilfe für den Wiederaufbau leisten müssen.

SPIEGEL: Hat der Finanzminister noch nicht genug Probleme?

Fischer: Ja. Aber Osttimor ist, wenn ich mir die Haushaltslage insgesamt anschau, wirklich nicht sein zentrales Problem. Wenn ich allerdings den Gesamtzusammenhang von Finanzen und internationalem Engagement sehe, habe ich sehr große

Sorgen. Wir werden diese Debatte beim Haushalt 2001 noch einmal sehr gründlich führen müssen.

SPIEGEL: „Nicht-Einmischung in innere Angelegenheiten darf nicht länger als Schutzschild für Diktatoren und Mörder missbraucht werden“, haben Sie vor der Uno erklärt. Heißt das: Menschenrechte haben Vorrang vor staatlicher Souveränität?

Fischer: Sie fragen immer so unschuldig. Aber der Vorwurfston ist kaum zu überhören. Das Recht der Vereinten Nationen erlaubt es durchaus, nationale Souveränitätsrechte außer Kraft zu setzen, um eine schwere Gefahr für den Frieden abzuwehren. Es gibt auch die Völkermord-Konvention. Sie können da also nicht eine neue Fi-

scher-Doktrin konstruieren, die jetzt permanent zu humanitären Interventionen führen soll. Völliger Quatsch.

SPIEGEL: Wir fragen nur nach den neuen Prinzipien der deutschen Außenpolitik.

Fischer: Ich sage Ihnen: Demnächst wird sich einmal ein „souveräner“ Staatschef namens Milošević vor einem internationalen Strafgerichtshof der Uno, eingerichtet mit Zustimmung Russlands und Chinas, verantworten müssen. Das sind Fortschritte in die richtige Richtung. Daraus folgt aber kein Prinzipienwechsel. Vorhandene Prinzipien werden nur neu gewichtet. Es gibt keine neue Doktrin.

SPIEGEL: Neu wäre allerdings, wenn es unabhängig von Uno-Beschlüssen ein Recht auf humanitäre Interventionen gäbe.

Fischer: Ich habe in meiner Uno-Rede mit allem Nachdruck erklärt, dass wir die Intervention im Kosovo, die zunächst ohne Uno-Mandat begonnen hat ...

SPIEGEL: ... als einen Sündenfall ansehen?

Fischer: Nein, warum Sünde? Als einen Einzelfall auf Grund einer humanitären Notsituation.

SPIEGEL: Was ist in Tschechien, wo die russische Armee Gräueltaten anrichtet, anders als im Kosovo?

Fischer: Tschechien ist Teil der Russischen Föderation. Aber ich bin der festen Überzeugung, dass Moskau einen großen Fehler begehen würde, eine militärische statt eine politische Lösung zu suchen. Wir befürchten neben der humanitären Katastrophe eine generelle Instabilität mit großen Risiken für alle Nachbarn. Das ist eine meiner Hauptsorgen.

SPIEGEL: Aber die Menschenrechtspolitik stößt dort an ihre Grenzen?

Fischer: Ganz wie im privaten Leben sind nicht nur Prinzipien entscheidend, sondern auch die Möglichkeiten. Bestimmte Staaten können Sie nur, weil sie so stark oder sogar nuklear bewaffnet sind, drängen, die Situation der Menschenrechte Schritt für Schritt zu verbessern. Nordkorea, ein Atomwaffenstaat und zugleich eine der barbarischsten Diktaturen, hat zahllose Menschen verhungern lassen. Wir konnten es nicht ändern. Immer können wir nur den Einzelfall entscheiden. Die Tatsache, dass man nicht immer handeln kann, darf nicht dazu führen, die Hilfe zu unterlassen, wenn sie möglich ist.

SPIEGEL: Wäre es nicht sinnvoll, vor neuen Interventionen im Namen der Menschenrechte erst mal Kriterien für eine deutsche Beteiligung zu entwickeln?

Fischer: Ohne Zweifel sollten wir einen solchen Konsens herstellen. Aber ich warne

schon jetzt: Einen Schematismus wird es nie geben. Wir werden erleben, dass Verpflichtungen ganz unerwartet auftauchen. Ich meine auch, dass wir unser Engagement außerhalb Europas sehr restriktiv handhaben sollten. Wir müssen versuchen, unsere Solidarität mit den Regionen außerhalb Europas zu definieren. Aber Deutschland taugt nicht zur Weltpolitik.

SPIEGEL: Warum können Konflikte außerhalb Europas nicht vor Ort von regionalen Sicherheitssystemen gelöst werden?

Fischer: Man wird uns nicht durchgehen lassen, dass wir uns auf Europa beschränken. Unsere Hauptberufung bleibt Europa. Vorrang muss die regionale Konfliktlösung haben. Aber es liegt im deutschen Interesse, die großen Erwartungen, die nicht alle erfüllbar sind, nicht substanziell zu enttäuschen. Hier werden wir unseren Weg finden müssen.

SPIEGEL: Die Einmischung der Europäer in Osttimor hat gerade in Asien den Verdacht eines neuen Kolonialismus geweckt.



Fischer beim SPIEGEL-Gespräch*: „Wo wird das enden?“

Fischer: Wir haben sorgfältig darauf geachtet, dass solch ein Argwohn nicht entsteht. Ohne die geschlossene Zustimmung des Sicherheitsrats, auch Chinas und der Nicht-Ständigen Mitglieder aus der Dritten Welt, ohne die Zustimmung der indonesischen Regierung wäre das nie gegangen. Wir wollten auf jeden Fall eine Konfrontation zwischen Asiaten und dem Westen vermeiden. Insofern bin ich für die Anregung des Kollegen Hans-Ulrich Klose dankbar, nochmals einen Sonderbotschafter, Staatsminister Ludger Volmer, in die Region zu schicken.

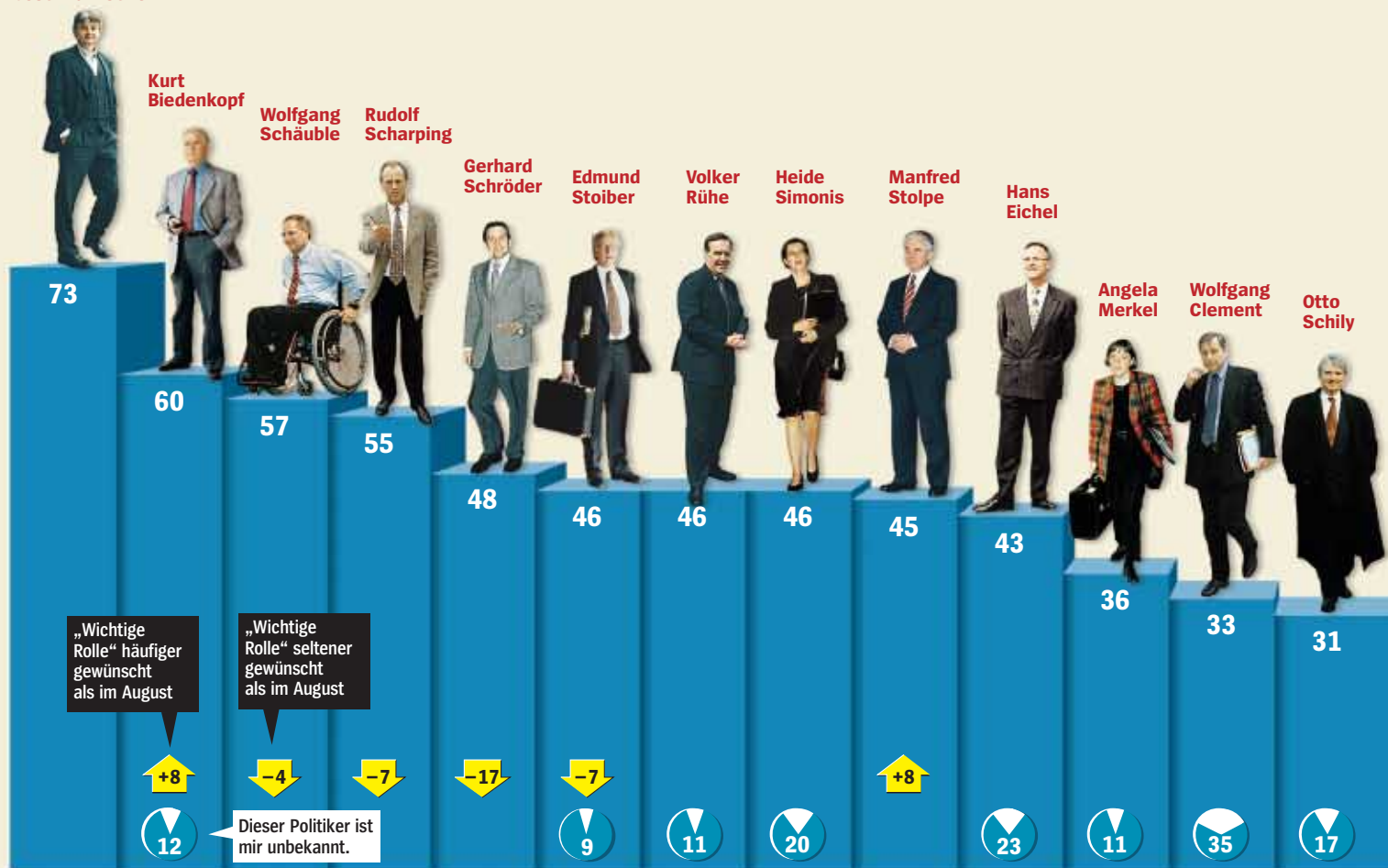
SPIEGEL: War Ihnen nicht klar, dass nach dem Kosovo-Krieg ein neues weltweites militärisches Engagement auch in der Bundesrepublik auf große Bedenken stößt?

Fischer: Mit dem Kosovo-Krieg ist ein Kapitel abgeschlossen und ein neues eröffnet worden. Jetzt stellt sich die Frage: Wo wird das enden? Das muss ich akzeptieren. Das ist völlig legitim. Jetzt muss das geduldige Gespräch über eine Neujustierung der deutschen Außenpolitik beginnen. Zur Entscheidung steht die Frage nach unserem Selbstverständnis: Was wollen die Deutschen?

SPIEGEL: Herr Fischer, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Mit den Redakteuren Jürgen Hogrefe und Paul Lersch in Stockholm.

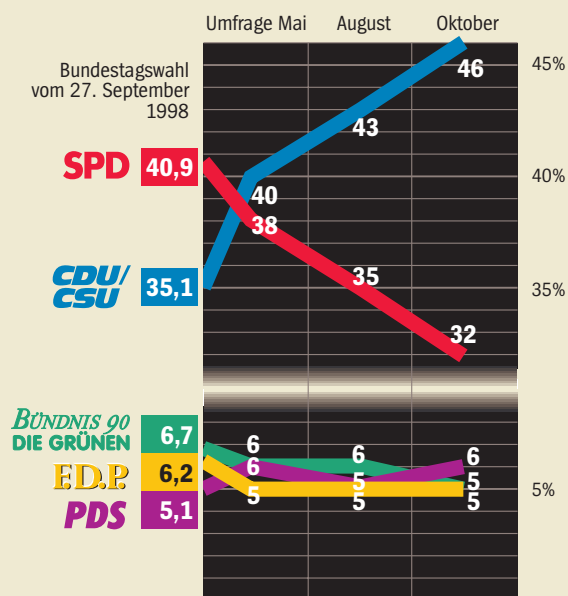
Joschka Fischer



Veränderungen bis zu ± 3 liegen im Zufallsbereich. Sie werden deshalb nicht ausgewiesen. Emnid-Umfrage für den SPIEGEL vom 12. und 13. Oktober 1999; rund 1000 Befragte.

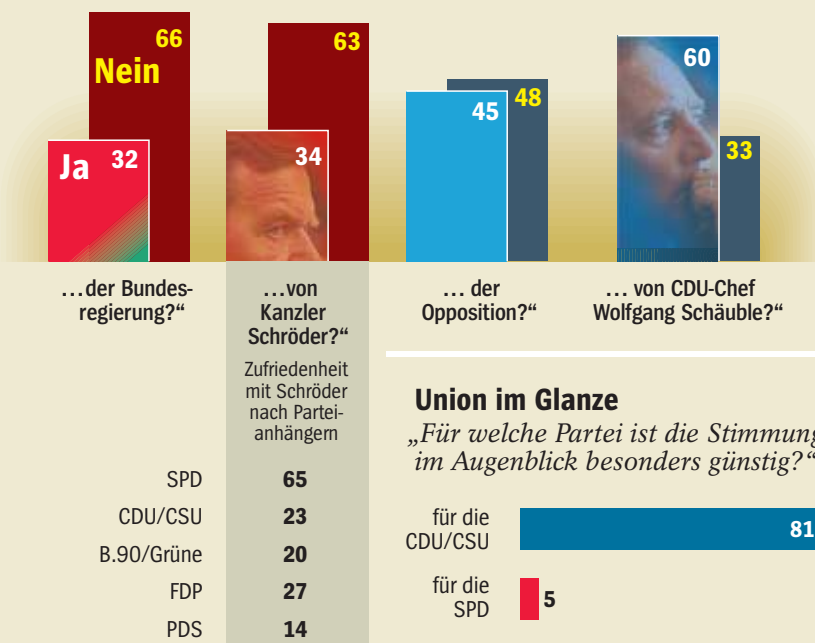
Sonntagsfrage

„Welche Partei würden Sie wählen, wenn am nächsten Sonntag Bundestagswahl wäre?“



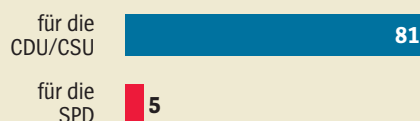
Unzufrieden mit der Regierung

„Sind Sie, alles zusammen betrachtet, zufrieden mit der Arbeit ...“



Union im Glanze

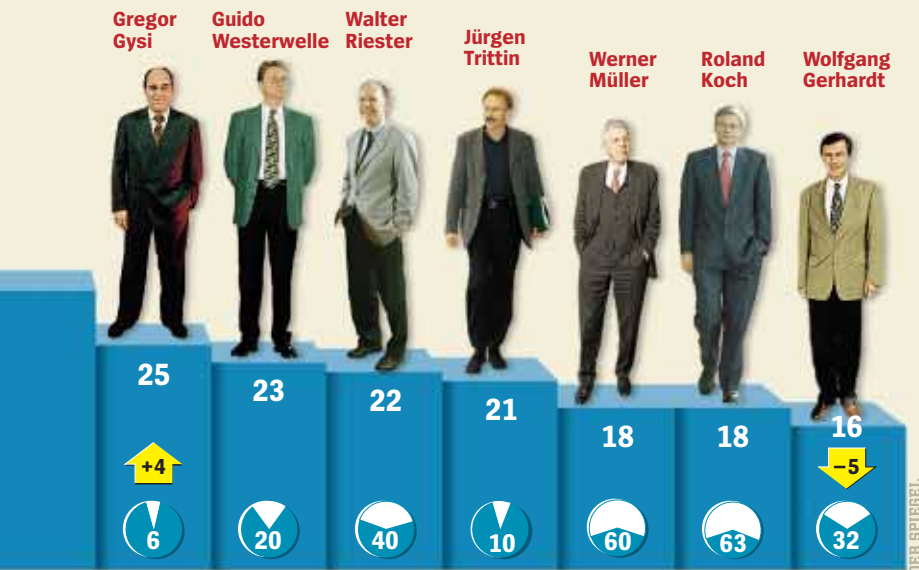
„Für welche Partei ist die Stimmung im Augenblick besonders günstig?“



Kanzlers Absturz

Emnid nannte die Namen von 20 Spitzenpolitikern. Der Anteil der Befragten, die es gern sähen, wenn der jeweilige Politiker künftig „eine wichtige Rolle spielen“ würde, und die Veränderungen zur letzten Umfrage im August.

Alle Angaben in Prozent



Ziemlich vernichtend

Bald darf die Regierung ihr einjähriges Bestehen feiern, diverse Wahlschlappen landauf, landab liegen hinter ihr – aber was liegt vor ihr?

Wenig Gutes, denn dass Gerhard Schröder seine Partei hinter sich versammeln kann, glauben 65 Prozent der Deutschen nicht, fand das Bielefelder Meinungsforschungsinstitut Emnid im Auftrag des SPIEGEL heraus.

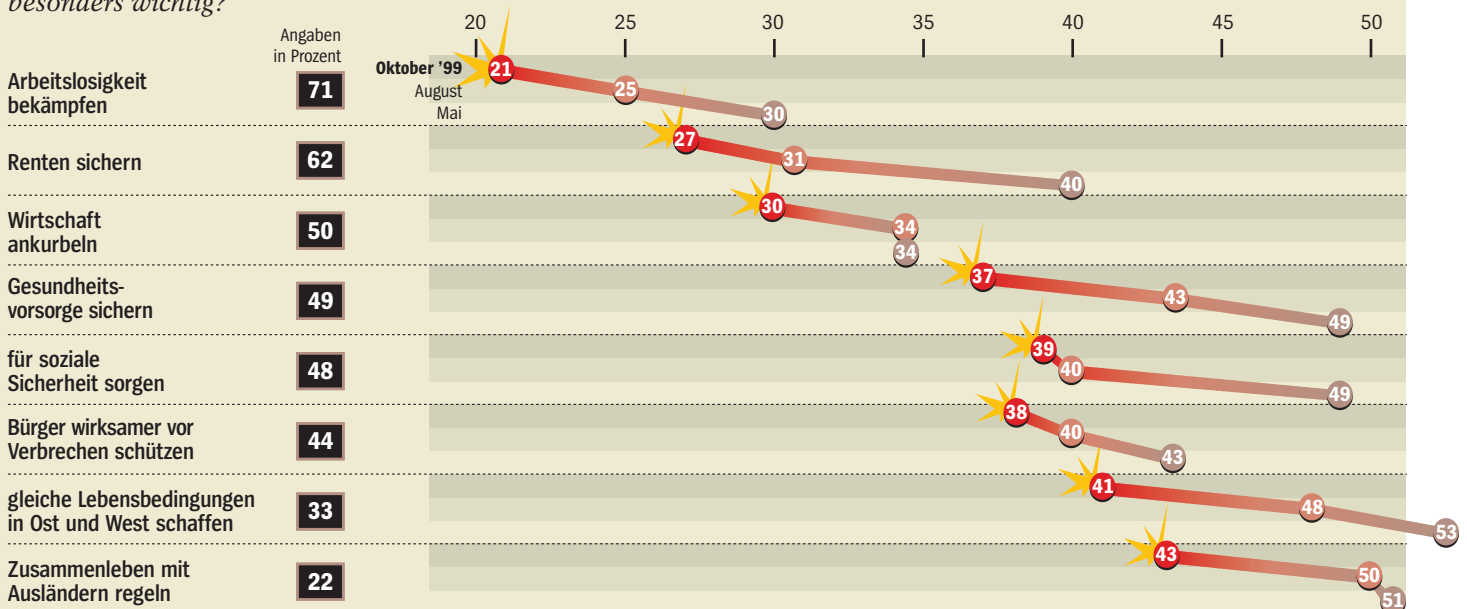
39 Prozent sind zudem skeptisch, und 28 Prozent glauben gar nicht daran, dass der Kanzler an Glaubwürdigkeit zurückgewinnen kann. 44 Prozent der Befragten sind „eher unzufrieden“, 20 Prozent „sehr unzufrieden“ mit der Arbeit des Regierungschefs. Tendenz jeweils steigend.

Das ziemlich vernichtende Urteil schlägt sich in vielen Antworten auf die Emnid-Fragen nieder: 81 Prozent erachten die Stimmung als besonders günstig für die Opposition; eine kleine Minderheit von 5 Prozent meint dagegen, die Stimmung komme der SPD entgegen.

Wenn jetzt schon wieder Bundestagswahl wäre, landeten die Sozialdemokraten bei mickrigen 32 Prozent, CDU/CSU bekämen stolze 46, die Grünen 5 Pro-

Wichtige politische Aufgaben... ...und wie Rot-Grün sie bewältigt

„Welche der folgenden politischen Aufgaben halten Sie für besonders wichtig?“ „Sind Sie mit der Arbeit der Bundesregierung auf diesen Gebieten zufrieden?“



zent. Zwei Drittel aller Befragten stellen der amtierenden Regierung insgesamt ein schlechtes Zeugnis aus.

Die Erwartungen der Wähler an die Koalition sind unverändert von erfrischender Eindeutigkeit: Jobs schaffen, Rente regeln, Wirtschaft ankurbeln, für soziale Sicherheit sorgen.

Eine enorme Mehrheit – 81 Prozent – findet es richtig, dass Deutschland einen Sitz im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen anstrebt.

Der beliebteste Politiker im Lande ist nach wie vor der grüne Außenminister Joschka Fischer, Tendenz allerdings im Oktober leicht fallend auf Mai-Niveau. Schröder verliert hier wie überall dramatisch: Die Zustimmung sank von 72 Prozent im Mai über 65 im August auf klägliche 48 Prozent jetzt im Oktober.

Ein schwacher Trost: Ein Comeback Oskar Lafontaines halten 70 Prozent der Deutschen für so gut wie ausgeschlossen.

Ernsthafte Sorge um ihre Existenz sollte sich nach den Emnid-Erhebungen die

FDP machen: 70 Prozent glauben nicht, dass die Liberalen als Partei überleben werden. Besser dran sind die Grünen, die bei den Landtags- und Kommunalwahlen ebenfalls schwer abgestraft wurden: 55 Prozent geben ihnen eine Chance aufs Weiterleben.

Über das weitere Schicksal der PDS ist sich das Publikum unschlüssig. 49 Prozent der Befragten trauen es der Gysi-Truppe zu, dass sie sich als dritte Kraft im Lande etablieren kann, 48 Prozent halten dies nicht für möglich.



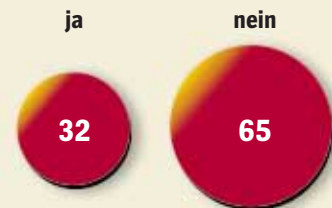
Ringen um Glaubwürdigkeit

„Bundeskanzler Gerhard Schröder, der wegen seiner Vorliebe für teure Anzüge und Zigarren in die Kritik geraten ist, ringt um seine Glaubwürdigkeit. Halten Sie Gerhard Schröder für glaubwürdig?“



Ohne Partei

„Glauben Sie, dass es Gerhard Schröder zukünftig gelingt, die SPD geschlossen hinter sich zu versammeln?“



Umfrage vom 12. und 13. Oktober. Rund 1000 Befragte; alle Angaben in Prozent, an 100 fehlende Prozent: keine Angabe

Dritte Kraft

„Glauben Sie, dass sich die PDS dauerhaft als drittstärkste politische Partei in Deutschland etablieren kann?“

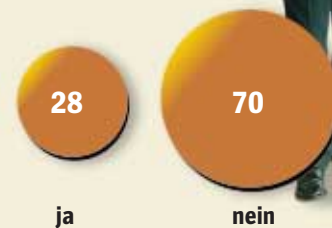


Anhänger von

	SPD	CDU/CSU	B' 90/Grüne	FDP	PDS
ja	47	47	55	65	94
nein	51	52	45	35	6

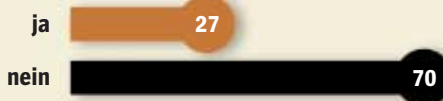
Kein Weg zurück

„Glauben Sie, dass Oskar Lafontaine, der im Frühjahr als SPD-Vorsitzender und Bundesfinanzminister zurückgetreten ist, noch einmal in die Politik zurückkehren kann?“



Sterbeglöckchen

„Seit den letzten Landtagswahlen wird die Überlebensfähigkeit der kleineren Parteien diskutiert. Glauben Sie, dass die FDP auf Dauer überleben wird?“



Anhänger von

	SPD	CDU/CSU	B' 90/Grüne	FDP	PDS
ja	23	30	38	61	16
nein	75	69	62	39	81

„Glauben Sie, dass die Grünen auf Dauer überleben werden?“



Anhänger von

	SPD	CDU/CSU	B' 90/Grüne	FDP	PDS
ja	64	47	98	62	38
nein	35	52	1	38	59

Deutscher Anspruch

„Sollte Deutschland Ihrer Meinung nach einen ständigen Sitz im Welt-sicherheitsrat der Vereinten Nationen anstreben oder nicht?“





FOTOS: AKG

Hitler, Feldmarschälle*: Gezielte Korruption von oben

ZEITGESCHICHTE

Die Gier der Generäle

Der Elite der Wehrmacht schenkte Hitler Geld und Güter, um sie gefügig zu machen. Besondere Wünsche meldete Feldmarschall Erich von Manstein an.

Wenn Hitlers Adjutant Rudolf Schmundt zu den Generälen an die Front fuhr, um ihnen die Belohnungen vom Führer zu überreichen, war er um Diskretion bemüht. Die Schecks steckten in Briefumschlägen, auf denen „Geheime Reichssache“ stand. Nur wenige Vertraute durften wissen, dass Hitler seinen höchsten Offizieren kleine Vermögen zukommen ließ, natürlich steuerfrei.

Die Generäle des Dritten Reichs planten und führten Angriffskriege, sie trugen zum Völkermord bei und feilschten wie Erich von Manstein mit der SS um die Uhren der ermordeten Juden „für dienstliche Zwecke der Armee“. Nach dem Krieg führten die Männer mit dem Eichenlaubkranz an den Schirmmützen unabweisbare Gründe für ihre Treue zum Diktator an, die Millionen Menschen das Leben kostete: den Soldaten-Eid, die Führer-Manie der Deutschen, den drohenden Einmarsch der Roten Armee. Nur an Hitlers milde Gaben mochte sich kein General mehr erinnern.

Sie hatten es ja auch leicht, denn das meiste Schriftliche war verbrannt oder in den Kriegswirren verloren gegangen. Wer nicht als Kriegsverbrecher verurteilt wurde, durfte deshalb Gut und Geld behalten;

allein Generalfeldmarschall Wilhelm Ritter von Leeb musste für die Zuwendungen des Führers – insgesamt 880 000 Reichsmark – Steuern nachzahlen.

Erst jetzt haben Gerd R. Ueberschär vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt und der ehemalige Bundeswehrgeneral Winfried Vogel die noch vorhandenen Unterlagen systematisch ausgewertet. Sie zeichnen ein kräftiges Bild von gierigen Generälen, die sich vom Führer mästen und prämierten ließen**.

Aus dem Reichshaushalt verteilte Hitler bis zu 20 Millionen Reichsmark im Jahr unter seine Günstlinge. Er versorgte alte



Bittsteller Manstein (1942)
„Durch Ehrungen verpflichtet“

Freunde und verdiente Parteigenossen. Er bezahlte die Schulden des deutschen Botchafters in Moskau, Friedrich Werner Graf von der Schulenburg, und schenkte Ministern wie Hans Heinrich Lammers, dem Leiter der Reichskanzlei, Jagdhäuser, Bargeld oder kostbare Gemälde.

Mitunter übte er verblüffende Milde gegen ausgewählte Gegner, etwa gegen den ehemaligen Reichspräsidenten Paul Löbe (SPD), dessen Pension er aufstockte. Es gehe nicht, „dass einer verhungern muss, nur weil er mein Gegner war“, rechtfertigte er die seltsame Großmut.

Hitler gab weit weniger systematisch als SS-Chef Heinrich Himmler, der über seine gesamten Präsenze eine exakte Datei führte. Die Summen setzte er nach Lust und Laune fest, der Anlass – meist ein Geburtstag – blieb ihm gleichgültig. Das Geld sollte Ebene belohnen und Zweifler überzeugen. Die beiden Autoren Vogel und Ueberschär nennen diese Methode „gezielte Korruption von oben“.

Dass Hitler seine Offiziere gefügig machen wollte, sprach er in allem Freimut aus. Einem General werde blinder Gehorsam leichter fallen, „wenn er entsprechende Ehrungen durch den Staatsführer erhalten hat und sich diesem dadurch verpflichtet fühlen muss“, erklärte er seinem Adjutanten Gerhard Engel nach dem Frankreichfeldzug 1940.

Da hatte er gerade beschlossen, gleich zwölf Generäle zu Generalfeldmarschällen zu befördern. Jeder von ihnen bekam 4000 Reichsmark im Monat extra und dazu noch Dienstaufwandsentschädigungen. Generaloberste erhielten 2000 Reichsmark, mehr als ein gutes Ministergehalt. Die letzten Überweisungen erfolgten im April 1945.

Hitler ließ die Morgengaben vertraulich behandeln. Minister Lammers unterrichtete die Beschenkten persönlich in der Berliner Reichskanzlei, was sie „bis auf weiteres“ aus den „Verfügungsmitteln des Führers“ erwarten durften. Wer nur schriftlich zu erreichen war, musste die Mitteilung umgehend nach Berlin zurücksenden.

Hitler philosophierte gern über das Prinzip, Günstlinge mit Schenkungen zu bestechen. Er hielt das für „eine ganz kluge Sache“. Je mehr man eine „Heldentat und Leistung honoriert, um so mehr verpflichtet man sich den Betreffenden“.

Es gab sogar den einen oder anderen Offizier, der sich dieser Art der Verpflichtung entzog. Als Hitler seinen Adjutanten eine monatliche „Beihilfe“ in Höhe eines Facharbeiterlohns schenkte, verkündete Oberst Friedrich Hoßbach, es sei gegen seine Überzeugung, vom Führer Geld anzunehmen; Offiziere müssten sich ihre Unabhängigkeit erhalten. Hauptmann Nicolaus von Below teilte die Ehrpusseligkeit nicht. Er traue sich zu, trotz der Zulage „meine Unabhängigkeit zu bewahren“;

* Erhard Milch, Hugo Sperrle und Albert Kesselring nach Überreichen der Marschallstäbe am 4. September 1940, mit Reichsmarschall Hermann Göring (2. v. r.).

** Gerd R. Ueberschär, Winfried Vogel: „Dienen und Verdienen“. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main; 302 Seiten; 38 Mark.

außerdem müsse er für seine Garderobe „hohe Beträge aufwenden“.

Ein Jahr nach Kriegsbeginn, 1940, lockte Hitler seine Offiziere, dass er nach dem Endsieg bei der Verteilung von Land und Latifundien „nicht kleinlich“ sein werde. Der Sieg blieb zwar aus, die Generäle gingen dennoch nicht leer aus.

General Hans Hube bekam 50 000 Mark (heutiger Wert: das Zehnfache), die Feldmarschälle Gerd von Rundstedt, Erhard Milch, Wilhelm Keitel und Hans Günther von Kluge ebenso wie Großadmiral Erich Raeder 250 000 Mark, Generaloberst Ewald von Kleist durfte 480 000 Mark einlösen.

Besondere Gier legte Panzergeneral Heinz Guderian (Devise: „Nicht kleckern, sondern klotzen“) an den Tag, dem Hitler erlaubt hatte, sich „etwas Passendes auszuschauen“. Er ließ sich immer neue Höfe und Güter zeigen; am Ende wählte er das Gut Deipenhof nordöstlich von Posen. Der Wert betrug über 1,2 Millionen Mark.

Über die polnischen Besitzer machte sich der General wenig Gedanken. „Als ich das Gut übernahm, waren sie nicht mehr dort“, vertraute er Manstein an, der wissen wollte, wie Guderian an ein so schönes Besitztum gelangt sei. „Ihr Verbleib entzieht sich meiner Kenntnis.“

Manstein träumte von einem Gut in Schlesien und wandte sich an den Führer. Doch da die Front näher rückte, mochte er nur noch „westlich der Oder“ Besitz nehmen. Gerade höhere Offiziere sollten möglichst in den Ostgebieten sesshaft werden, spottete ein Beamter aus dem zuständigen Ernährungsministerium – „oder sollte Generalfeldmarschall von Manstein dies bei den augenblicklichen Verhältnissen für zu unsicher halten?“

Erkaufte sich Hitler mit den Dotationen die Loyalität der Wehrmacht? Die beiden Autoren Ueberschär und Vogel haben sämtliche Fälle untersucht, in denen sich hohe Dotationen nachweisen lassen. Von den über 3000 Generälen des Dritten Reiches finden sich nur knapp zwei Dutzend in den – unvollständigen – Unterlagen. Sie saßen allerdings in Schlüsselstellungen, fast jeder zweite Feldmarschall oder Großadmiral gehörte zu den Beschenkten.

Doch die Elite der Wehrmacht und Marine musste nicht korrumpiert werden – sie war es ja schon. Die Generäle und Admirale führten Hitlers Mordbefehle im Osten aus. Ein Mann wie Manstein, der sich noch 1934 gegen die Entlassung jüdischer Offiziere aus der Wehrmacht gewandt hatte, befahl 1941 das „Ausrotten“ des „jüdisch-bolschewistischen Systems“.

Hitler und seine Generäle band zusammen, was zusammengehörte.

Claus Graf Stauffenberg und die Verschwörer des 20. Juli versuchten vergebens, einige der Generäle zum Attentat auf Hitler zu überreden. Manstein versicherte den Verschwörern lediglich, er werde nach einem Staatsstreich „stets der legalen Staatsführung loyal zur Verfügung stehen“. Dann denunzierte er einen der Ihren, Henning von Tresckow, bei Hitlers Entourage.



General Guderian (2. v. r., 1941): „Passendes aussuchen“

Mehr Gehör fanden die Verschwörer bei Feldmarschall Kluge, obwohl der zu den Führer-Günstlingen gehörte. Sein Ordonnanzoffizier Philipp von Boeselager will sich noch heute an ein Telefongespräch zwischen Hitler und Kluge im Oktober 1942 erinnern. Er hörte ordnungsgemäß im Nebenraum mit, als Hitler dem Feldmarschall zu dessen 60. Geburtstag 250 000 Reichsmark und Bezugscheine für den Bau eines Kuhstalls auf dem Gut seiner Frau versprach.

Kluge fragte den jungen Offizier, was er vom Geburtstagsgeschenk des Führers halte. Boeselager antwortete: „Ich wüsste nicht, dass ein General während eines Krieges eine Dotation bekommen hätte.“ Nach dem Krieg wäre die Schenkung in Ordnung gewesen.

Boeselager hält die Annahme der Geldgeschenke heute noch „für eine Schweinerei ersten Ranges“. Das habe an Kluges Haltung gegenüber Hitler allerdings nichts geändert. Einige Monate nach der Zuwendung entschloss sich der ewig schwankende Feldmarschall, die Verschwörer – vorübergehend – zu unterstützen. Als das Attentat scheiterte, nahm er sich das Leben.

Über Kluges Verwicklung in den 20. Juli habe sich Hitler „besonders empört“ gezeigt, notierte Propagandaminister Joseph Goebbels in seinem Tagebuch. Der Feldmarschall habe dem Führer seine Großzügigkeit „denkbar schlecht gelohnt“.

KLAUS WIEGREFE

EURO

Angst vor dem Big-Bang

Die Einführung des Euro wird zur gigantischen Geldwechsel-Aktion – nach dem Willen der Euro-Banker soll sie in nur zwei Wochen vorbereitet werden.

Sicherheitsexperten fürchten Überfälle, Betrugereien und eine Falschgeldschwemme.

Das Symbol des deutschen Wohlstands wird mit dem letzten Glockenschlag des Jahres 2001 verschwinden: In Sekundenschnelle stirbt die D-Mark, der Euro kommt. Den Blitz-Tod der Landeswährungen nennen die Geldhüter euphorisch einen „juristischen Big-Bang“.

Überall auf dem Kontinent sind Jubelfeiern und Festansprachen geplant – die gemeinsame Währung für elf Nationen gilt Politikern und Berufseuropäern als bisher kühnster Schritt auf dem Weg zur europäischen Einheit.

Die Praktiker dagegen quält die Angst. Schon bei der letzten großen Tauschaktion, dem Umrubeln der Ost- in West-Mark 1990, hatten sie alle Hände voll zu tun, die Risiken zu minimieren. Die Einführung des Euro aber hat die 100-fache Dimension: Insgesamt werden 13 Milliarden Euro-Banknoten gedruckt, dazu etwa 70 Milliarden Münzen geprägt. Allein in Deutschland werden 2,6 Milliarden Euro-Geldscheine im Wert von 255 Milliarden Mark getauscht, die 12,1 Milliarden Euro-Münzen („Erstausrüstung“) würden laut Bundesfinanzministerium 33 Binnenschiffe oder 35 Güterzüge mit je 20 Waggons füllen.

Wenn so viel Geld unterwegs ist, sind auch große und kleine Gauner nicht weit. Sicherheitsexperten bei Banken, Geldtransporteuren und Polizei haben in den vergangenen Monaten nahezu alle Horrorszenarien in Sachen Raubüberfälle, Geldfälschungen oder Trickbetrugereien durchgespielt und ein sorgfältig aufeinander abgestimmtes Instrumentarium entwickelt – und das braucht Zeit.

Doch die werden Banken und Behörden wohl kaum haben. Der gigantischste Geldwechsel der Geschichte soll nach dem Willen der Europäischen Zentralbank (EZB) erst in letzter Minute eingeläutet werden: Die Euro-Banker beharren auf einem möglichst späten „Front Loading“, wie die Anlieferung der neuen Geldscheine in der Fachsprache heißt: Sie wird „aus Sicherheitsgründen“ voraussichtlich erst zwei Wochen vor der Währungsumstellung am 1. Januar 2002 beginnen. Und die Währungshüter wollen ihre verabredete Geheimniskrämerei rigoros durchhalten –



Prägung von Euro-Münzen
35 Güterzüge voll

nicht einmal alle Falschgeldspezialisten der Polizei sollen die Original-Noten des Euro vorher zu sehen bekommen.

„Wir kommen mit dieser Frist nicht aus, wenn wir eine vernünftige Prävention betreiben wollen“, sagt der Leiter des Lan-

deskriminalamtes Mecklenburg-Vorpommern Ingmar Weitemeier. „Der Vorlauf muss mindestens drei- bis vier Monate betragen“, fordert auch Thomas Egner, Abteilungsleiter im Bundesverband Deutscher Banken.

Bereits seit 1997 prüfen Experten des Bundeskriminalamtes (BKA), wie den drohenden Risiken bei der Währungsumstellung begegnet werden kann. Im März des vergangenen Jahres legte die Abteilung „Strategische Kriminalitätsanalyse“ einen 67-seitigen Bericht über die „Kriminalität und kriminogene Faktoren bei der Einführung des Euro“ vor.

Darin hatte das BKA selbst für Polizeiverhältnisse schwarz gemalt: Ganoven würden eilig Restbestände alter D-Mark-Blüten auf den Markt werfen und natürlich auch reichlich Nachschub in der neuen Währung drucken. Vor allem aus den „Staaten Mittel- und Osteuropas“, wo die Mark als „Parallelwährung umlaufe“, würden die „überdurchschnittlich hohen Anteile an Falschgeld“ nach Deutschland fließen.

Eine geradezu magische Anziehungskraft, so das BKA-Fazit, würden die zu tausenden herumreisenden Geldtransporter auf Kriminelle ausüben. Dabei muss nicht nur der Euro verteilt werden – die D-Mark muss zur Vernichtung abtransportiert werden. In vielen Geldinstituten, so BKA-Berechnungen, werde sich ein bis zum Zehnfachen der sonst üblichen Bargeldbestände türmen, was zu einer „Steigerung der Zahl von Überfällen und Eigentumsdelikten“ führe. Dabei, heißt es in der Studie, könne brutale Gewalt nicht ausgeschlossen werden.

Sogar der Einsatz „panzerbrechender Waffen“ wird für möglich gehalten.

Das Resultat des als vertraulich eingestuften Papiers war so alarmierend, dass das Bundesinnenministerium das Dossier zunächst einmal wegschließen ließ. Begründung: Es fehle noch an einem Maßnahmenkatalog, wie man den Problemen begegnen könne.

Das BKA habe sich „widerspruchlos dem



Euro-Geldnoten
Die Polizei kann nur raten, wie sicher die Scheine sind

Operation Währungswechsel

D-MARK: ABSCHAFFUNG

270 Milliarden Mark Bargeld

befinden sich im Umlauf, davon

120 Milliarden Mark

im Ausland, vorwiegend in Osteuropa



2,6 Milliarden Scheine

im Wert von 255 Milliarden Mark, davon allein 87 Millionen 1000-Mark-Scheine, müssen zurückgeführt und vernichtet werden



28 Milliarden Münzen

werden umgetauscht, sie entsprechen einem Gewicht von rund



100 000 Tonnen

DER SPIEGEL

ZEITPLAN FÜR DIE UMSTELLUNG AUF EURO

1. Januar 1999 Der Euro wird Zahlungsmittel
Unwiderrufliche Festlegung nur eines Umrechnungskurses; doppelte Preisauszeichnungspflicht für alle Geschäfte; bargeldloser Zahlungsverkehr in Euro möglich

Ab 15. Juli 1999 Beginn der Produktion von Euro-Banknoten und -Münzen

2000/2001 Automatenhersteller dürfen Noten und Münzen unter Aufsicht elektronisch vermessen

Mitte Dezember 2001 Beginn der Auslieferung an Banken und große Kaufhäuser

Ab 1. Januar 2002 Euro-Ausgabe an die Bürger
Euro ist alleiniges gesetzliches Zahlungsmittel

Bis 28. Februar 2002 wird die D-Mark vom Handel akzeptiert; danach ist der Umtausch nur noch bei Banken möglich, jedoch zeitlich unbegrenzt

EURO: EINFÜHRUNG

600 Milliarden Euro kommen in Europa als Banknoten neu in Umlauf, davon werden in Deutschland



2,6 Milliarden Scheine und zusätzlich



12,1 Milliarden Münzen herausgegeben

Zusammen wiegt das neue Geld rund



52 000 Tonnen

Das entspricht einer Transportkapazität von



35 Güterzügen je 20 Waggons

politischen Diktat gebeugt und damit wertvolle Zeit für Gespräche mit der Wirtschaft verloren“, kritisiert Klaus Jansen vom Bund Deutscher Kriminalbeamter im BKA. Der Risikoanstieg sei also auch hausgemacht.

Vorsorglich hat der Innenministerrat der Europäischen Union die Kompetenzen der europäischen Polizeibehörde Europol um Straftaten rund um den Euro erweitert. Seit Juli ist Europol auch für Gefahrenanalyse und Koordination von Maßnahmen gegen Falschgeld- und Kreditkartenkriminalität zuständig, darf aber immer noch nicht selbst ermitteln.

„Da die EU in Sachen Euro-Fälschung ein gemeinsames Strafverfolgungsinteresse hat“, sagt Europol-Chef Jürgen Storbeck, „hoffen wir, auch die Ermittlungszuständigkeit zu bekommen.“ Diese Entscheidung müsse aber möglichst schnell fallen, damit Europol sich rechtzeitig vorbereiten könne. Die Umtauschphase, so Storbeck, sei „kriminalistisch eine sehr faszinierende Zeit“. Es sei naiv zu glauben, dass Geldfälscher und andere Ganoven sich nicht vorbereiteten, Euro-Blüten würden bereits gedruckt.

Auch die deutsche Polizei hat seitdem in etlichen Arbeitsgruppen und Expertenzirkeln ihr Vorgehen geplant: Grenzkontrollen sollen einreisende Kuriere mit gefälschtem Geld abgreifen, Falschgeldspezialisten für die heiße Phase an Banken ausgeliehen werden. Überlegt wird sogar die Ausgabe von „UV-Lampen im Taschenformat“ an die Bevölkerung, also eine Mini-Ausgabe des Standardinstruments aller Supermarktkassiererinnen zur Erkennung von Blüten.

Den Vorschlag der Kriminalen, die D-Mark-Scheine gleich beim Umtausch ungültig zu machen, um zumindest das Überfallrisiko beim Abtransport zu mindern, lehnten die Währungshüter ab.

Im nächsten Monat werden die ersten Beamten für die Euro-Offensive geschult. Das BKA hat eigens das Programm für den „Speziallehrgang Falschgeldkriminalität“ umgekrempelt. Doch allzu viel gibt es derzeit nicht zu lehren. Nicht einmal die Referenten haben eine Ahnung, mit welchen Sicherheitsmerkmalen die neuen Scheine ausgestattet werden sollen. „Wir können nur raten“, höhnt Kriminaldirektor Günther Heerdt vom Hamburger Landes-kriminalamt.

Die Falschgeld-Experten fühlen sich von der EZB beschützt. „Die Sicherheitsmerkmale sind doch auch in den Druckereien

In mehr als 60 000 Bankfilialen müssen über 150 000 Mitarbeiter umgeschult werden

bekannt, warum sollen wir sie dann nicht rechtzeitig erfahren?“, fragt LKA-Chef Weitemeier.

Nur für Automatenhersteller wurde eine Ausnahme gemacht: In einem speziellen gesicherten Raum dürfen sie unter Aufsicht das neue Geld abmessen – um ihre Geräte rechtzeitig technisch umrüsten zu können. „Wenn es uns nicht gelingt, in drei bis vier Wochen unsere Automaten umzustellen“, sagt Peter Lind vom Bundesverband Deutscher Tabakwaren-Großhändler und Automatenaufsteller, „dann können wir unseren Laden zumachen.“

Auch die deutschen Banker sind besorgt. Die Zwei-Wochen-Frist, in der selbst große Warenhäuser und Geldinstitute mit den neuen Noten beliefert werden, ist ihnen zu kurz. In mehr als 60 000 Filialen, so Egner, müssten über 150 000 Mitarbeiter im Umgang mit den neuen Scheinen geschult werden. „Zwei Wochen“, sagt Egner, „reichen nicht einmal, um Broschüren und Unterrichtsmaterial zu drucken.“

Auch ganz praktische Probleme fürchtet der Verband – sogar die Versorgung mit Bargeld aus dem Automaten könnte ins Stocken geraten. Egner: „Das Geld wird gepresst und vakuumverschweißt angeliefert. Es muss gelüftet und sortiert werden, sonst kann der Automat es nicht verarbeiten.“

Die Banker der EZB argumentieren, man habe zwar Verständnis für die logistischen Probleme, sei aber aus Sicherheits- und Kostengründen an einer möglichst kurzfristigen Ausgabe des Euro-Geldes interessiert. Im Übrigen stehe der endgültige Termin für die Auslieferung von Münzen und Scheinen noch nicht genau fest.

Der deutsche Bankenverband wünscht sich dagegen für die heiße Phase sogar eine Lockerung der strengen Sicherheitsbestimmungen in den Geldinstituten. So verlangt die „Unfallverhütungsvorschrift Kassen“ entweder panzerglasgesicherte Kassenhäuser oder Tresore mit einem Zeitschloss, die aber nur geringe Entnahmen zulassen. Die Banken aber denken an den Service und wollen schnell tauschen – am besten unter Polizeischutz.

Große Sorgen machen sich auch die Geldtransporteure. Ausgerechnet zur traditionellen Boomzeit, zu Weihnachten, muss an- und abtransportiert werden. Mit der vier- bis fünffachen Geldmenge rechnet das Gewerbe. Allein die zurück fließenden 28 Milliarden deutschen Münzen ergäben, in den üblichen Holzkisten gestapelt, einen 119 Kilometer hohen Turm mit einem Gewicht von rund 100 000 Tonnen.

„Das ist Neuland“, sagt Andreas Paulick von der Bundesverband Deutscher Wach- und Sicherheitsunternehmen. Die Branche habe weder genügend Fahrzeuge, noch Mitarbeiter. Paulick: „Dann müssen wir für die paar Wochen massiv aufstocken.“

WOLFGANG BITTNER, GEORG MASCOLO, ANDREAS ULRICH



Autor Degen, als Kind mit Mutter (1946): „Die Vergangenheit war immer präsent, aber ich wollte sie nicht haben“

BIOGRAFIEN

Im Bett bei Ludmilla

Der Schauspieler Michael Degen schrieb seine Erinnerungen – an eine Kindheit als Jude im Berlin der Nazis und an ein paar aufrechte Deutsche, die ihn retteten.

Der Schlag ins Gesicht schleudert den Jungen meterweit durch den Raum. Danach ist es beklemmend still in der Gartenlaube, Blut sprudelt aus der Nase des 12-Jährigen.

Natürlich weiß er, warum seine Mutter ihn geschlagen hat. Er war abgehauen, hatte sie in quälender Angst zurückgelassen, ihr Leben gefährdet und das ihrer Freunde dazu. „Sollte dir noch einmal so was einfallen, wirst du mich nicht mehr finden“, droht sie ihm. „Dann melde ich mich freiwillig zum Vergasen.“

Berlin im Februar 1944. Michael Degen und seine Mutter Anna sind in einer Laubenpieperkolonie im Osten der Stadt un-

tergetaucht. Zwei Juden, vogelfrei. Der Junge war losgegangen, hatte sich bei der „Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt“ als Kriegswaise ausgegeben und war mit einem Kindertransport in ein ehemaliges Ausbildungslager der Hitlerjugend in die Uckermark gefahren. „Ich wollte meiner Mutter nicht länger zur Last fallen“, begründet er später sein unbedachtes Abenteuer.

Schreckliche Sehnsucht treibt den Jungen nach wenigen Tagen wieder in die Berliner Laube zurück. Die Mutter langt kräftig zu. „Ihre Worte werde ich nie vergessen“, sagt der Schauspieler Michael Degen, mittlerweile 67, „erst jetzt kann ich

begreifen, was ich meiner Mutter damals angetan habe.“

Mehr als ein halbes Jahrhundert danach hat er die Geschichte seiner Kindheit im Berlin der Nazis, der Barbarei und der Todesangst aufgeschrieben*. Ein spätes Denkmal für seine Mutter, die ihm versprach, ihn durch die Schreckenszeit zu bringen. Die begann, nachdem sein ebenfalls jüdischer Vater – ein aus Russland stammender Feingeist und Mitinhaber eines Trikotagengeschäfts – im September 1939 ins KZ Sachsenhausen verschleppt und so schwer misshandelt worden war, dass er an den Folgen starb.

Ein Denkmal will Degen aber auch jenen Deutschen setzen, die ihr Leben riskierten, um seines zu retten. Sie hatten ihn und seine Mutter bis zur Kapitulation versteckt, ihnen zu essen gegeben und Mut gemacht. „Nicht alle waren Mörder“, nennt Degen seine Kindheitserinnerungen.

Nach dem Krieg zog es ihn zum Theater. Bertolt Brecht holte Degen in sein Berliner

* Michael Degen: „Nicht alle waren Mörder“. Econ-Verlag, München; 332 Seiten; 39,90 Mark.

Ensemble. Bald war der talentierte Nachwuchsschauspieler Gast an vielen deutschsprachigen Bühnen, in Inszenierungen von Ingmar Bergman, Peter Zadek und George Tabori. Er drehte Filme mit Claude Chabrol („Wahlverwandtschaften“) oder Dieter Wedel („Mittags auf dem Roten Platz“). Ein vielseitiger, renommierter Bühnemann, der das Massenmedium Fernsehen, das Ruhm und Geld verspricht, beileibe nicht scheut.

Richtig populär wird er mit seinem markanten Gesicht in Serien wie „Derrick“, „Der Alte“, „Diese Drombuschs“ oder „Auto Fritze“. Die distinktierten, eleganten Rollen, die ein bisschen versöhnliche Bonhomie auch in weniger anspruchsvollen Stücken zulassen, liegen ihm am meisten.

Manchmal brachen die Kindheitswunden auf, 1969 etwa, als Degen in Taboris KZ-Drama „Die Kannibalen“ die Hauptrolle spielte, mit der Tabori an seinen in Auschwitz ermordeten Vater erinnern wollte. Oder 1986 in der Rolle als Chef der jüdischen Ghetto-Polizei in Zadeks Hamburger Inszenierung „Ghetto“: „Da war ich am Ende“, sagt Degen, „mehrfach wollte ich aufgeben.“

Als dann noch anonyme Drohungen eingingen und seine Hamburger Wohnung von Neonazis auseinander genommen wurde, merkte er wieder die Angst seiner Kindheit in sich aufsteigen.

„Die Vergangenheit war immer präsent, aber ich wollte sie nicht haben.“ Er spürte auch, dass da noch einiges mehr verborgen in ihm lag – dieses Gefühl der Minderwertigkeit etwa, das ihn bis heute grundlos überkommt. Ein Kind, das von seiner Umwelt als Abschaum, Pest und auszumerzendes Gewürm bezeichnet worden sei, könne das eben nie mehr abschütteln: „So gesehen hat Hitler sein Werk an uns vollbracht.“

Als Degen zu schreiben begann, brach es aus ihm heraus. „Ich erkannte Szenen und Gestalten wieder, erinnerte mich an Namen, Details und Gerüche, von denen mir nichts mehr bewusst gewesen war.“

Seine Geschichte erzählt er ohne Schnörkel aus der Perspektive eines Pubertierenden, dessen Welt völlig aus den Fugen gerät. „Warum bin ich nur als Jude geboren?“, hadert der von seinem Vater strenggläubig erzogene Junge und stapft in geliehener HJ-Uniform durch die Stadt.



Juden-Pogrom in Berlin (1938)
„Hitlers Werk an uns“

„Erst aus der Distanz merke ich, wie grauenhaft alles war“, sagt Degen – über rauchende Trümmer zu hetzen, ohne Platz im Luftschutzkeller und oft ohne Nahrung frierend in erbärmlichen Unterständen. Der Junge schwankt zwischen maßlosem Entsetzen und wilder, lebensgefährlicher Abenteuerlust.

Warmherzige und skurrile Gestalten kreuzen seinen Weg, etwa jene Puffmutter, bei der die Flüchtigen zeitweise unterkommen. Sie lebt von dem Liebeslohn ihrer Töchter, Michael wird im Zimmer einer der Frauen untergebracht, die dort – fast zahlos, krummbeinig – ungerührt ihrem Gewerbe nachgeht.

Oder der Kommunist Hotze mit seiner Familie, bei der die Degens im Wohnzimmer sitzen, als Thomas Mann über BBC zu den Deutschen spricht und gleich danach die Nachricht verlesen wird, dass Juden in Lkw vergast wurden, weil das so preiswert sei. Darüber zerbricht Anna Degen fast und ihr Sohn Michael auch, weil sie sein einziger Halt ist.

Dann nimmt die schräge, vornehme Ludmilla Dimitrieff die beiden auf. Während die gebürtige Russin im Salon SS-Größen bewirtet, dürfen sich ihre illegalen Untermieter im hinteren Zimmer nicht mucken. Nachts befiehlt sie den Jungen bisweilen zu sich ins Bett, was der mit Scham erträgt.

Sogar eine richtige Jugendfreundschaft erlebt der junge Degen in dieser wirren Zeit: Mit Rolf, dem Sohn des Lokführers Redlich, trifft er sich fast täglich. Beide haben dasselbe Hobby: Sie sammeln Granatsplitter im Wald.

Vater Redlich fährt Waggonen voller Juden zur Vernichtung nach Polen, kommt mit reichlich Cognac und Wurst im Gepäck zurück und wacht jede Nacht schreiend auf. Bald meldet er sich krank, nimmt den Freund seines Sohnes nebst Mutter auf und rettet beiden das Leben.

Nun, da er alles aufgeschrieben hat, ist für Degen nichts mehr, wie es war. „Ich bin so ungeduldig geworden und aggressiv“, sagt er, „oft kann ich meine Umwelt nicht mehr ertragen.“ Die Memoiren-Schreiberei soll auch berufliche Konsequenzen haben, nimmt sich der Schauspieler für seine späten Tage vor: Flache Rollen will er künftig nicht mehr spielen. „Ich kann nicht mehr leichtsinnige und dämliche Schrotttexte sprechen.“

HANS-ULRICH STOLDT

SPIEGEL-GESPRÄCH

Respekt vor Margot der Ersten

Die evangelische Bischöfin Margot Käßmann über ihr Amtsverständnis, die feministische Theologie, die Reform der Kirche und die rot-grüne Bundesregierung



Bischöfin Käßmann: „Ich habe nicht an meine Wahl geglaubt“

SPIEGEL: Bischöfin Käßmann, als Sie am 4. September in Ihr Amt eingeführt wurden, haben ein paar Konservative gleich eine Notsynode zusammengetrommelt. Bricht in der evangelischen Kirche der Notstand aus, wenn eine Frau Bischöfin wird?

Käßmann: Bei der Notsynode waren 160 Leute, bei meiner Amtseinführung 5000. Aus der Landeskirche hat nur eine Hand voll Menschen teilgenommen.

SPIEGEL: Heißt das, Ihre Kontrahenten haben sich inzwischen an Sie gewöhnt?

Käßmann: Der Anfang ist erfreulich. Ich spüre an der Basis einen positiven Überraschungseffekt. Tenor: „In der Kirche verändert sich ja vielleicht doch etwas.“ Ich bekomme bergeweise Briefe von Menschen, die gar nicht in der Kirche sind; die schreiben: „Das finde ich großartig“ oder „Ich als ausgetretene Katholikin habe zwar mit der Kirche nichts zu tun, aber Ihre Wahl finde ich gut.“

SPIEGEL: Woran müssen Sie sich denn noch gewöhnen?

Käßmann: Das Amt ist sehr hierarchisch geprägt. Allein, dass einer meiner Vorgänger mit Hochwürden angesprochen wurde ...

SPIEGEL: ... Bischof Hanns Lilje ...

Käßmann: ... das wäre mir sehr fremd.

SPIEGEL: Es ist auch schwer, für Hochwürden was passendes Weibliches zu finden.

Käßmann: Vielleicht ginge ja Hochwürdigste.

SPIEGEL: Ihre Gegner werfen Ihnen vor, Sie seien bekennende feministische Theologin.

Käßmann: Das halte ich nicht für einen Vorwurf.

SPIEGEL: Sondern für einen Ehrentitel?

Käßmann: Ich glaube, jede Frau, die heute Theologie studiert, und ich hoffe auch, jeder Mann, muss sich damit auseinander setzen, dass die Tradition der Kirche durch 2000 Jahre von Männern geprägt ist.

SPIEGEL: Was verstehen Sie denn unter feministischer Theologie?

Käßmann: Das heißt, die biblischen Texte mit dem Bewusstsein zu lesen, dass sie von Männern verfasst sind – und dass Männer und Frauen sie mit unterschiedlichem Vorverständnis lesen. Es wird gesagt, Jesus hätte keine Frauen in die Nachfolge berufen. Das ist Unfug. Die Erste, der Jesus nach den Evangelien erschienen ist, ist Maria von Magdala. Die sendet er und sagt: Verkündige den Jüngern, dass ich auferstanden bin.

SPIEGEL: Aber Sie wollen nicht den Gott-Mann durch Gott-Frau ersetzen?

Margot Käßmann

ist nach Maria Jepsen in Hamburg die zweite Bischöfin in Deutschland. Die Mutter von vier Kindern gilt als „frech-fromme“ („Emma“) Karrierefrau: Schon mit 25 wurde sie Mitglied des Zentralausschusses des Weltkirchenrates, mit 36 Generalsekretärin des Evangelischen Kirchentages. Seit September leitet sie die Landeskirche Hannover, mit 3,2 Millionen Mitgliedern größter Protestantensprengel der Republik. Die Wahl der politisch engagierten 41-jährigen Theologin verärgerte konservative Protestanten. Sie werfen Käßmann mangelnden Respekt vor den Traditionen der Kirche vor.

Käßmann: Das fände ich langweilig. Ich finde, dass Gott nicht auf ein Geschlecht festgelegt werden kann. Das ist eine unglaubliche Begrenzung des Gottesbildes.

SPIEGEL: Der SPIEGEL hat nach Ihrer Wahl geschrieben: „Unter den Liberalen in der EKD herrscht Aufbruchstimmung wie in der Sowjetunion nach dem Machtantritt Michail Gorbatschows.“ Haben Sie davon schon etwas gemerkt?

Käßmann: Meine Wahl hat zumindest vielen gezeigt, dass die Kirche nicht starr an

überlebten Traditionen und Formen festhält, sondern bereit ist, sich zu verändern.
SPIEGEL: Haben Sie selbst geglaubt, gewählt zu werden?

Käbmann: Nein, ich habe nicht an meine Wahl geglaubt. Auch ich habe ja ein geformtes Bischofsbild im Kopf. Aber als der Senat der Landeskirche mich offiziell gefragt hat, habe ich gedacht: Wenn die zum ersten Mal eine Frau aufstellen wollen, dann kann ich nicht kneifen.

SPIEGEL: War nicht auch ein bisschen Karriere-Ehrgeiz dabei?

Käbmann: Ehrgeiz muss ja nicht schlecht sein. Wenn meine Gaben in dem Amt angebracht sind, warum nicht? Nach der Wahl hatte ich noch einmal einen „Durchhänger“, als ich in den Sommerferien in Frankreich am Strand saß. Da dachte ich: Kannst du das? Denn die Anforderungen, permanent öffentlich zu reden, und die Erwartungen an eine Bischöfin sind enorm.

SPIEGEL: Eines der größten Probleme der Kirchen ist der Mitgliederschwund. Haben Sie schon eine Idee, wie Sie den Abwärtstrend stoppen können?

Käbmann: Es wäre überheblich zu sagen, meine Wahl könnte daran was ändern. Aber ich habe mir zwei Dinge vorgenommen:

„Viele Pastoren und Pastorinnen erleben jeden Sonntag als persönliche Niederlage“

men: Ich will die Mitglieder motivieren, in der Kirche zu bleiben. Es kann nicht so weitergehen, dass jeder bei dem kleinsten Ärger sagt: Ich trete aus. Wir müssen unseren Mitgliedern klarmachen: Du bist uns unheimlich wichtig.

Das Zweite ist: Es gibt durchaus verhaltenes Interesse bei Menschen, die die Kirche verlassen haben, wieder zurückzukommen. Aber sie wissen nicht, wie. Die Kirche hat für viele eine hohe Schwelle: die Sprache, Rituale, Amtsträger. Wir müssen mehr Werbung nach außen treiben.

SPIEGEL: Sind die Pfarrer nicht selbst frustriert?

Käbmann: Viele Pastorinnen und Pastoren erleben jeden Sonntag als eine persönliche Niederlage, wenn sie vor bloß 10 oder 15 Leuten predigen müssen. Aber wir haben eine Chance. Sondergottesdienste, die wir zu bestimmten Lebenssituationen anbieten, sind rammelvoll. Bei den Schulanfänger-Gottesdiensten etwa haben wir permanent steigende Zahlen. Wir haben vielleicht zu wenig hingeguckt, an welchen Punkten ihres Lebens Menschen diese gottesdienstliche Begleitung suchen. Die Sehnsucht nach Religion ist ja da.

SPIEGEL: Davon profitieren aber vor allem esoterische Gruppen, da boomt der Markt, die Kirche dagegen trocknet aus.

Käbmann: Ja. Das ärgert mich. Beim Gottesdienst am Sonntagmorgen um zehn sagen auch meine Töchter: „Muss ich das

durchstehen?“, und gucken auf die Uhr. Aber wenn etwa um halb zwölf Familiengottesdienste sind und wir da hinterher Mittag essen können, dann sieht es schon ganz anders aus. Wir haben beispielsweise 2000-jährige Erfahrung in Meditation anzubieten. Das wird in der Kirche viel zu wenig genutzt.

SPIEGEL: Eines der Ärgernisse, das viele aus der Kirche treibt, ist die Kirchensteuer. Wer in die Kirche will, muss zahlen. Wer nicht zahlt, fliegt raus. Ist ein solches Mitgliedschaftsrecht noch zeitgemäß?

Käbmann: Regelmäßige Mitgliedsbeiträge erhebt jeder Verein. Wer Christ oder Christin ist, ist durch die Bibel auf eine Ge-

meinschaft gewiesen. Dann muss ich auch solidarisch für diese Gemeinschaft einstehen.

SPIEGEL: Aber die meisten Vereine drohen nicht gleich mit dem Finanzamt.

Käbmann: Ich halte im Moment an der Kirchensteuer fest. Wir haben dadurch relativ stabile finanzielle Einkünfte, die wir auch brauchen, um unsere großen Aufgaben mit dem entsprechenden Personal zu erfüllen. Allerdings ist es durchaus sinnvoll, über andere Beitragsmodelle nachzudenken.

SPIEGEL: Was machen Sie denn mit Leuten, die ihrer Kirchensteuerpflicht nicht nachkommen? Die katholischen Oberhirten sind rigoros: Sie exkommunizieren.



K.-B. KARWASZ

Käßmann, SPIEGEL-Redakteure*: „Ich konnte nicht kneifen“

Käßmann: Bei uns ist es ja nicht so. Aber jemand, der auf der Lohnsteuerkarte sein Bekenntnis streichen lässt, ist ausgetreten. Womit ich ein Problem habe, ist, dass man bei einer staatlichen Stelle austritt und da-

mit sang- und klanglos aus der Kirche verschwindet.

SPIEGEL: Ein weiterer Doppelpunkt ist das starre Festhalten der Kirche am Leitbild der Ehe.

Käßmann: Das Zusammenleben eines Mannes und einer Frau, die gemeinsam Kinder großziehen, ist ein Ideal, an dem ich schon

festhalten würde. Wir können aber nicht die Augen davor verschließen, dass Ehen geschieden werden. Auch unter der Pastorenschaft kommt es vor, dass Frauen und Männer alleine Kinder erziehen. Deshalb

müssen wir unsere Aufmerksamkeit auch auf diese anderen Lebensformen richten und sie nicht abwerten gegenüber der klassischen Konstellation Vater, Mutter und vier Kinder. Die Kirche darf nicht ignorieren, dass Menschen bewusst oder ungewollt in anderen Lebensformen leben. Und sie muss dafür offen sein.

SPIEGEL: Wie offen darf da denn das Pfarrhaus sein, etwa für einen Pastor, der mit seinem Freund zusammen lebt?

Käßmann: Ich glaube nicht, dass Homosexualität einen Pastor grundsätzlich daran hindert, ein guter Pastor zu sein. Es gibt in unserer Landeskirche wie in anderen auch Pastorinnen und Pastoren, die homosexuell sind. Aber Zusammenleben im Pfarrhaus ist im Moment in unserer Landeskirche nicht durchsetzbar.

SPIEGEL: Ist es nicht absurd, dass der Unehrliche belohnt wird?

Käßmann: Das belastet mich.

SPIEGEL: Frau Bischöfin, wo gibt es denn sonst noch Reformbedarf?

Käßmann: Etwa bei den Strukturen der Evangelischen Kirche in Deutschland.

SPIEGEL: Die begreifen nicht mal mehr die eigenen Mitglieder. Es gibt die Evangelische Kirche der Union (EKU) und die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands (VELKD). Gehören diese Bünde nicht schon aus ökonomischen Gründen abgewickelt?

Käßmann: Wir brauchen eine stärkere EKD. Wir schwächen uns, wenn wir auf unseren althergebrachten Strukturen beharren. Wenn die kurhessische Landeskirche im Gegensatz zur bayerischen Landeskirche und zu der Synode in Görlitz etwas beschlossen hat, was wiederum im Gegensatz zur rheinischen Synode steht, versteht das die Öffentlichkeit nicht mehr. Wir müs-

„Wir schwächen uns, wenn wir auf unseren althergebrachten Strukturen verharren“

sen Doppelarbeit und Doppelstrukturen abschaffen. Aber es gibt durchaus gewichtige inhaltliche Kontroversen unter den Evangelischen im Land.

SPIEGEL: Beispielsweise?

Käßmann: Was ein Reformierter, eine Lutheranerin und ein Unierter unter dem Abendmahl verstehen, ist noch sehr verschieden. Seit nicht mal 30 Jahren erst erkennen wir die Ämter gegenseitig an und haben Abendmahlsgemeinschaft.

SPIEGEL: Wie soll das ein normales Kirchenmitglied begreifen?

Käßmann: Das ist auch schwer. Aber wenn wir von der Reformation her denken, also in Jahrhunderten, ist das unheimlich viel, was sich in den vergangenen Jahrzehnten getan hat. In 20 Jahren sind wir hoffentlich

* Stefan Berg und Ulrich Schwarz im Garten von Käßmanns Amtssitz in Hannover.



S. MÜLLER / EPD-BILD

Technoparty in der Kirche*: „Sehnsucht nach Religion ist da“

so weit, dass wir sagen: Wir haben reformierte und lutherische Wurzeln, sind aber vor allem evangelisch. Die Basis ist vielfach schon so weit. Das Bewusstsein der eigenen Identität und Tradition schadet dem Gedanken der Einheit in der EKD nicht.

SPIEGEL: In 20 Jahren ist es vielleicht zu spät, schon heute geht der gesellschaftliche Einfluss der Kirche gegen Null.

Käbmann: Das Pendel schlägt schon noch weiter aus! Ich beobachte aber als Gegenreaktion bei uns eine Tendenz, sich auf Verkündigung als das „Eigentliche“ zu beschränken. Das halte ich für gefährlich. Die Kirche darf sich nicht aus der Welt und aus der Politik zurückziehen.

SPIEGEL: Aber die Politik will von Kirche derzeit wenig wissen. Die Denkschrift der EKD zur Ostpolitik hat in den sechziger Jahren die Politik Willy Brandts mit angestoßen. Das vor zweieinhalb Jahren publizierte Sozialwort beider Kirchen ist mit Beifall von allen Seiten bedacht worden und sofort in den Ablagen verschwunden.

Käbmann: Wir haben es heute schwerer. Das Sozialwort ist ein gutes Beispiel dafür. Was Evangelische und Katholiken da zusammen formuliert haben, war bemerkenswert.

SPIEGEL: Aber die Resonanz in der Politik ist gleich Null.

Käbmann: Deshalb müssen wir stärker auf persönliche Kontakte zu Politikerinnen und Politikern setzen. Früher hatten wir viele Protestanten in der Politik: Richard von Weizsäcker, Jürgen Schmude, Gustav Heinemann, Ernst Benda etwa. Das Bewusstsein, Mitglied der Kirche zu sein und deshalb in einer Rechenschaftspflicht im politischen, wirtschaftlichen, unternehmerischen oder wissenschaftlichen Handeln

zu stehen, ist dramatisch zurückgegangen. Wir müssen heute mehr Energie daransetzen, Menschen in der Politik in die Pflicht zu nehmen.

SPIEGEL: Gibt es eigentlich in Ihrer Landeskirche Kirchenasyl?

Käbmann: Wir haben mehrere Fälle.

SPIEGEL: Wie stehen Sie dazu?

Käbmann: Als Bischöfin kann ich dazu nicht aufrufen. Aber wenn eine Gemeinde Asylbewerber bei sich aufnimmt und ihnen Zuflucht gibt, dann werde ich alles tun, um die, die sich da mit viel Überzeugung und Lebenskraft engagieren, zu stützen.

SPIEGEL: Hat die Kirche wegen des Mitgliederchwunds an Kraft verloren, sich mit den Mächtigen anzulegen?

Käbmann: Trifft das wirklich zu? Ich möchte jeden Einzelnen ermutigen, sich einzumischen. Ein anständiger, guter Streit um eine politische Frage hat uns noch nie geschadet, sondern eher genutzt.

SPIEGEL: Muss nicht die Kirche als Ganzes widerständiger werden?

Käbmann: Die Kirche als Ganzes, wer ist das? Die Stimmenvielfalt gehört zum Pro-

testantismus, macht es aber schwierig, weil niemand mehr weiß, wer für diese Kirche spricht. Die streng hierarchisch verfasste katholische Kirche hat es da einfacher.

SPIEGEL: Soll die evangelische Kirche also katholischer werden?

Käbmann: Nein, aber mutiger. Ich wünsche mir eine Kirche, die in politischen und ethischen Fragen klar redet. Das ist im Moment so schwierig, weil vieles schleichend passiert, etwa die Steuerreform. Es kann doch nicht angehen, dass bei denen, die wenig haben, immer weiter gespart wird. Das geht fundamental gegen alles, was wir im Sozialwort gesagt haben.

SPIEGEL: Sind Sie von der rot-grünen Bundesregierung enttäuscht?

Käbmann: Wenn so viele Erwartungen mit einem Wechsel verbunden sind und sich in der Realpolitik zeigt, wie schwer es ist, einzelne Punkte durchzusetzen, dann verstehe ich die Enttäuschung bei vielen. Sie haben erwartet, mit einem Regierungswechsel wird vieles anders.

SPIEGEL: Und Sie selbst?

Käbmann: Natürlich hätte auch ich gewünscht, dass der Wechsel vor allem in der Sozialpolitik greifbar wird. Das kann ich bisher nicht erkennen, und darüber bin ich enttäuscht.

SPIEGEL: Hat es Sie irritiert, dass bei der Vereidigung der rot-grünen Regierung nur wenige die Eidesformel „So wahr mir Gott helfe“ gebraucht haben?

Käbmann: Irritiert hat es mich nicht. Aber ich habe mir gewünscht, mehr Minister hätten die Notwendigkeit gesehen, Gott anzurufen.

SPIEGEL: Hat Gott im weltanschaulich neutralen Staat überhaupt noch etwas im Grundgesetz zu suchen?

Käbmann: Als Bürgerin dieses Staates – nicht nur als Bischöfin – ist es mir wichtig, dass Gott im Grundgesetz genannt ist.

SPIEGEL: Frau Käbmann, Sie gelten als ökumenisch erfahrene Theologin. Wie ist Ihr Verhältnis zu Ihren katholischen Amtsbrüdern, denen Sie als Bischöfin eigentlich ein Gräuelfeld sein müssen?

Käbmann: Wenn Katholiken sagen, der Papst ist ihr Oberhaupt, dann respek-

tiere ich das. Genauso erwarte ich selbstverständlich Respekt vor meinem Amt als Bischöfin. Da sehe ich durchaus Fortschritte: Beim Zentralkomitee der Ökumenischen Rates hat immerhin Aram der Erste, Katholikos der armenisch-orthodoxen Kirche, zu mir gesagt, er begrüße mich in der bischöflichen Riege und werde mich ab sofort „Margot die Erste“ nennen.

SPIEGEL: Frau Bischöfin, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



DPA

Käbmann, Gläubige*: „Positiver Überraschungseffekt“

* Oben: in der Katharinenkirche in Frankfurt am Main; unten: nach dem Einführungsgottesdienst in Hannover.

PROFESSOREN

Wie bei Chaplin

Mit seinen umstrittenen Thesen hat Peter Sloterdijk alle Chancen vertan, Präsident der Karlsruher Hochschule für Gestaltung zu werden.

Die Position verlangt nicht gerade nach einem Meisterphilosophen. Weder Genie noch Größenwahn sind Einstellungsvoraussetzung, dafür Erfahrungen als Manager in Kunst und Wissenschaft, gepaart mit Handwerkszeug aus der Welt der drögen Vernunft – Wirtschaft, Verwaltung, Rechtspflege. Mit diesem Bewerberprofil sucht die Karlsruher Hochschule für Gestaltung (HfG) von dieser Woche an einen Präsidenten, der aber vor allem eine Bedingung erfüllen muss: Er darf nicht Peter Sloterdijk heißen.

Mit seinen Ansichten zur Genveredelung der Menschheit hat der exzessiv selbstbewusste Philosophie-Professor die Intelligenzzirkel der Nation zur Raserei getrieben – und seine Karriere in Karlsruhe in die Sackgasse. Spätestens seit der großen Rechthaberei der vergangenen Wochen muss Sloterdijk, der seit 1992 an der HfG lehrt, alle Hoffnungen aufgeben, seinen im Juni gestorbenen Patron Heinrich Klotz als Leiter der staatlichen Hochschule beerben zu können. Unter den Kollegen gilt eine Sloterdijk-Kandidatur als gänzlich aussichtslos, im baden-württembergischen Wissenschaftsministerium, letzte Instanz im Auswahlverfahren, wird dezent bezweifelt, ob sie überhaupt erwünscht wäre. „Man braucht da keinen Außenseiter, und wäre er auch ein Genie“, deutet ein Ministerialer an.

Vor allem die Schärfe, mit der Sloterdijk den Altdenker Jürgen Habermas et alios im Philosophenstreit attackiert hat, weckt Zweifel an der Integrationsfähigkeit, die dem Ex-Favoriten für die Klotz-Nachfolge auf dieser Stelle abverlangt würde. „Da ist teilweise mit Kanonen auf Spatzen geschossen worden“, kritisiert der Karlsruher Professor Hans-Peter Schwarz, demnächst Leiter der Hochschule für Gestaltung in Zürich. Und der Lehrbeauftragte Jörg Stürzebecher stellt klar: „Viele Professoren wollen jetzt nicht als Unterstützer von Sloterdijk in der Öffentlichkeit dastehen.“ Ohnehin hätten zahl-



Denker Sloterdijk
Große Rechthaberei

reiche Dozenten, die meisten aus praktischen Fachbereichen wie dem Grafikdesign, Schwierigkeiten mit dem theorielastigen Welterklärer. Stürzebecher: „Seine Texte sind unverständlich.“

Sloterdijk, sonst nicht von Kleinmut geplagt, hat die Zeichen erkannt und will jetzt auf eine Kandidatur verzichten: „Bei diesem Stellenprofil kann ich nicht der Wunschkandidat sein.“ Er stehe deshalb nur noch dann zur Verfügung, wenn der Senat auf ein offenes Auswahlverfahren verzichte und sich die Kollegen kurzerhand auf ihn einigten – dann aber auch gleichzeitig auf eine programmatisch-visionäre Präsidentenrolle: „Ich kann ja nicht den Juristen oder Verwaltungsfachmann spielen.“



Hochschule für Gestaltung*: „Man braucht da keinen Außenseiter“

Mit einem solchen Comment der Professoren für ein Comeback des Philosophen ist allerdings nicht mehr zu rechnen. Schon vor Wochen verabredeten sich Lehrende zu einem außerplanmäßigen Konvent, Thema: Wie Sloterdijk verhindern? 80 bis 90 Prozent der Dozenten wollten einen Bewerber von außen, schätzt ein Wissenschaftler.

Dabei schien Sloterdijks Berufung noch im Frühjahr bestens vorbereitet, seine Ambitionen galten als offenes Geheimnis. An den Gedanken, die Hochschule zu übernehmen, hatte er sich offenbar schon gewöhnt: Wochenlang hing im Sommer neben der Tür des verwaisten Rektorzimmers von Klotz das Schild „Geschäftsführender Rektor Peter Sloterdijk“. Den Schlüssel zum Chefzimmer hatte er sich schon mal von der Hausverwaltung aushändigen lassen.

Die Amtsanmaßung war rechtlich durch nichts und niemanden gedeckt, moralisch aber von höchster Hausinstanz abgesichert. HfG-Übervater Klotz, ohne den weder die Hochschule noch das benachbarte Zentrum für Kunst und Medientechnologie entstanden wären, hatte im März – krebskrank und den Tod vor Augen – Sloterdijk mit der Ausübung der Geschäfte betraut. Mit der Autorität seines letzten Willens beförderte er ihn zum Nachfolger. Dem düpierten Prorektor Gunter Rambow, seinem Vize, nötigte der Sterbende das Einverständnis ab und teilte dem Wissenschaftsministerium die neue Machtverteilung in einem knappen Fünfzeiler mit – verbunden mit der Bitte, „unserem Vorschlag möglichst umgehend zuzustimmen“.

Diese Art der Thronfolge war dem Ministerium dann doch zu feudalistisch, es bestand auf Rambow als Stellvertreter, der ein reguläres Ausschreibungsverfahren vorbereiten sollte. Davon gänzlich unbeeindruckt führte Klotz den persönlich auserwählten Sloterdijk noch als Nachfolger ein und hinterließ damit zwei Amtsverweser. „Das war zeitweise wie in einem Chaplin-Film“, so ein Hochschulangehöriger, „keiner wusste, wer das Sagen hatte.“

Während Rambow deshalb froh ist, demnächst wieder ohne Portepée ins akademische Glied zurücktreten zu können, hatte Sloterdijk durchaus Gefallen am Rektorenamt gefunden: „Ich hätte das mit Begeisterung gemacht“, versichert er und erregt damit ausnahmsweise keinen Widerspruch bei seinem Kritiker Stürzebecher: „Wer immer nur mit Verbalinjurien operiert, der freut sich natürlich, wenn er mal echte Macht hat.“

JÜRGEN DAHLKAMP

* Im Karlsruher Zentrum für Kunst und Medientechnologie.

HUMOR

Pures Handwerk

Wegen der vielen Comedy-Sendungen im Fernsehen werden die Gagschreiber knapp. Auf Fortbildungsseminaren sichten die Produzenten den Nachwuchs.

Kommt ein junger Autor zum Produzenten einer Comedy-Sendung, in der Hand ein Manuskript mit einem selbst ausgedachten Witz fürs Abendprogramm. Hoffnungsvoll reicht er dem Chef den Zettel. Der Produzent liest, schweigt lange und sagt dann: „Junger Mann, der Gag ist so schlecht, dass ich ihn zweimal umschreiben müsste, bevor ich ihn wegschmeißen kann.“

Verbürgt ist die Anekdote nicht. Professionelle Spaßmacher erzählen sie aber gern, um Anfängern klarzumachen, wie schwierig es ist, einen guten Witz zu landen – und natürlich schwören sie stets, dass sich die Begebenheit haargenau so bei einem Bekannten zugetragen hat.

Denkbar ist das durchaus. Denn weil im deutschen Fernsehprogramm der Comedy-Boom ausgebrochen ist und fast kein Abend ohne Blödelshow vergeht, fehlt den Witzproduzenten allmählich der Nachwuchs. Gute Gagschreiber werden knapp.

Auf Sat 1 laufen die „Wochenshow“ und Harald Schmidt, auf Pro Sieben die jüngst mit dem Deutschen Fernsehpreis bedachte Sendung „TV total“, RTL braucht Witze für „Sieben Tage, sieben Köpfe“ und die „Freitag Nacht News“. Auch bei ARD und ZDF wird geblödel, selbst eine Sendung wie „Pleiten, Pech und Pannen“ benötigt munter formulierte Texte – obwohl Moderator Max Schautzer noch jeden akzeptablen Gag unter



Komiker Appelt (l.), Referenten*: Ein fröhliches Naturell und zwei Eierlikörchen

einem Schwall klebriger Verbindlichkeit erstickt hat.

Etwa 150 brauchbare Gaglieferanten gibt es in Deutschland, schätzt Martin Keß, Chefautor bei der Firma Brainpool. Keß und seine Truppe können nicht mehr darauf warten, dass sich gute Nachwuchsschreiber bei ihnen bewerben – dazu ist die Möchtegernquote zu hoch, also die Zahl derjenigen, die dank eines fröhlichen Naturells und zweier Eierlikörchen zwar auf der Familienfeier ein lustiges Gedicht aufsagen können, aber zu Höherem eben doch nicht taugen.

Zur Talentsuche bot Brainpool am vorvergangenen Wochenende ein Fortbildungsseminar an. 14 Männer und eine Frau waren aus rund 400 Interessierten gesiebt worden. Die meisten Teilnehmer sind zwischen 20 und 30 Jahren alt, viele haben schon mal Gags fürs Radio gemacht.

Wer sich nun gelehrig anstellt, hat gute Chancen, später ein paar Probewochen in einer Redaktion verbringen zu dürfen. Der erste Sichtungslehrgang im Mai brachte Brainpool immerhin drei neue feste Mitarbeiter.

* Brainpool-Autoren Moritz Nethenjakob, Ralf Husmann, Martin Keß beim Gageseminar in Köln.

Jeder Teilnehmer glaubt, jederzeit für einen klasse Witz gut zu sein. Diesen Glauben treibt ihnen Referent Ralf Husmann, zuständig für die „Wochenshow“-Gags erst einmal aus. „Schreiben ist Handwerk“, sagt er, und Handwerk müsse man lernen.

Am Abend geht die Truppe zur Aufzeichnung der „Wochenshow“, beim Gespräch mit den Stars Ingo Lück und Anke Engelke lernen sie, dass Spaß eine ernste Sache ist: „Wir lachen eigentlich ziemlich selten bei den Proben“, sagt Engelke.

Am nächsten Tag erscheint der Komiker Ingo Appelt, dessen Witze die Gürtellinienhöhe nur in Ausnahmen überschreiten, zu dem „Gag-Academy“ genannten Kursus und beklagt sich bei den Nachwuchsautoren über sein Schmuttel-Image: „Wenn mir jemand einen Gag anbietet, kommt garantiert das Wort Ficken drin vor.“

Appelt hat das F-Wort auf eine goldene Tafel drucken lassen, die er mit sich herumschleppt. Als er vor Jahren in der – mittlerweile eingestellten – Kultsendung „RTL Samstag Nacht“ auftrat, war ihm vorher eingeschärft worden, da unter gar keinen Umständen das Unwort zu sagen – stattdessen brachte er die Tafel mit ins Studio. Der zuständige Redakteur, so Appelt, habe

Pamela Anderson heiratet nackt – da muss man doch etwas draus machen können

ihn zurechtgewiesen: „Das geht so nicht mit dem Schild. Sie müssen das in Kamera drei halten.“

Dann folgen die praktischen Übungen. Für die „Wochenshow“ und „TV total“ sollen Gags geschrieben werden. Und für Herrn Appelt bitte etwas Anständiges. Boulevardzeitungen werden verteilt, jeder kriegt eine halbe Stunde zum Lesen: Welche Themen sind witztauglich?

In Köln findet die Lebensmittelmesse „Anuga“ statt, gezeigt werden unter anderem selbst erhitzende Dosenwürstchen und Tequila in Tüten. Das klingt schon mal viel versprechend.

Pamela Anderson heiratet an einem FKK-Strand, Braut, Bräutigam, Pfarrer und Gäste werden nackt sein. Da muss man doch was draus machen können.

Dorfbewohner verprügeln zwei Bankräuber, Volksmusiker Karl Moik bringt den Chinesen das Jodeln bei, Deutschland kickt gegen die Türkei, und das Schoßhündchen von Modemacher Rudolph Mooshammer erwirkt in „Bild“ eine Gegendarstellung – die Themen müssten eigentlich für zwei Harald-Schmidt-Shows reichen.

Trotzdem wird kaum gelacht. Zum Türkei-Spiel bildet den Humor-Höhepunkt der Satz: „Der eigentliche Kampf zwischen Deutschen und Türken findet ja eh bei Aldi statt.“ Zur Lebensmittelmesse fällt niemandem etwas Brauchbares ein.

Und als ein Schüler zum Jodel-Trainer Karl Moik die Pointe anbietet: „Im Gegenzug bringen die Chinesen ihm das Kamasutra bei“, gibt's von Referent Husmann einen Kurzvortrag über Witze, die man sei-

nen Zuschauern lieber ersparen sollte: „Das Kamasutra stammt aus Indien, nicht aus China. Das Publikum nimmt solche Fehler übel.“

Ebenfalls keinen Gefallen findet der Versuch, zwischen Busenstar Pamela und dem Silicon Valley eine lustige Verbindung herzustellen. Husmann: „Auf diesen Einfall kommt auch meine Bäckersfrau. Außerdem hat Pam ihre Implantate längst entfernen lassen.“

In kleinen Arbeitsgruppen lernen die Zöglinge dann, wie man es richtig

Pointen hintereinander ergeben eine gute. Beispiel: Jürgen Drews hatte schon 7000-mal Sex – „Und zwar letzten Donnerstag – von halb acht bis neun – und da sind die Frauen gar nicht mit eingerechnet.“

Und der wichtigste Lehrsatz: Wer für Fernsehen und Radio schreibt, weiß nie, ob seine Gags wirklich ankommen. Deshalb rät Autor Husmann: „Schreibt für Leute, die auf der Bühne stehen, setzt euch ins Publikum und schaut euch an, wie dem Künstler eure Gags verrecken.“

ANSBERT KNEIP



„Wochenshow“-Star Engelke: „Wir lachen eigentlich selten“

macht: Zu allen Stichworten werden alle gängigen Gedankenverknüpfungen notiert: Was fällt uns zu Pam Anderson ein? Busen, Silikon, Baywatch, Blondine. Was zu Hochzeit? Kutsche, Pfarrer, Ringe, Geschenke. Woran denkt man bei „Strand“? Woran bei „FKK“?

Nun werden alle Einfälle so lange miteinander kombiniert, bis etwas Lustiges dabei herauskommt. „Pures Handwerk“, sagt Husmann. Das handwerklich beste Ergebnis: „Heirat am Strand – da fragen sich die Gäste: Liegt da vorn eine Qualle, oder sind das Pams alte Silikonkissen?“

Nächste Lektion: Schwache Witze werden besser, wenn man sie in der Ich-Form erzählt: „Ich habe Pamela schon so oft nackt gesehen, dass ich das Gefühl habe, eingeladen zu sein.“ Oder wenn man das gänzlich Unerwartete schildert: „Ich habe 70 Kilogramm verloren – ich habe mich von meiner Frau getrennt.“

Wenn das nicht hilft, muss man flaue Witze kombinieren, drei schlappe

SPIEGEL-Serie über Wende und Ende des SED-Staates (4)
Die Woche vom 16. 10. 1989 bis zum 21. 10. 1989

»Visafrei bis Hawaii«

Der Putsch gegen Honecker glückt, doch auch
der 25 Jahre jüngere Nachfolger Egon Krenz enttäuscht das DDR-Volk.
Die Stasi plant unterdessen die Zukunft:
Einflussagenten unterwandern alle Oppositionsgruppen.



Demonstranten in Ost-Berlin

T. ERNSTING / BILDERBERG

CHRONIK



»Vorwärts nach hinten«

Montag, 16. Oktober 1989

Leipzig

Seit Wochen haben in der DDR Witze über den greisen Generalsekretär Konjunktur. Typisches Beispiel:

Was hat Honecker mit einem Blindgänger gemeinsam? Niemand traut sich an ihn ran, und von selbst kriecht er nicht.

Von einem Tag auf den anderen rückt ein neues Motiv in den Vordergrund: die Gewissheit, dass Honeckers Tage nunmehr gezählt sind.

Als hätte vergangene Woche jedermann die West-Berliner Ausgabe der „Bild“-Zeitung mit den Spekulationen über einen Rücktritt des SED-Generalsekretärs gelesen, als wüsste jeder von den geheimen Putschplänen seines einstigen Kronprinzen Egon Krenz, macht nun dieser Witz die Runde:

Als Walter Ulbricht 1971 abtreten muss, hinterlässt er Honecker drei Briefe mit Ratsschlägen für Zeiten höchster Not. Als Honecker das erste Mal in Schwierigkeiten ist, öffnet er den ersten Brief und liest: „Du musst Intershops einrichten.“ Ein paar Jahre später liest er den zweiten Brief: „Du musst Delikat-Läden eröffnen.“ Gestern hat Honecker den dritten Brief geöffnet: „Hallo, Erich, jetzt musst Du selbst drei Briefe schreiben.“

Ost-Berlin

Unter einer schwarz-gelb lackierten Stahl Luke, in einem ehemaligen Straßenbahntunnel („Zutritt verboten“) zwei Meter unter der Prachtallee Unter den Linden, verbirgt sich das geheime Herzstück der Ost-Berliner Überwachungstechnik.

Rot blinkende Leuchtdioden zeigen die Betriebsbereitschaft der hauptstädtischen Video-Kontrollzentrale an: Hier laufen die Signale aus fernlenkbaren Grundig-Kameras zusammen, die überall im Stadtgebiet montiert sind.

Ein Steuerungssystem der dänischen Firma APS leitet die Bilder ins Polizeipräsidium und ins Lagezentrum im Ministerium des Inneren (MdI). Dort kann mit Hilfe einer Galerie flimmernder Monitore die Verkehrs- und Demonstrationslage in allen größeren DDR-Städten beobachtet werden.

Interesse am „Operativen Fernsehen“ der Sicherheitsorgane hat für diesen Tag jener Mann bekundet, der Erich Honecker stürzen will: Egon Krenz (siehe Porträt Seite 92).

Schriftlich hat der Verschwörer den Staats- und Parteichef um die Genehmigung gebeten, am Nachmittag gemeinsam mit Stasi-Minister Erich Mielke und Fritz Streletz, dem Chef des Hauptstabes der Nationalen Volksarmee, im MdI die angekündigten Protestmärsche im Lande verfolgen zu dürfen.

Kurz vor 15 Uhr, als Krenz gerade sein Büro im ZK-Gebäude verlassen will, er-

„Gor-bi, Gor-bi“, „Die Mauer muss weg“.

Honecker, der letzte Woche noch Panzer rollen lassen wollte, wird unruhig. Ein paar Mal kräht er: „Jetzt muss man doch etwas tun.“ Doch Streletz hält mit seiner militärischen Kompetenz dagegen: „Wir können nichts tun, wir wollen doch die ganze Sache friedlich verlaufen lassen.“

In die Runde wird ein Anruf des Chefs der Einheitsgewerkschaft durchgestellt: Harry Tisch, von Krenz nach Moskau entsandt, um Gorbatschow in den bevorstehenden Führungswechsel einzuweihen, will telefonisch Vollzug erstatten. Er kann je-



Leipziger Montagsdemonstranten am 16. Oktober: „Die Mauer muss weg“

reicht ihn ein Anruf Honeckers. Der Generalsekretär teilt mit, er selbst werde auch ins MdI kommen. Krenz ist es recht: Auf diese Weise sieht er sichergestellt, dass keiner der Männer, die für die bewaffneten Organe verantwortlich sind, „aus der Kette ausbrechen und für sich allein irgendwelche Befehle geben“ kann.

Auf den Monitoren im Arbeitszimmer des Innenministers beobachten die fünf Spitzengenossen gebannt, wie sich die Leipziger zum Protest formieren.

Sie sehen, wie sich 120 000 Demonstranten über den Ring schieben, so viele wie seit dem 17. Juni 1953 nicht mehr. Über zusätzlich geschaltete Tonleitungen können sie hören, was die Menschen wollen: „Neu-es Fo-um, Neu-es Fo-um“,

doch nicht ahnen, dass sich Honecker während seines Anrufs im Zimmer befindet.

Krenz („eine sehr diffizile Situation“) ängstigt sich, dass Honecker etwas von den Vorbereitungen zu seinem Sturz mitbekommen könnte. Doch Tisch übermittelt nur die unverfängliche Botschaft, Gorbatschow wünsche den Ost-Berliner Genossen „viel Erfolg“.

Nachdem Honecker das MdI verlassen hat, nimmt Krenz den Vize-Verteidigungsminister Streletz beiseite und bittet ihn, als Sekretär des Nationalen Verteidigungsrates nur noch Weisungen von ihm entgegenzunehmen: „Fritz, am besten ist, du hörst ab sofort auf mich.“

Krenz fragt Streletz, wie sich NVA und Grenztruppen wohl verhalten würden. Der

Generaloberst, der in die Absprachen mit Moskau eingeweiht ist, versichert, auf Armee und Grenztruppen sei Verlass.

Sein Fahneneid, beteuert Streletz, gelte nicht einer bestimmten Person: „Ich bin auf die DDR vereidigt. Ich weiß, was ich jetzt zu tun habe.“

Dienstag, 17. Oktober 1989 Ost-Berlin

Im Prominentenghetto Wandlitz genießt Erich Mielke, 81, alle Annehmlichkeiten, die einem Angehörigen der DDR-Nomenklatura zustehen. Politische Häftlinge mussten einen Kinosaal und ein Fotolabor in seine Villa einbauen. In einer Bierstube, zwischen altdeutschen Zinnkrügen, serviert er Gästen selbstgezapftes original bayerisches „Löwenbräu“.

Von der Arbeit im „Haus 1“ der Stasi-Zentrale in der Berliner Normannenstraße erhält er sich am liebsten bei seinen drei Hobbys: Fußball, Schießen, Schwimmen.

Mit Sonnenbrille verfolgt der „Genosse Armeegeneral“ auf der Ehrentribüne regelmäßig die Heimspiele seines Stasi-Fußballclubs „Dynamo“. Im Mercedes oder im Zwölf-Zylinder-Horch lässt er sich in sein Jagdrevier in der Schorfheide chauffieren, wo einst schon Hitlers Reichsmarschall Hermann Göring die Büchse krachen ließ. Und allmorgendlich um sechs Uhr zieht der Frühaufsteher Mielke im Wandlitzer Swimmingpool seine Bahnen.

An diesem kühlen Oktobermorgen aber ist der zweitmächtigste Mann der DDR noch eher auf den Beinen als sonst. Ihn treibt die Sorge um, Honecker könnte sich vielleicht doch nicht kampfflos entmachten lassen.

Um sieben Uhr – zwei Stunden vor Beginn der alles entscheidenden Politbürositzung – ruft der Stasi-Minister den ZK-Abteilungsleiter für Sicherheitsfragen, Wolfgang Herger, an und fordert ihn auf,



Monitore



Kamera

Stasi-Überwachungstechnik Honecker schaut zu

sich mit einigen zuverlässigen Mitarbeitern während der Sitzung vor dem Beratungszimmer zu postieren.

Mielke will auf Nummer Sicher gehen: Honecker soll nicht seinen Personenschutz zu Hilfe rufen können, um die Verschwörer an Ort und Stelle sistieren zu lassen.

Krenz beordert derweil Generaloberst Streletz ins ZK-Gebäude, um den ranghöchsten Soldaten der DDR im Ernstfall in seiner Nähe zu wissen.

Honecker betritt als letzter den Saal, geht reihum und begrüßt jeden einzelnen Genossen per Handschlag. Dann nimmt er an der Stirnseite des sechs Meter breiten

Tisches Platz. Er will gerade mit seinem Monolog beginnen, als sich Willi Stoph zu Wort meldet. „Ich stelle den Antrag“, sagt der von Honecker oft gedemütigte Vorsitzende des Ministerrats, „den Genossen Honecker von seinen Funktionen zu entbinden“ – und zwar gleich von allen dreien: SED-Generalsekretär, Vorsitzender des Staatsrats der DDR, Chef des Nationalen Verteidigungsrats.

Atemlose Stille. Honecker scheint von der Attacke überrascht.

Dann ergreifen nacheinander alle Anwesenden das Wort, das Honecker wie gewohnt mit einer knappen Handbewegung erteilt. Wider Erwarten macht sich keiner für den wankenden Alleinherrscher stark.

Selbst alte Weggefährten wie sein Jagdfreund Günter Mittag rücken von ihm ab: Honecker sei untragbar. Mittag, verantwortlich für die desolate Wirtschaftslage, erntet daraufhin Hohngelächter: „Und zu dir sagst du nichts?“

Aufgeregt rechtfertigt Stasi-Chef Mielke die Palastrevolte: Er habe immer gewarnt, „aber du hast ja nie reagiert“.

Mielke erregt: „Wir haben vieles mitgemacht. Wir können doch nicht anfangen, mit Panzern zu schießen.“

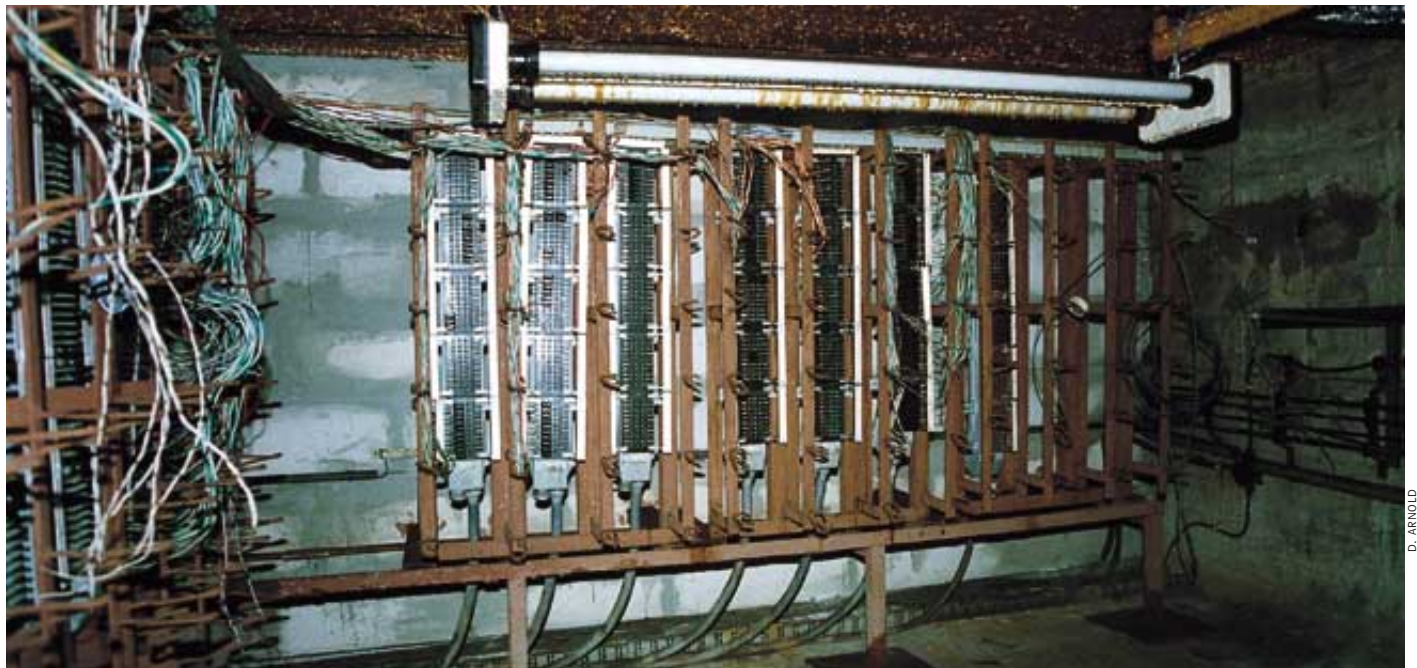
Als 21. Redner kommt Egon Krenz an die Reihe. Er erklärt sich bereit, die Führung in Staat und Partei zu übernehmen.

Mit versteinertem Gesicht hört Honecker zu. Ohne Widerspruch mag er dann aber doch nicht abtreten.

Er sei „tief getroffen“, weil der Vorschlag ausgerechnet von Stoph gekommen sei. Er warne davor zu glauben, dass mit seiner Ablösung die inneren Probleme der DDR gelöst würden. Das Auswechseln von Personen signalisiere dem Gegner nur, „dass wir erpressbar sind“.

Auch in Ungarn, wo der Sozialismus nun verloren sei, habe der Austausch der Kader nichts aufgehalten, schließt Honecker. Er sage dies „nicht als geschlagener Mann,

Stasi-Schaltzentrale in Ost-Berlin: Unter einer schwarz-gelben Stahlluke ist das Herz des geheimen Kontrollsystems verborgen



sondern als Genosse, der bei bester Gesundheit ist“.

Am Ende bleibt ihm jedoch nichts übrig, als seiner Ablösung zuzustimmen. In seinem Büro diktiert Honecker die Einladung zu seiner endgültigen Entmachtung:

Werte Genossen, die 9. Tagung des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands ist auf Beschluss des Politbüros für Mittwoch, den 18. Oktober 1989, 14.00 Uhr, im Hause des ZK einberufen. Tagesordnung: Zur politischen Lage. Mit sozialistischem Gruß E. Honecker.

Moskau

Im Kreml empfängt Michail Gorbatschow den SPD-Ehrenden Willy Brandt, der tags zuvor die Ehrendoktorwürde der Lomonossow-Universität erhalten hat. In das Gespräch platzt die Mitteilung, dass im Politbüro die Entscheidung über Honecker gefallen ist.

Der formale Rücktritt kann nach den SED-Statuten erst am nächsten Tag, auf der Sitzung des Zentralkomitees, erfolgen. Daher darf Brandt auf der Pressekonferenz sein durch Zufall frisch erworbenes Wissen nicht verwerten – er muss sich auf sibyllinische Äußerungen beschränken.

Auf Journalistenfragen, welchen Einfluss Moskau auf die Entwicklung in der DDR nehme, erklärt Brandt, Gorbatschow habe versichert, dass die Probleme Ost-Berlins „nicht in Moskau gelöst“ würden, „aber auch nicht in Bonn“ und „auch nicht von denen, die ihr Land verlassen“.

Behoben werden könnten die Schwierigkeiten „nur durch jetzt offensichtlich in

Gang gekommene Reformbemühungen in der DDR“.

So viel deutet Brandt dann aber doch noch an: Schon morgen werde die „beginnende Ummöblierung“ der politischen Verhältnisse sichtbar werden.

Bis zum Möbelrücken hatte die SED den Insassen ihres Staates nicht einmal neue Tapeten gegönnt. Chefideologe Kurt Hager etwa tat den Wandel in der Sowjetunion mit der rhetorischen Frage ab: „Würden Sie, wenn Ihr Nachbar seine Wohnung neu tapeziert, sich verpflichtet fühlen, Ihre Wohnung ebenfalls zu tapezieren?“

Mittwoch, 18. Oktober 1989 Ost-Berlin

Den Drahtziehern der Palastrevolution bleiben zwischen dem Beschluss des Politbüros und dem Beginn der ZK-Sitzung 23 Stunden, um zwei Probleme zu lösen.

Zum einen müssen sie Honeckers Sturz im Zentralkomitee begründen – aber wie?

Wegen Abweichung vom Reformkurs der sowjetischen Freunde? Weil er die DDR-Wirtschaft in den Ruin geführt hat? Weil er in Leipzig Panzer auffahren lassen wollte?

Jedes politische Argument birgt die Gefahr, eine kritische Diskussion über die kollektive Verantwortung des gesamten Politbüros auszulösen.

Die zweite Unwägbarkeit ist, wie sich Honecker im ZK verhalten wird.

Schon einmal war ein Komplott fehlgeschlagen, weil ein Erster Sekretär das Zentralkomitee für sich mobilisierte. Nikita

Chruschtschow war es 1957 gelungen, seinen im Präsidium des ZK vorbereiteten Sturz zu vereiteln: Er deckte die Verschwörung auf einer Tagung des ZK auf, dessen Mitglieder sich mehrheitlich mit dem Parteichef solidarisierten.

Am Ende wird der Sturz Honeckers wie schon die Ablösung Ulbrichts durch Honecker 1971 als freiwilliger Rücktritt aus gesundheitlichen Gründen kaschiert.

Den Entwurf des Abdankungstextes schreibt Schabowski nachts auf seinem Computer, einem Amiga 2000. Ihm assistiert Krenz, der, wie Schabowski feixt, gar nicht weiß, „wie man so was formuliert“:

Dem Zentralkomitee und der Volkskammer sollte ein Genosse vorgeschlagen werden, der fähig und entschlossen ist, der Verantwortung und dem Ausmaß der Arbeit so zu entsprechen, wie es die Lage, die Interessen der Partei und des Volkes ... erfordern.

Nachdem Krenz das Papier Honecker vorgelegt hat, ist da, zu Schabowskis Überraschung, plötzlich eingefügt, dem ZK solle als Nachfolger „Genosse Egon Krenz vorgeschlagen werden“: Der noch amtierende Parteichef hat den Namen eingesetzt, damit es im ZK gar nicht erst zu einer Personaldebatte kommt.

In der ZK-Sitzung liest Honecker die Erklärung vom Blatt ab, Sitzungsleiter Stoph stellt sie zur Abstimmung. Honeckers „Bitte“ um Entbindung von seinen drei Führungsfunktionen wird bei einer Gegenstimme – der der 81-jährigen, früheren Parteihochschul-Direktorin Hanna Wolf – entsprochen.

In Honeckers Namen bittet Stoph um Verständnis, dass der abgedankte Machthaber nicht weiter an der Tagung teilnehmen könne – „auf Grund seines angegriffenen Gesundheitszustands“.

„Dem Zentralkomitee wird vorgeschlagen“, fährt Stoph fort, „Genossen Erich Honecker für sein politisches Lebenswerk, das dem Kampf für Sozialismus und Frieden gewidmet ist, den herzlichen Dank, verbunden mit den allerbesten Wünschen, auszusprechen.“

Die anwesenden 159 Mitglieder und 47 Kandidaten des ZK applaudieren stehend dem Ex-Generalsekretär, bis der mit Tränen in den Augen dem Ausgang zustrebt, um sich von seinem Fahrer zu einem Waldspaziergang chauffieren zu lassen.

Das Ende der 18-jährigen Ära Honecker hat sich in knapp 20 Minuten vollzogen.

Ohne Diskussion und per Akklamation wird Egon Krenz einstimmig zum neuen Generalsekretär gewählt. Unmittelbar darauf stellt Stoph den Beschluss des Politbüros zur Abstimmung, Joachim Herrmann und Günter Mittag aus ihren Funktionen als ZK-Sekretär und Politbüro-Mitglied abzuberufen.

Da meldet sich der Urologie-Professor Moritz Mebel „zur Geschäftsordnung“: Er



Gastgeber Gorbatschow, Staatsgast Brandt: „Beginnende Ummöblierung“

wolle „wissen, warum das Politbüro den Genossen Herrmann und den Genossen Mittag abberuft“.

Stoph gerät ins Stottern: „Ich hab nicht richtig verstanden.“ Mebel wiederholt, er wolle „eine Erklärung des Politbüros“ für die Abberufung der beiden Spitzenfunktionäre haben: „Was sind die Ursachen?“ Stoph nuschelt: „Weil sie ihren Anforderungen nicht gerecht wurden, wie im Politbüro festgestellt wurde. Genügt das?“ Mebel gibt sich damit zufrieden: „Das genügt mir.“

Das aus dem Stegreif gesprochene Verdikt hindert Stoph nicht, den Versagern nach deren Abwahl routinemäßig den „Dank für die geleistete Arbeit“ auszusprechen.

Anschließend hebt der neue Generalsekretär zu einer knapp einstündigen Rede an. Darin verwendet er erstmals den Begriff, der fortan zur Chiffre für den politischen Umschwung in der DDR wird: Die SED, betont Krenz, werde mit dieser ZK-Tagung „eine Wende einleiten“; die „führende Partei“, die den Ereignissen bisher nur hinterhergehinkt ist, will wieder die Initiative übernehmen.

Während Stoph gleich „zur Bestätigung des Referats vom Genossen Egon Krenz“ um Handzeichen bittet, wollen einige erst noch diskutieren. Doch schon nach dem dritten Redner fordert Kulturminister Hans-Joachim Hoffmann Schluss der Debatte: „Der Egon muss vor die Fernsehkamera.“

Die Partei müsse „das Wort ergreifen, heute Abend noch“, und dem Volk erklären, wo es nun langgehen soll, warnt Hoffmann; sonst „sind wir in der Gefahr, dass wir das Wort nicht mehr bekommen“.

Doch Krenz hat keine Rede an sein Volk vorbereitet. Daher schlägt er der Einfachheit halber vor: „Wenn das Zentralkomitee einverstanden ist, selbst wenn es 40 Minuten dauert, würde ich das Gleiche heute Abend im Fernsehen sagen.“

So kommt es, dass der neue Generalsekretär im DDR-Fernsehen sein ZK-Referat wortwörtlich wiederholt – einschließlich der wunderlichen Anrede „Liebe Genossinnen und Genossen“.

Bei Bürgerrechtlern erzielt die Rede, wie Jens Reich vom Neuen Forum spottet, einen „überwiegend kabarettistischen Erfolg“. Der Fernsehauftritt wird, wie Krenz selbst empfindet, „zum Selbsttor“.

Leipzig

Die Landstraßen zwischen dem thüringischen Mühlhausen und Leipzig sind kurvenreich, und der Mann am Steuer muss höllisch aufpassen.

Mit seinen Gedanken ist er in Berlin: Im Autoradio hat Markus Wolf, 66, soeben die Nachricht vom Sturz Honeckers vernommen, dem er bis zur Pensionierung 1986 jahrzehntelang als Spionagechef diente.

Auf dem Beifahrersitz stellt seine junge Ehefrau Andrea pausenlos Fragen. Wolf versucht, sich gleichzeitig auf die Strecke und auf die Antworten zu konzentrieren. Ist Egon Krenz der richtige Mann? „Ein Gorbatschow ist er wohl nicht. Aber wer aus diesem Kreis sonst sollte es werden?“

Wolf selbst ist im Westen, in der „Bild“-Zeitung, noch vor kurzem als aussichts-

Der HVA-Chef, dem auch Kollegen Unpünktlichkeit und Unzuverlässigkeit vorwerfen, sei, so Mielke intern, „nicht mehr tragbar fürs Ministerium“. Wolf nannte öffentlich einen anderen Grund für sein Ausscheiden: Er wolle sich „voll und ganz der Pflege des Erbes meiner Familie widmen“.

Seit seiner Entpflüchtung genießt der Lebeamann seine „große Freiheit“ in vollen Zügen – zumal er im Ruhestand über außergewöhnliche Privilegien verfügt.

Für 298,20 Mark monatliche Warmmiete hat er im Berliner Nikolaiviertel, Spreeufer 2, eine Maisonetten-Wohnung bezogen; der Ausbau – inklusive Sauna, Solarium, Küchentechnik und Unterhaltungselektronik – verschlang 545 752,97 Mark, davon 200 000 in Devisen. Bei der „Einrichtung und Ausstattung“ war SED-Geldbeschaffer Alexander Schalck-Golodkowski behilflich.

Für die Wochenenden hat die Stasi ihrem Pensionär überdies ein „Wohnobjekt in Prennden“, im Nordosten Berlins, aufgemöbelt. In der MfS-Zentrale darf Wolf weiterhin die Archive nutzen, im Stadtteil Hohenschönhausen kann er in einem „gesicherten Einzelhaus“ arbeiten, das laut einem Mielke-Erlass „mit entsprechender Bürotechnik, Videotechnik, Stahl- und Büromaterialien“ ausgestattet worden ist.

Auch auf einen eigenen Stab muss der Ex-General nicht verzichten. Auf Staatskosten stehen ihm sein Adlatus Eberhard Meyer und ein weiblicher HVA-Oberstleutnant „zur unmittelbaren Verfügung“, ferner ein Kraftfahrer und eine Sekretärin. Für seine Haushaltshilfe muss Wolf monatlich lediglich 400 Mark zahlen, die Stasi schießt 1127 Mark zu – der dienstbare Geist gehört zur Mielke-Geheimtruppe der Offiziere im besonderen Einsatz.

Trotz allen Luxuslebens ist Wolfs Disziplin zu seinen Gönnern noch gewachsen. Ex-Kollegen haben ihm zugetragen, dass der misstrauische Mielke ihn abhören lässt. Im Frühjahr sollte eine Stalin-kritische Passage in einem TV-Film über seinen Vater, den Schriftsteller Friedrich Wolf, der Zensur zum Opfer fallen. Und schließlich untersagte die SED den Chefredakteuren der Parteipresse wochenlang, Wolfs Buch „Die Troika“ vorzustellen.

Tief verletzt in seiner Eitelkeit, entwickelt Wolf zunehmend Verständnis für die Staatsverdrossenheit, die ihm auf seinen Lesereisen quer durch die Republik entgegenschlägt. Und er genießt den Beifall seiner Zuhörer, von denen manch einer in dem weltläufigen Gorbi-Fan eine mög-



Neuer SED-Chef Krenz (M.): „Überwiegend kabarettistischer Erfolg“

reichster Kandidat für die Honecker-Nachfolge genannt worden – und eines sprach tatsächlich dafür: Der KGB-Meisterschüler, als Sohn eines deutschen Emigranten in der Sowjetunion aufgewachsen und nach eigenem Bekunden ein „halber Russe“, ist seit Jahrzehnten einer der engsten Vertrauten der Sowjets in der DDR. Galt Wolf früher als Parteigänger der Stalinisten im Kreml, so gibt er sich seit seiner Pensionierung (und dem Amtsantritt Gorbatschows) als Verfechter eines ostdeutschen Reformkommunismus.

Zur SED-Führung ist er in den letzten Monaten mehr und mehr auf Distanz gegangen – allerdings nicht allein aus politischen Gründen.

Nachdem der Geheimdienstler seine zweite Ehefrau zu Gunsten der jetzigen Gefährtin Andrea verlassen hatte, vertraute sich die frustrierte Ex einem Agenten des BND an. Prompt versetzte der erzürnte Mielke seinen Spionagechef – der selbst jahrzehntelang Bonner Geheimnisträgerinnen mit Hilfe von Stasi-„Romeos“ angeworben hatte – in den Ruhestand.

* Am 19. Oktober mit Günter Schabowski (l.) beim Besuch des Werkzeugmaschinenkombinats „7. Oktober“.



Früherer Spionagechef Wolf, Ehefrau Andrea*: Die Ex geriet an einen BND-Agenten

Stunden vergangen“, vermerkt Wolf in seinem Tagebuch. „Rasche Vergangenheitsbewältigung“, kommentiert er. Und er fügt hinzu: „Ich nehme an, ein Bild des neuen Mannes wird nicht mehr dahin kommen.“ Wolf soll Recht behalten.

Donnerstag, 19. Oktober 1989 Ost-Berlin

„Die generelle Linie wird beibehalten, es soll nur besser gemacht werden“, heißt es in einer internen Auswertung der Krenz-Rede für Bundeskanzler Helmut Kohl.

Krenz gilt als Hardliner. In einem Geheimpapier hat ihn Bonns Ständige Vertretung in der DDR noch vor kurzem mit den Worten charakterisiert: „Seine durch nichts gemilderte Verteidigung der Massaker in Peking ... zeigt seine Entschlossenheit, im Ernstfall alle staatlichen Mittel einzusetzen.“

Nicht nur die Regierenden in Bonn sind enttäuscht. Frust und Fassungslosigkeit machen sich auch in der DDR breit.

„Das darf doch nicht wahr sein, doch nicht der“, reagiert vor dem Brecht-Museum in der Ost-Berliner Chausseestraße eine Gruppe entsetzter Lehrer auf die Kunde von der Krenz-Wahl. Einer ruft: „Das halte ich im Kopf nicht aus.“

Die Mehrheitsmeinung im Lande bringt ein Mann auf den Punkt, den der SED-Staat vor 13 Jahren ausgebürgert hat: der Liedermacher Wolf Biermann. Krenz, dieser „versoffene FDJ-Veteran, der Jubelperser des Politbüros, der optimistische Idiot, das ewig lachende Gebiss“, sei „der mieseste aller möglichen Kandidaten“, wütet Biermann. Seine Prognose: „Es geht also erst mal mächtig vorwärts nach hinten.“

Voller Widersprüche stellt sich schon am zweiten Tag der Ära Krenz die Politik der neuen Regierung dar.

Einerseits bemühen sich die Herrschenden demonstrativ um Bürgernähe: Morgens um sieben eilt Krenz ins Werkzeugmaschinenkombinat „7. Oktober“, um mit der Frühschicht zu diskutieren.

Andererseits lässt Krenz intern keinen Zweifel daran, wem der staatlich verordnete Dialog dienen soll: ausschließlich dem Wiedererstarken der SED, die unter seiner Führung „die politische und ideologische Offensive wieder erlangen“ müsse.

Bereits am Tag des Honecker-Sturzes hat der Neue eigenhändig verfügt, eine geheime Verschlussache aus dem Mielke-Ministerium über den Umgang mit der Opposition an die Politbüro-Mitglieder weiterzuleiten. „Zweifelsfrei“, heißt es darin beispielsweise, seien die Bestrebungen zur Wiederbegründung der SPD „verfassungswidrig“.

Ebenfalls aus einer von Krenz gestreuten „persönlichen Verschlussache“ erfahren die Politbüro-Mitglieder wenig später, wo die Grenzen der Dialogbereitschaft verlaufen: Wenn das Neue Forum („gegenwärtig größte Gefahr“) die Genehmigung

liche Alternative zu den verknöcherten Politbüro-Geisen sieht.

Seit er selbst zum Opfer der SED-Medienpolitik geworden ist, teilt Wolf den weit verbreiteten Ärger über die gleichgeschaltete Presse, die alles unterschlägt, was der Parteispitze nicht passt – von der kritischen Großdemonstration bis zur Gorbatschow-Rede. „Zum Kotzen“ fand er den Ost-Berliner Applaus für den Mord an 2600 Pekinger Demonstranten, „zynisch“ Honeckers Kommentare zur Fluchtelle. „Die eigene Medienpolitik“, glaubt er mittlerweile, „hat unserem Land mehr geschadet als sämtliche westliche Propaganda zusammen.“

Der Nachrichtendienstler durchschaut nach vielen Gesprächen mit Fachleuten auch die geschönten Meldungen über die Wirtschaftslage, etwa über die Erfolge der DDR-Elektronikindustrie, die jahrelang auf Kosten aller anderen Wirtschaftszweige gepöppelt worden ist: „Wie der Ein-Mega-bit-Speicher von Zeiss in Jena hoch gepusht wurde, der Fürst Potemkin wäre vor Neid erblasst.“

Schon seit Monaten hat Wolf jede Hoffnung verloren, dass sich die alte SED-Spitze noch zu Reformen bereit finden könnte. Diese Ansicht äußert er auch in geheimen Gesprächen mit Moskauer Kontaktleuten, denen er weiterhin zur Verfügung steht. Mitte Juli etwa, gegenüber Deutschlandexperten des KGB und der KPdSU, hat der Rentner einen pessimistischen Situationsbericht vorgetragen:

Führung nicht willens, notwendige Veränderungen zu analysieren, vorzubereiten und durchzuführen ... Trotz vielfältiger Berichterstattung, einschließlich durch das MfS, kennt Führung wahre Stimmung nicht, da sie sich selbst isoliert, Kontakte nur bei Jubelveranstaltungen und entsprechend vorbereiteten Besuchen pflegt.

Auf Einladung von Krenz („Mein lieber Mischa ...“) hat Wolf seine Reformvorstellungen wenig später auch dem Honecker-Ziehsohn vorgetragen. Zur Vorbereitung des Gesprächs am 3. August hatte er Stichworte notiert:

Meinungsbildung... von unten nach oben ... Gegen Hofberichterstattungen ... Analyse der Ausreisen aus der DDR ... Sachliche Auseinandersetzungen mit anderen Konzeptionen ...

Doch das Zweieinhalb-Stunden-Gespräch endete enttäuschend. Krenz gab zwar zu erkennen, er denke „ähnlich“ wie Wolf. Wenn er sich aber die „offenen Äußerungen“ zu eigen mache, wären sie für ihn „sicher die letzten“. Auch Gorbatschow sei nur deshalb Generalsekretär geworden, weil er „unter drei seiner Vorgänger Parteidisziplin gewahrt“ habe. Dass sich der Zauderer Krenz nun dennoch den „lang überfälligen Ruck“ gegeben und Erich Honecker gestürzt hat, führt Wolf auf Gorbatschows Drängen zurück – und auf den Einfluss des Kreml-Freundes Erich Mielke.

„Die beiden Erichs“, weiß der langjährige Mielke-Vize, waren trotz aller offiziell bekundeten Übereinstimmung „bis zuletzt feindliche Brüder“; nie habe der machtbessene Stasi-Chef den Vorrang Honeckers innerlich wirklich akzeptiert. Am Ende, als es „mit Honecker abwärts ging“, sei Mielke – trotz der Vorbehalte gegen Gorbatschows Kurs – „an die Seite von Krenz“ gerückt.

Als Wolf abends im Leipziger Regierungsgästehaus eintrifft, wo er schon oft abgestiegen ist, hat sich an der Frontwand im Speisesaal etwas verändert. „Das große, farbige Bild des entmachteten Generalsekretärs hing nicht mehr da. Seit seine Ablösung bekannt wurde, waren erst wenige

*Auf der Leipziger Buchmesse 1989.



Ost-Berliner Stasi-Zentrale, Stasi-Minister Mielke (1987): „Eindringen und Fuß fassen“

Sparguthaben werden konfisziert, verlassene Wohnungen neu vermietet. Unterdessen versuchen Angehörige der DDR-Abtrünnigen, transportable Hinterlassenschaften zu verschern.

Ein Kreidepfeil an einer Wand weist beispielsweise den Weg zu einem „Möbel-Verkauf“ in der Dresdner Kunstakademie.

Dort werden all jene herrenlosen Einrichtungsgegenstände verkauft, die sich noch zu Ost-Mark machen lassen: Stühle, Tische, Küchenschränke und Kommoden.

Sonnabend, 21. Oktober 1989 Ost-Berlin

Mit rollenden Augen schwört Erich Mielke seine Dunkelmänner auf den neuen Kurs ein. In einer Dienstbesprechung des erweiterten Führungskreises des MfS im Ministerium an der Normannenstraße erläutert der Stasi-Chef 74 Generalen und Obersten, warum Staatsfeinde neuerdings nicht mehr so zu behandeln sind, „wie es diese Kräfte eigentlich verdienen“.

Die Partei, hat Krenz in seiner Jungferrede versichert, lasse sich „von der festen Überzeugung leiten, dass alle Probleme in unserer Gesellschaft politisch lösbar sind“. An diese Generallinie, schärft Mielke seinen Leitungskadern ein, hätten sich alle „bis zur letzten Konsequenz“ zu halten.

„Panzer oder Waffen sind in der heutigen Zeit untaugliche Mittel“, folgert die Hallenser Stasi-Bezirksverwaltung aus dem Mielke-Referat.

Am selben Tag erklärt auch Innenminister Friedrich Dickel, 75, seinen Vopochefs die neue Politik.

„Ich würde am liebsten hingehen und diese Halunken zusammenschlagen, dass

von Veranstaltungen beantrage, sei weiterhin „nach gründlicher Prüfung die Erlaubnis bzw. die Durchführung zu versagen“.

Das Neue Forum dürfe zwar in den angestrebten „Dialog“ mit der Bevölkerung einbezogen werden, aber nur so, dass damit keine „Anerkennung ... verbunden ist“.

Zugleich bemüht sich die Regierung, die Lebensverhältnisse kurzfristig zu verbessern. Denn auch in der Arbeiterschaft brodelte es seit neuestem – der Alptraum der alten Garde, die Masse der halbwegs loyalen Werktätigen könnte den Parolen der Staatsfeinde folgen, nimmt Gestalt an.

„Die Stimmung unter den Kollegen hat sich verändert“, war schon zu Beginn der Woche dem Gewerkschaftschef Tisch aufgefallen. Zur selben Zeit warnte ein Mielke-Dossier, in Fabriken müsse mit Streiks gerechnet werden.

In den DDR-Betrieben habe ein „qualitativer Sprung“ stattgefunden, urteilt Ex-Kanzler Willy Brandt, zurückgekehrt von seinem Moskau-Besuch, in einem SPIEGEL-Gespräch: Der Protest sei übergesprungen von den „stark intellektuell und evangelisch geprägten Gruppen“ hin zur „Arbeiterschaft in Sachsen und anderswo“.

Angesichts der brisanten Lage beauftragt der Ministerrat das Innenministerium, „umgehend“ einen Gesetzentwurf „über Reisen von Bürgern der DDR ins Ausland“ vorzubereiten. Neben diesem zarten Ansatz von Perestroika genehmigt die Regierung auch noch einen Hauch von Glasnost: Das Postministerium wird angewiesen, das seit November 1988 verbotene Monatsblatt „Sputnik“ und andere reformsozialistische sowjetische Zeitschriften wieder im Land zu vertreiben.

Am Abend, in der „Aktuellen Kamera“, darf ein Arbeiter den neuen Staatsratsvorsitzenden sogar befragen, warum in der DDR ein Buntfernseher 7500 Mark kostet.

Das „Neue Deutschland“ jubelt: „Dialog im ganzen Land“.

wohnen – nicht etwa, weil sie zurückkommen, sondern, weil sie im Westen den Sozialismus aufbauen könnten:

Stellen Sie sich vor, zwei sozialistische Staaten auf deutschem Boden – woher sollen dann unsere Devisen kommen?

Nun bietet die neue Führung erstmals seit dem Mauerbau 1961 Republikflüchtigen wie legal Ausgereisten die Rückkehr in die DDR an. „Soweit nicht triftige Gründe entgegenstehen“, verlaubt der Sprecher des Ost-Berliner Außenamts Wolfgang Meyer, wolle die Regierung allen Rückkehrwilligen „im Rahmen des Möglichen dabei behilflich sein, in ihrer angestammten Heimat wieder Fuß zu fassen“.

Das Erbe von Republikflüchtigen allerdings fällt an die Republik, hat der DDR-Ministerrat in der Vorwoche beschlossen – unter der sperrigen Betreff-Zeile: „Behandlung des Vermögens von Bürgern der DDR, die sich nach dem 30. September 1989 unter grober Verletzung der staatsbürgerlichen Pflichten im Ausland aufgehalten haben und denen durch die zuständigen staatlichen Organe der DDR eine Weiterreise in ein Drittland ermöglicht wurde“.



Verkauf von Flüchtlingsmobiliar in Dresden: Die Hinterlassenschaft fällt an den Staat

Freitag, 20. Oktober 1989 Dresden

Jahrelang haben Ostdeutsche gewitzelt, ihre Wirtschaftsexperten hätten Angst vor den in die BRD geflüchteten DDR-Be-

ihnen keine Jacke mehr passt“, pöbelt der einstige Spanienkämpfer über „die weiße Brut“ der Konterrevolutionäre, „dieses faschistische Kropfzeug“. Aber die Zeiten hätten sich geändert:

Schießen, liebe Genossen, und dass die Panzer dann vor der Bezirksleitung stehen und vor dem ZK, das wäre noch die einfachste Sache. Aber solch eine komplizierte Situation nach 40 Jahren DDR?

Rücksichtnahme auf die „politische Situation“, poltert der General, habe „nichts mit Zurückhaltung im Sinne von Kapitulation zu tun“, sondern „mit klugem und überlegtem Einschätzen der Lage“.

Ähnlich argumentiert Mielke: Demonstrationen beobachten, Veranstaltungen dokumentieren, dabei die eigenen Kräfte sichern – das soll in den nächsten Wochen die Hauptaufgabe der Staatssicherheit sein.

Die Beschnüfflung der Opposition mag der Minister nicht aufgeben, im Gegenteil.

Als ahnte er, dass die SED ihre Macht bald schon mit den Bürgerorganisationen teilen muss, befiehlt der Minister, Einflussagenten in der Oppositionsbewegung zu platzieren – auf Parteichinesisch: „neue Überlegungen anzustellen, wie wir mit den vorhandenen operativen Kräften in die in jüngster Zeit entstandenen Gruppierungen eindringen“ und „dort so Fuß fassen, dass wir die Kontrolle über sie behalten“.

Von Nutzen für die Stasi sei dabei, so Mielke, „dass sich diese Gruppierungen – sie verstehen sich ja als Sammelbecken – weitgehend geöffnet haben und ihre Ar-



SED-Politiker Schabowski*: Dialog mit offenem Kragen

beitsweise zur Zeit praktisch keinen konspirativen Charakter trägt“.

Daher ließen sich mühelos Inoffizielle Mitarbeiter einschleusen, „die Einfluss auf die Richtung des Vorgehens solcher Gruppierungen ausüben können“.

Zugleich warnt der Minister die Hardliner vor der Illusion, sie könnten gegen den Willen Moskaus mit Gewalt den SED-Staat retten: „Ohne Sowjetunion gab und gibt es keine DDR.“ Die Partei könne sich nicht von den anderen sozialistischen Ländern „abkapseln“, und „schon gar nicht können wir uns leisten, auf Distanz zur Sowjetunion zu gehen“.

In Berlin-Mitte, wo 3000 Demonstranten eine Menschenkette vom Palast der Republik bis zum Polizeipräsidium bilden, kämpft derweil SED-Bezirkschef Schabowski an der Dialog-Front. Mit aufgeregten Passanten debattiert er über Reise- und Gedankenfreiheit – vor laufender Kamera

*Am 21. Oktober 1989.

des DDR-Fernsehens und, entgegen sonstiger Gewohnheit, mit proletarisch offenem Kragen.

Die Reisebeschränkungen, so zeigt sich in den Straßendebatten, drohen zum Sprengsatz für den SED-Staat zu werden – so stark ist das Fernweh des seit 28 Jahren eingemauerten Volkes (siehe Analyse Seite 96). Die „Reisefrage“, versichert Schabowski, habe „höchste Priorität“, sie werde schon Anfang kommender Woche beraten.

Doch dem Funktionär schlägt tiefes Misstrauen entgegen: Die Führung baue wohl mal wieder eine „Falle“ auf. Mit einem Anflug von Resignation antwortet Schabowski:

„Wir werden eine Zeit lang damit leben müssen, dass alles, was wir jetzt machen, als eine Falle verstanden wird, obwohl es keine Falle ist.“

Die Regelung, über deren Handhabung die Apparatschiks brüten, hat einen Haken: Eine akzeptable Reiseverordnung müsste die Westbesucher aus der DDR mit genügend Valuta-Mark ausstatten, damit sie nicht länger auf die Barmherzigkeit ihrer Gastgeber angewiesen sind.

Die 15 West-Mark, die derzeit jeder Reisende von der DDR-Staatsbank zum Kurs 1:1 bekommt, werden als „Pinkelgeld“ verspottet – sie reichen gerade mal für einen Kaffee unterwegs und für die letzten Buskilometer zum Zielort. Doch die Protestmarschierer fordern längst mehr als nur ein paar zusätzliche Wochenendreisen und Verwandtenbesuche. Von Schwerin bis Dresden schreien Tausende heraus, was sie wollen: „Visafrei bis Hawaii!“

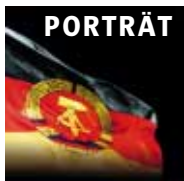
JOCHEN BÖLSCHKE;

NORBERT F. PÖTZL, IRINA REPKE,

CORDT SCHNIBBEN



Menschenkette in Ost-Berlin*: Das Volk, seit 28 Jahren eingemauert, will mehr als nur ein paar zusätzliche Wochenendreisen



»Ich bin ein Kind der DDR«

Egon Krenz: Honeckers Nachfolger muss mit einer langjährigen Gefängnisstrafe rechnen

Die dramatischen Wochen der Wende liegen schon lange zurück, als es ihn an einem Winterabend im Januar 1995 plötzlich drängt, „den Beweis anzutreten“. In Lederlatschen schlurft der letzte starke Mann der DDR in seinem Panower Stadthaus ins Schlafzimmer, wo er in Schuhkartons unter den Betten die ihm wichtigen „Dokumente“ aufbewahrt.

Egon Krenz, dem in der Schlussphase des Ost-Berliner Zwangsregimes als Erbförder Erich Honeckers ein ebenso kurzer wie zweifelhafter Ruhm beschieden war, geht es „schlicht um die Wahrheit“. Dass sich der hoch gerüstete Staat ohne jedes Blutvergießen aus der Geschichte davonmachte, sei zuallererst ihm zu danken.

Wäre er nicht zu „Maßnahmen“ fähig gewesen, als in Leipzig die Montagsdemonstranten auf die Straße gingen? Hat er sich dann nicht „bewusst“ eines Besseren besonnen? Triumphierend kramt er ein mit der eigenen Unterschrift versehenes entsprechendes Papier aus der Schachtel.

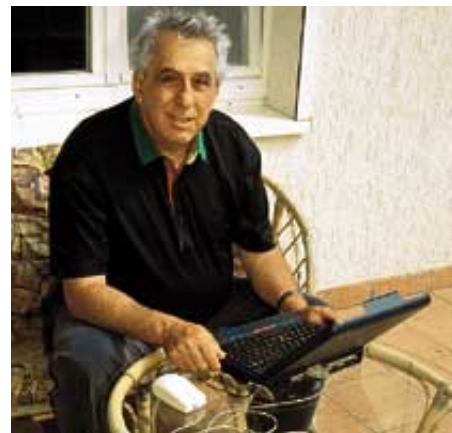
Seinen Verzicht, die kaputte Deutsche Demokratische Republik in einen menschenverachtenden Showdown zu jagen, hält später auch das Berliner Landgericht dem ehemaligen Vorsitzenden des Nationalen Verteidigungsrats zugute, doch das nutzt nicht viel. Egon Krenz hat sich für

eine Reihe von Totschlagsdelikten an Mauer und Stacheldraht zu verantworten. Im Sommer 1997 verurteilt ihn die 27. Große Strafkammer zu einer Haftstrafe von sechseinhalb Jahren; die Rechtskraft des Schuldspruchs steht noch aus.

Der nicht einmal zwei Monate amtierende Staatsratsvorsitzende und SED-Generalsekretär bedauert die Flüchtenden, die während der Teilung an der Grenze ihr Leben verloren – aber Krenz, der Sohn eines Schneiders aus Hinterpommern, sieht sich auch selbst als Opfer. Die Ursache allen Übels, nämlich 1937 „in eine Konstellation hineingeboren“ worden zu sein, die nach dem heißen jenen „mörderischen Kalten Krieg“ hervorbrachte, könne man schließlich ihm nicht anlasten.

Der kleine Egon („Ich bin ein Kind der DDR“) findet in dieser frostigen bipolaren Welt einen Platz im vermeintlich besseren Deutschland, und er zeigt sich erkenntlich. Sein Werdegang, von den Jungen Pionieren über die FDJ bis hin zur Parteihochschule in Moskau, wo der zwischenzeitlich zum Lehrer ausgebildete emsige Genosse den Grad eines Diplom-Ge-

* Oben: in seinem Ferienhaus an der Ostsee; unten: bei einem FDJ-Festival mit Willi Stoph sowie Margot und Erich Honecker.



Ex-Politiker Krenz (1999)*
Arbeitslos und ohne Pass

sellschaftswissenschaftlers erwirbt, gilt als beispielhaft.

Insbesondere der einstige Dachdecker Erich Honecker weiß die Bilderbuch-Biografie zu schätzen. In den achtziger Jahren hievt er den intellektuell ziemlich anspruchslos auftretenden Adlatus Schritt für Schritt in eine Position hinein, die Krenz am Ende den Umsturz erleichtert.

Doch die Selbstverständlichkeit, mit der der Putschist nach allen von seinem sieben Vorgänger besetzten Schlüsselämtern greift, wirkt in der arg unter Druck stehenden SED eher kontraproduktiv. Als Erneuerer nimmt den Parteisoldaten, der erst kurz zuvor in Peking Verständnis für das Gemetzel auf dem Platz des Himmlichen Friedens geäußert hat, keiner wahr.

Denn der hölzerne Apparatschik verkörpert das vom Großen Bruder Michail Gorbatschow monierte „alte Denken“. Noch im September 1989 macht er mit den sattsam bekannten verbalen Ladenhütern eine Offensive der Imperialisten aus, in der „der Feind“ vor allem die Jugend verunsichere. Doch als die Dämme brechen, leistet der selbst ernannte Hoffnungsträger nur noch halbherzig Widerstand.

Unter seiner Führung birzt der viel zitierte antikapitalistische Schutzwall in einer kaum je erträumten Lautlosigkeit. Von Stund an pflegt der gescheiterte Staats- und Parteichef seine Legende. Über Wochen hinweg gibt er in einem wundersam einvernehmlich klingenden TV-Palaver zum Besten, dass immerhin er der Mann gewesen sei, „der das Loch in die Mauer riss“.

Solange der in Moskau vorgekaute Realsozialismus seiner DDR die Existenz garantierte, gehörte Honeckers Muster-schüler zu den unbeirrbar Anpassungskünstlern – und so verhält er sich nach der Wende. Da sich die von ihm hartnäckig bekämpfte Einheit nicht mehr verhindern lässt, glaubt er allen Ernstes, „zur Aussöhnung beitragen zu können“.

Honecker-Günstling Krenz (1979)*
Apparatschik mit Bilderbuch-Biografie



JÜRGENS OST + EUROPA PHOTO

Natürlich gab es an der Grenze Tote – und ein jeder dieser Vorgänge habe ihn schwer „erschüttert“, beteuert der Ex-Generalsekretär –, aber man möge die Gründe dafür bedenken. An der „höllisch gefährlichen Nahtstelle zwischen den beiden Großmächten“ sei zumindest der von der Sowjetunion abhängige deutsche Staat allenfalls eingeschränkt souverän gewesen.

Die Bemühungen des bramarbasierenden Gesellschaftswissenschaftlers, einen historischen Brei aufzutischen, in dem die Anteile von Verantwortung und Schuld bis zur Unkenntlichkeit zerfließen, haben ein schnelles Verfallsdatum. Nachdem ihn sogar die zur PDS umfrisierte eigene Partei aus ihren Reihen verweist, erledigen sich die Krenzschen Illusionen.

Die Staatsanwaltschaft ermittelt wegen des Verdachts, Krenz habe durch „aktives Tun“ den Tod wehrloser Menschen verursacht – und der Beschuldigte, der am Anfang einer vom DDR-Grenzregime gebil-

Der gescheiterte Staatschef pflegt die Legende, dass immerhin er der Mann gewesen sei, „der das Loch in die Mauer riss“.

deten Befehlskette stand, wechselt grolend die Rolle. Verächtlich nennt er den Vorwurf einen für Sieger „typischen Geschichtsrevisionismus“.

Passé die gesamtdeutschen Flitterwochen, in denen Krenz den großen Brückenschlag für möglich hielt. Der zum heroischen Gestus neigende Repräsentant eines dahingegangenen Staates, der nach seiner Definition „einen Bürgerkrieg“ verlor, bläht sich seither selbst als Ankläger.

Er will kämpfen, und das nicht nur für sich, sondern allem voran um jener willen, „die an unsereins geglaubt haben“. Unverdrossen stilisiert sich der arbeitslose, ohne Pass und Personalausweis in Pankow lebende bekennende Kommunist zum „letzten Kapitän der DDR“. Seine Aufgabe sieht er nun darin, den „historischen Fakten doch noch ihren Weg zu ebnen“.

Doch nicht nur er hat beim BGH – der den Fall kommende Woche neu verhandelt – gegen den Freiheitsentzug Revision eingelegt, sondern desgleichen der in solchen Verfahren meist erfolgreiche Generalbundesanwalt. Und der oberste Anklagevertreter fordert eine weitaus höhere Strafe.

Ob ihm je in den Sinn gekommen sei, sein Heil in der Flucht zu suchen, wird der Polit-Pensionär in einem Interview von seinem ehemaligen Zentralorgan „Neues Deutschland“ gefragt. „Gelegenheit dazu“, antwortet der sichtlich ergraute Krenz, habe es seit 1990 genug gegeben – aber so etwas fände er „unmoralisch“.

HANS-JOACHIM NOACK



»Kaputtgehen oder weggehen«

Wie das restriktive Reiserecht den Untergang der DDR beschleunigte

Der Pass, wusste Bertolt Brecht, „ist der edelste Teil von einem Menschen“. Obschon er seinen Wohnsitz bis zum Tod 1956 in Ost-Berlin hatte, behielt der Stückeschreiber vorsichtshalber sein österreichisches Personaldokument, das ihm Reisefreiheit sichern sollte.

So kommod wie der von der SED hochgeachtete Dramatiker hatte es das gemeine DDR-Volk nicht. Damit ihm seine Untertanen nicht mehr davonlaufen konnten, ließ Walter Ulbricht sie im August 1961 einmauern – nachdem zuletzt täglich 1500 geflüchtet waren.

Mit dem Monstrum, bewehrt durch Stacheldraht, Minen und schießende Grenzer, legte die SED das Fundament für den Untergang ihres Systems. Im Wendeherbst 1989 entlud sich der Wunsch der Bürger, aus 28-jährigem Eingesperrtsein auszubrechen.

Als Erich Honecker Anfang Oktober 1989 die visumfreie Einreise in die ČSSR – und damit die letzte halbwegs offene DDR-Grenze – blockierte, um die Massenflucht zu stoppen, begann es zu brodeln. Zwar kündigte vier Wochen später Honecker-Nachfolger Egon Krenz notgedrungen ein neues Reiserecht an, das pro Bürger und Jahr 30 Auslandstage und 15 Valutamark Reisegeld gestattete und eine Vielzahl von polizeilichen „Versagungsgründen“ vorsah. Doch das halbherzige Vorhaben ließ die Wut nur noch wachsen.

In 40 DDR-Jahren waren nahezu 1000 Menschen bei Fluchtversuchen erschossen oder von Minen getötet worden. Lange Zeit gab der Gefängnisstaat seinen Insassen nicht einmal vorübergehend Freigang in den Westen: Besuchsreisen durften DDR-Bürger bis zum Ende der achtziger Jahre nur als Rentner, als Invaliden oder in restriktiv gehandhabten „dringenden Familienangelegenheiten“ antreten.

Wenn die SED ihren Bürgern dann und wann „ständige Ausreisen“ in die Bundesrepublik oder nach West-Berlin gestattete, dann nur, um Dampf aus dem Kessel abzulassen – und weil Honecker seinem Staat internationale Reputation verschaffen wollte.

Flucht und Ausreise – seit 1949 kamen rund 3,5 Millionen Ostdeutsche in den Westen – bedeuteten eine jahrzehntelange Auslese unter dem kritischen Potential der DDR. „Kaputtgehen oder weggehen“ – vor dieser Wahl standen hunderttausende von Systemgegnern.

„Die Besten gehen in den Westen“, reimte der Volksmund: Vor allem Ostdeutsche in dem für die DDR-Wirtschaft wichtigsten Alter zwischen 20 und 40, aus der Intelligenz des Landes und gut ausgebildet,

Gerichte verhängten mehrjährige Haftstrafen wegen „Beeinträchtigung staatlicher oder gesellschaftlicher Tätigkeit“, etwa wenn Ausreisewillige ein großes „A“ ans Autofenster klebten oder auf Transparenten ihren Übersiedlungswillen öffentlich demonstrierten.

Zu spürbaren Erleichterungen bei Besuchsreisen sah sich die SED erst gezwungen, als die ökonomische Misere der Kommandowirtschaft nur noch mit Hilfe des Klassenfeindes gemildert werden konnte.

Nach dem 1. August 1984 – die Bundesregierung hatte der DDR zwei Milliardenkredite gewährt – wurden der Kreis der Anspruchsberechtigten und der Umfang der Reiseanlässe erweitert. Folge: Binnen zwei Jahren schnellte die Zahl der West-Reisen von 139 000 auf 1 297 400 empor.

Zudem hatten ihres Staates überdrüssige DDR-Bürger einen Schleichweg in den Westen gefunden. Seit 1984 besetzten immer mehr Ausreisewillige die Ständige Vertretung Bonns in Ost-Berlin oder westliche Botschaften in sozialistischen Staaten, um die Übersiedlung zu ertrotzen.

Dabei spielte sich ein erfolgversprechender Automatismus ein: Honeckers Mann fürs Humanitäre, Wolfgang Vogel, sicherte den Besetzern Straffreiheit und Ausreise binnen sechs Monaten zu, wenn sie die Vertretungen verließen.

Als die DDR am 1. Januar 1989 eine neue Verordnung über „ständige Ausreisen“ in Kraft setzte, hoffte Honecker, damit würden die spektakulären Botschaftsbesetzungen mit ihren peinlichen Schlagzeilen in aller Welt vorbei sein. Doch nun setzte erst recht eine Ausreisewelle ein.

Von Jahresbeginn bis zum 5. November 1989, vier Tage vor dem Mauerfall, registrierte die Stasi 194 983 Ausreisearträge, von denen 87 297 stattgegeben worden war – weitere 50 000 Menschen fanden den Weg in den Westen über die grüne Grenze des Urlaubslands Ungarn oder über Bonns Botschaften in Prag und Warschau.

Unter massivem Druck der Sowjetunion hatte die DDR im Januar 1989 das Wiener KSZE-Folgeabkommen unterschrieben. Damit verpflichtete sie sich, das „Recht ei-



Ballon-Flüchtlinge*: Nahezu 1000 Tote an der Grenze

entschieden sich für die Emigration. Was blieb, galt Spöttern als „Der Doofe Rest“.

Die Stasi versuchte die Ausreisewelle zu stoppen. Die Geheimverfügung Nr. 34/77 VVS verpflichtete Betriebsleiter, zusammen mit den „örtlichen Organen“ die Zahl der Ausreiser „zurückzudrängen“. Wer einen Ausreise-Antrag stellte, wurde systematisch schikaniert.

* Zwei Familien aus Thüringen nach ihrer Ankunft im Westen im September 1979.

nes jeden auf Freizügigkeit“ sowie auf „Ausreise aus jedem Land, darunter auch seinem eigenen, und auf Rückkehr in sein Land“ zu achten.

Die schlimmsten Befürchtungen der SED über das dem Westen damit in die Hände gelegte „Einmischungsinstrumentarium“ wurden alsbald übertroffen: Auf dem KSZE-Informationsforum im April 1989 in London und der Pariser Menschenrechtskonferenz im Juni 1989 saß die DDR auf der Anklagebank. Ihre restriktive Ausreisepolitik, der Schießbefehl an der Grenze und immer wieder die Berliner Mauer wurden zum zentralen Thema.

Dabei hatte die DDR-Führung den Schießbefehl – nach offizieller Lesart eine bössartige Erfindung des Westens – im April 1989 klammheimlich ausgesetzt. Nachdem im Februar der 20-jährige Kellner Chris

„Die Besten gehen in den Westen.“

Was blieb, galt Spöttern als „Der Doofe Rest“.

Gueffroy an der Sektorengrenze in Berlin-Treptow bei einem Fluchtversuch erschossen worden war, ordnete die SED-Führung an, den Schießbefehl für nicht existent zu erklären.

Im Herbst dämmerte einigen Politbüro-Mitgliedern, dass ohne Reisefreiheit die Existenz der DDR auf dem Spiel stand. Das Ringen um ein neues Reisegesetz bestimmte daher die letzte Phase der SED-Politik. Am Ende konnten sich jedoch auch die Wende-Sozialisten um Krenz nicht zur Abkehr von einer absurden Praxis durchringen. Der bloße Besitz eines Passes, ohnehin ein Privileg von zwei Millionen DDR-Bürgern, blieb bis zuletzt ohne praktischen Nutzen.

Denn um die DDR verlassen zu können, das war auch noch im letzten Gesetzentwurf unmittelbar vor der Maueröffnung vorgesehen, musste ein Visum in den Pass eingestempelt werden – anders als im Rest der Welt, wo Visa zur *Einreise* ausgestellt werden.

Zwar monierte damals Rechtsanwalt Gregor Gysi: „Kein zivilisiertes Land kennt ein Ausreisevisum“ – selbst das orthodoxe Regime in der Tschechoslowakei hatte einen Monat zuvor das Ausreisevisum abgeschafft. Doch der Einwand wurde ignoriert.

NORBERT F. PÖTZL

Im nächsten Heft

„Krenz macht keinen Lenz“ – Die SED bangt um die Macht – Geheimoperation „Offensive“: Mielke organisiert Gegendemonstrationen

EUROPA

Der EU-Detektiv

Der Beamte Paul van Buitenen, der mit seinen Dossiers zum Sturz der EU-Kommission beitrug, schrieb ein Buch über die Brüsseler Machenschaften.

Jetzt geht er wieder herum mit seiner voll gestopften, braunen Aktentasche. Ohne sie wäre er wahrscheinlich nur ein halber Mensch. „Die Wahrheit“ sei da drin, pflegt Paul van Buitenen zu sagen.

Der EU-Beamte, der mit seinen Enthüllungen über Brüsseler Machenschaften zum Sturz der Kommission unter Jacques Santer im März beitrug, hat ein Buch geschrieben: „Unbestechlich für Europa“. Am vorigen Freitag hatte er es auf der Frankfurter Buchmesse zu präsentieren.

Van Buitenen ist in Brüssel ein gehasster Feind, weil er nicht stillhält. Zuerst vom Dienst als Finanzkontrolleur suspendiert und auf halbe Bezüge gesetzt, wurde er später in die Gebäudeabteilung der EU abgeschoben.

Vor einigen Wochen erhielt er eine Abmahnung. Etliche seiner Kollegen, in der Furcht des Dienstherrn, raten ihm aufzuhören. Andere schrecken davor zurück, sich in der Öffentlichkeit mit ihm zu zeigen. Der Vizepräsident des Europaparlaments Ingo Friedrich (CSU) verlangte wohlmeinend-altväterlich „Prudentia“ – Einsicht, Klugheit.

Mit einem süffigen Beispiel über Brüsseler Trickereien, unterhalb der Strafbarkeitsschwelle, beginnen die Erzählungen in van Buitenens Buch. Als Frischling in der EU waren ihm schon bald die krummen Touren eines Vorgesetzten aufgefallen. Der neue Chef mauschte mit Consultant-Büros in ganz Europa, er führte schwarze Kassen, betrieb sonderbare Freundschaftspolitik, die Verträge waren nicht sauber.

Van Buitenen sollte die Kontrakte im Auftrag des Chefs durch die EU-eigene Finanzkontrolle schleusen. Die muss jedes Dossier vor der Auszahlung mit einem Sichtvermerk freistempeln. Dem jungen Beamten war nicht wohl zu Mute, aber was bleibt einem EU-Novizen anderes übrig?

Van Buitenen vertraute sich, schreibt er in seinem Buch, dem Finanzkontrolleur an und berichtete von seinen Gewissensnöten. Der Kontrolleur schmunzelte, er kenne seinen Chef. Einen kleinen Teil der Akten behalte er immer zur genaueren Prüfung zurück, den großen Rest aber lasse er passieren.

Später wechselte van Buitenen in das Ressort Bildung, das der Kommissarin

Edith Cresson unterstand. Er habe noch tollrestere Mauseheien erlebt, bis zur Fälschung von Akten, schreibt er. In seiner protestantischen Aufrichtigkeit zum heimlichen Detektiv geworden, wechselte er wieder, diesmal zur Abteilung Finanzkontrolle. Auch dort wollten seine Vorgesetzten nichts von seinen Alarmlmeldungen wissen.

Sein Buch legte der Beamte vorschriftsgemäß seinem Dienstherrn zur Genehmigung vor. Zeit verstrich, keine Reaktion. Schließlich habe der Personaldirektor einen Deal angeboten, erzählt der Autor. Van Buitenen solle seine Niederschrift entscheidend ändern, dann würden auch die Sanktionen gegen ihn milder ausfallen.

Van Buitenens Disziplinarvorgesetzte halten dagegen, sie hätten ihn nur auf die Rechtslage hingewiesen. Seine vergangenen Taten seien durch einen Tadel erledigt. Werde das Buch aber unverändert erscheinen, könne das erneut disziplinarische Schritte begründen.



Buch-Autor van Buitenen: *Die Wahrheit in der Tasche*

Als van Buitenen den „Zensurversuch“ nicht hinnehmen wollte, warnte ihn die Kommission vor möglichen Folgen. Spitzenbeamte, die im Text beschuldigt würden, könnten ihn verklagen; denen müsse die Kommission nach dem geltenden Statut die Anwaltskosten ersetzen, solange für sie die Unschuldsvermutung gilt.

Aus Datenschutzgründen hat van Buitenen diese Beamten mit anderen Namen geschmückt. Jeder Eingeweihte weiß aber, wer „Frau Speculanti“ oder „Herr Pneumann“ sind. Das Buch erscheint nun ohne Genehmigung, aber auch ohne ausdrückliches Verbot des Dienstherrn.

Bernhard Friedmann, der Präsident des Europäischen Rechnungshofes, hat van Buitenen bei der Ehrung mit dem Preis des Europäischen Steuerzahlerbundes in der vergangenen Woche freundschaftlich zugerufen: „Man weiß, dass Recht und Gerechtigkeit zwei paar Stiefel sind.“ So genau hörte van Buitenen nicht hin. Er eilte schon zum nächsten Termin.

SYLVIA SCHREIBER



FOTOS: I. ROHRBEIN

Krebsarzt Neßelhut: Wer bezahlt die Rechnung von 12420 Mark?

MEDIZIN

„Auf keinen Fall reif“

Die AOK muss, so hat das niedersächsische Landessozialgericht entschieden, die Kosten einer umstrittenen Krebstherapie tragen. Die Kassen fürchten eine bundesweite Signalwirkung.

Die Diagnose war niederschmetternd. Magenkrebs, einen bösartigen Unterleibstumor, ausgedehnte Metastasen in der Leber und einen Befall der Milz stellten Ärzte fest, als sie Inge A., 50, aus dem niedersächsischen Duderstadt untersuchten.

Einen Hoffnungsschimmer sah die Frau, als ihr der Duderstädter Gynäkologe Thomas Neßelhut zur „Aktiv-Spezifischen Immuntherapie“ (ASI) riet. Er wandelte im „Institut für Tumorthherapie“, das er neben seiner Praxis leitet, Krebszellen der Patientin in einen Impfstoff um und injizierte ihn. Die so genannten autologen Vakzine, Impfstoffe aus körpereigenen Stoffen, sollten das Immunsystem stärken und das Wachstum der Tumore eindämmen.

Die Hoffnung trog. Die alternative Therapie, in der Krebsforschung stark umstritten, brachte keine Wende. Ein paar Monate nach der Operation breiteten sich die Metastasen in der Leber aus; zehn Monate später, im September 1995, starb Inge A. an Magenbluten.

Offen blieb, wer die Rechnung von 12420 Mark bezahlen muss. Die Allgemeine Ortskrankenkasse (AOK) Niedersachsen lehnte die Übernahme der Kosten ab. Inge A. hatte dagegen geklagt. Das Hildesheimer Sozialgericht gab der Patientin recht, die AOK ging in die Berufung.

Vier Jahre nach dem Tod der Frau beschäftigt der Fall noch immer die Justiz: In

einer Aufsehen erregenden Entscheidung hat das niedersächsische Landessozialgericht (LSG) in Celle Ende September das Urteil der Hildesheimer Richter bestätigt: Die AOK muss die Kosten für die ASI-Therapie bei Inge A. und in weiteren sechs Fällen erstatten; Revision wurde nicht zugelassen.

Damit hatten die Krankenversicherer nicht gerechnet. Gelegentlich bejahten Richter in erster Instanz wie 1997 beim Sozialgericht Halle eine Erstattungspflicht der Kassen für das ASI-Verfahren. Doch das sachsen-anhaltinische LSG kassierte das Urteil im vergangenen Jahr. Auch das Obergericht in Nordrhein-Westfalen folgte 1997 und 1998 der immer gleichen Argumentation der Kassen.

Die Kosten für die ASI-Therapie, so trugen die niedersächsischen AOK-Anwälte vor dem Celler Obergericht vor, brauchen nicht erstattet zu werden, weil

- „kein wissenschaftlicher Nachweis über die Wirksamkeit des Verfahrens“ vorliege;
- der Bundesausschuss der Ärzte und Krankenkassen die ASI-Therapie nicht anerkannt habe;
- das Bundessozialgericht (BSG) zu Beginn des Jahres festgestellt habe, dass

die ASI aus der Leistungspflicht der gesetzlichen Krankenkassen herausfalle.

Die Celler Richter sahen das anders. Der ASI-Therapie liege nicht nur „ein naturwissenschaftlich plausibler Denkanatz“ zu Grunde. „Trotz gewisser Zweifel“ sei der Senat zu der Überzeugung gekommen, dass die Therapie „in der medizinischen Fachdiskussion eine breite Resonanz gefunden hat und von einer erheblichen Zahl von Ärzten angewandt“ werde.

Dass der Bundesausschuss der Ärzte und Krankenkassen die Therapie nicht anerkenne, befreie die Kassen nicht von ihrer Leistungspflicht, argumentieren die Richter. Dem Ausschuss stehe „nach eigener Beurteilung nicht das Instrumentarium zur Verfügung, um fachgerecht über die ASI-Therapie entscheiden zu können“.

Der Spruch der Celler Sozialrichter, fürchten Krankenkassen wie renommierte deutsche Krebsärzte, könnte zweifelhaften Heilmethoden Tür und Tor öffnen. Die Entscheidung sei „verheerend“, sagt Hans Günter Verhees, Vizechef der sächsischen AOK, er sehe „eine bundesweite Signalwirkung“ voraus.

Bis Mitte der neunziger Jahre kamen die gesetzlichen Krankenkassen zumeist umgehend für die Kosten der Immuntherapien auf. Immerhin 5000 Patienten sind nach Angaben des Bundesverbandes der Hersteller von autologen Tumor-Vakzinen in Deutschland bisher nach dem ASI-Verfahren behandelt worden. Erst als Expertisen beim Medizinischen Dienst der Kassen und führende Krebsforscher vor der Therapie warnten, verweigerten die gesetzlichen Kassen die Übernahme der Kosten.

Die beiden größten privaten Krankenversicherungen sind bis heute uneins in der Bewertung der Therapie. Die Kölner DKV lehnt die Erstattung ab, der Koblenzer Konkurrent DeBeKa hat erst kürzlich in drei Fällen die Kosten übernommen.

Die Prüfung, ob Injektionen mit körpereigenen Zellen wirksam sind, halten nicht einmal Schulmediziner für Humbug. Für Claus Fischer, Privatdozent an der urologischen Universitätsklinik in Gießen,

ist „eindeutig, dass in Zukunft moderne Vakzine-Konzepte Erfolg haben können“.

An der Lübecker Uni lässt Dieter Jocham, Chef der Klinik für Urologie, die Wirksamkeit von ASI „bei lokal begrenzten Nierenzellkarzinomen“ in einer klinischen Studie mit 586 Patienten überprüfen. Das Ergebnis soll Ende 2001 vorliegen.

Zumindest bis dahin kann nach Überzeugung der Kritiker keine Aussage über die Wirksamkeit von ASI getroffen werden. Mit den Krankenkassen ist sich der Berliner Urologe Lothar



Ampulle mit ASI-Impfstoff

Weißbach, Präsident der Deutschen Krebsgesellschaft, einig, „dass die Sache auf keinen Fall reif für die Klinik oder die Praxen ist“.

Für Volker Schirmmacher, Abteilungsleiter im Deutschen Krebsforschungszentrum (DKFZ) in Heidelberg und Entwickler der Therapie, gibt es längst genügend Anhaltspunkte für die Wirksamkeit von ASI – durch Studien in den Niederlanden und Erfahrungen in Deutschland.

Doch gerade an seinem Arbeitsplatz ist Schirmmacher fast ausnahmslos von entschiedenen Gegnern umstellt. Schon 1995 prüfte eine internationale Expertenrunde im Beisein des schweizerischen Nobelpreisträgers Rolf Zinkernagel ASI-Therapieversuche im DKFZ. In einem als „vertraulich“ eingestuften Report antworteten die Spezialisten auf die Frage, ob die Datenlage es rechtfertigt, ASI-Krebstherapien zu etablieren: „Das ist nicht der Fall.“

Seit die Anträge auf Kostenersatzung zumeist abgelehnt werden, versuchen Ärzte und Patienten, die Kassen mit teils raffinierten Methoden auszutricksen. Dem Medizinischen Dienst der Spitzenverbände der Krankenkassen etwa fiel Anfang des Jahres auf, dass die Lübecker „Apotheke Am Lindenplatz“ gehäuft Rezepte für ASI-Ampullen zur Erstattung einreichte.

Die Patienten mussten dort ihr Rezept einreichen und wie bei Arzneimitteln üblich neun Mark zuzahlen. So konnten dann pro Rezept Ampullen im Wert von 15 966,39 Mark geordert werden. In allen Fällen hatten die jeweiligen Krankenkassen die Erstattung von Kosten für die ASI-Therapie zuvor ausdrücklich abgelehnt.

Apotheker Michael Franz erklärt das Verfahren: Ein Arzt schicke ein Rezept für ASI-Ampullen an den Hersteller LipoNova im nahen Bad Schwartau, Nachfolgerin der 1998 in Konkurs gegangenen Firma Macropharm. „Nur die Abrechnung muss dann über die Apotheke laufen“, sonst werde den Patienten „ja nichts erstattet“.

Die Ampullen würden „nie in der Apotheke an Patienten ausgegeben“, sondern vom Hersteller an den behandelnden Arzt versandt, sagt Franz. Er müsse die Ware vorher zuvor lediglich „prüfen“. Die Krankenkassen hätten etwa 30 Rezepte jährlich „anstandslos bezahlt“.

Dem Apotheker ist nicht beizukommen – er ist zur Annahme der Rezepte verpflichtet. An die Ärzte, die nach Auffassung der gesetzlichen Krankenkassen unerlaubt ASI-Rezepte verschreiben, wollen die Kassen Regressforderungen stellen.

In einem Brandbrief an alle gesetzlichen Krankenkassen warnte der Medizinische Dienst im Februar vor den Praktiken. Es könne nicht ausgeschlossen werden, „dass unzulässigerweise weitere derartige vertragsärztliche Verordnungen erfolgt sind

und über die regulären Abrechnungswege unbemerkt/ungeprüft beglichen wurden“. Möglicherweise sei ein „Schaden in Millionenhöhe zu Lasten der gesetzlichen Krankenkassen“ entstanden. AOK-Arzneimittelchef Norbert Schleert rätselt darüber, wie ASI-Verordnungen trotz der Sicherungssysteme „offenbar zur Erstattung durchflutschen konnten“.

Den Absatz ihrer kostspieligen Produkte versuchten Hersteller der ASI-Ampullen gelegentlich auch mit anderen Methoden zu verbessern. Die Ende vergangenen Jahres in Konkurs gegangene Firma Macropharm versicherte Patienten, falls die Kasse die Übernahme der Therapiekosten ablehne, müssten sie auf keinen Fall zahlen. Dafür ließ sich die Firma von ihnen per



ASI-Labor (in Duderstadt): Zellen gegen Krebs

Vollmacht ermächtigen, das Geld für die Patienten bei den Kassen einzuklagen.

Rund 500 Krebskranke oder deren Hinterbliebene waren schockiert, als der Lübecker Rechtsanwalt Wilhelm Wessel ihnen Anfang des Jahres gerichtliche Mahnbescheide über Beträge zwischen zumeist 12 000 und 14 000 Mark zustellen ließ – für ihre ASI-Therapie.

Wessel hatte als Konkursverwalter der Macropharm in der Bilanz offene Einzelforderungen über insgesamt rund acht Millionen Mark entdeckt, die an die Banken abgetreten worden waren. Die Mahnbescheide, sagt Wessel, habe er „pflichtgemäß, nach Rücksprache mit den Banken“, verschickt, um „die drohende Verjährung der Ansprüche zu unterbrechen“. „Etwa ein Dutzend“ der Gemahnten überwies, so Wessel, den geforderten Betrag umgehend, der Rest legte Widerspruch ein.

Die Gerichte werden sich mit der umstrittenen Therapie noch lange beschäftigen müssen. Konkursverwalter Wessel führt vor zwölf Landgerichten Musterprozesse, um seine Forderungen durchzusetzen. Das Bundessozialgericht wird voraussichtlich noch in diesem Jahr über mehrere Klagen entscheiden.

Die niedersächsische AOK will gegen das spektakuläre Urteil des Landessozialgerichts, sobald es zugestellt ist, Nichtzulassungsbeschwerde beim Bundessozialgericht in Kassel einlegen.

CARSTEN HOLM, UDO LUDWIG

KRIMINALITÄT

Etiketten vom Amt

Kriminelle im Osten haben einen neuen Markt entdeckt: Sie stehlen Blankopässe aus schlecht gesicherten Behörden.

Das Dienstgebäude des Landkreises Nordwestmecklenburg am Volkspark in Gadebusch sieht aus wie tausende andere in den neuen Ländern auch: piefig, praktisch, Platte.

Der schmucklose DDR-Bau aus den siebziger Jahren beherbergt unter anderem die Ausländerbehörde des Kreises – begehrtes Ziel für Einbrecher. Im vergangenen April hebelten Kriminelle ein Fenster aus und überlisteten die installierten Bewegungsmelder; die Alarmanlage blieb stumm. In aller Ruhe öffneten die Täter den Tresor mit einem Trennschleifer. Ihre Beute: 460 Blankodokumente und Dienst-siegel. Schwarzmarktwert: eine knappe halbe Million Mark.

Blankopapiere und Klebeetiketten, mit denen deutsche Behörden Ausländern den legalen Aufenthalt bescheinigen, sind auf dem Schwarzmarkt heiß begehrt. Bis zu 1000 Mark werden für einen Ausweis oder einen Aufkleber gezahlt. Ähnlich kostbar

sind Dienstsiegel. „Das ist ein Markt, der große Möglichkeiten bietet“, sagt der Direktor des Landeskriminalamtes (LKA) Mecklenburg-Vorpommern Ingmar Weitemeier.

1998 wurden bei 1716 Einbrüchen in deutsche Behörden zigtausende Blankodokumente gestohlen – in erster Linie Aufenthaltspapiere, aber auch Vordrucke für Kfz-Briefe. Vor allem die vielfach kaum gesicherten Amtsstuben in sanierungsbedürftigen DDR-Bauten machen es den Tätern leicht wie in Gadebusch. Drei Viertel aller Fälle im vergangenen Jahr stammen aus den neuen Ländern. Allein in Sachsen-Anhalt zählte die Polizei 1088 Diebstähle von Siegeln, Stempeln und Papieren. Brandenburg verzeichnete 110, Mecklenburg-Vorpommern 40 Fälle.

LKA-Chef Weitemeier warnt vor dem „erheblichen volkswirtschaftlichen Schaden“, der durch den Passklau entstehen kann. Schließlich ermögliche jedes einzelne Blankodokument mit etwas Glück „die



Sichergestellte Blankodokumente und Fälschungen*: Zugriff bei „Sam“

ungerechtfertigte Erschleichung von Sozialleistungen, und das können pro Fall 80 000 bis 100 000 Mark sein“.

Entwendete Personalpapiere kann die Polizei nur an Hand der Kennziffer identifizieren. Jeder Blankopass, jedes Etikett ist nummeriert und wird sofort nach dem Diebstahl im Zentralrechner von Interpol registriert. Taucht bei einer Kontrolle irgendwo auf der Welt ein in Deutschland gestohlener Ausweis auf, schlägt der Computer Alarm. Ob aus der ungarischen Botschaft im jordanischen Amman, ob vom Flughafen in Sarajevo oder vom Arbeitsamt in Hamburg: Von überall her gab es in Weitemeiers Behörde schon Rückmeldungen.

Doch tatsächlich kommt nur ein Bruchteil irgendwann wieder zum Vorschein. Bei den zehn schwersten Einbrüchen seit 1995 erbeuteten die Täter rund 16 000 Unterlagen, bis heute konnte die Polizei gerade mal 2500 wiederbeschaffen.

Ähnlich schwer fällt es den Fahndern, an die Hintermänner des Millionengeschäfts heranzukommen. Der Schwarzmarkt ist gut organisiert und konzentriert sich in Hamburg und Frankfurt: Hehler erkunden bei professionellen Schleusern den Bedarf und bestellen bei den in der Szene bekannten Lieferanten.

Nur selten gelingt es der Polizei, mit Scheinaufkäufen in die kriminellen Strukturen einzudringen. So bestellte ein V-Mann der Hamburger Polizei 1996 mehrere hundert Blankopässe und Etiketten bei einem Hehler namens „Sam“ im Schwarzmarktwert von 270 000 Mark. Anschließend ließen die Krimineller einen ganzen Hehler-ring auffliegen.

Angeichts der steigenden Fallzahlen gab Mecklenburg-Vorpommerns Innenminister Gottfried Timm (SPD) Anfang des Jahres Order, die Behörden in seinem Land

auf Einbruchsicherheit zu überprüfen. Ein Ergebnis: In 93 von 181 Verwaltungen würden Blankodokumente und Siegel nach Dienstschluss lediglich in Schränken oder Schreibtischen verwahrt. Das stelle „in besonderem Maße eine Begünstigung für den Diebstahl“ dar, zürnte Timm.

Fortan sollen die Papiere in Mecklenburg-Vorpommern in „Wertbehältnissen der Klassifizierung ‚Widerstandsgrad V‘ nach der DIN-EN 1143-1“ verwahrt werden – in Panzerschränken also, wie sie in Banken zu finden sind. Wo dies nicht möglich ist, sollen die Dokumente über Nacht auf das nächst gelegene Polizeirevier gebracht werden.

Auch dürfen die Behörden nur noch Pässe und Formulare für eine Woche auf Vorrat halten. Die Gebäude sollen durch moderne Alarmanlagen und, wo nötig, durch vergitterte Fenster gesichert werden.

Anders als die Schweriner sehen die Behörden im am stärksten betroffenen Sachsen-Anhalt „keinen Bedarf, aktiv zu werden“, so Reinhard Beer vom LKA in Magdeburg. Doch der Aufwand in Mecklenburg-Vorpommern lohnt sich offenbar: Seit Ende April wurde kein Einbruch mehr in Amtsstuben verübt. „Das verlagert sich offenbar gen Westen“, ahnt Kriminalober-rat Ulf Claassen vom dortigen LKA.

So wurden im schleswig-holsteinischen Itzehoe in einer Sommernacht Ende Juni 2000 Blankodokumente aus der Ausländerbehörde gestohlen. Die Papiere lagerten zwar in einem 500 Kilogramm schweren Safe, aber den nahmen die Langfinger gleich mit.

Eine Alarmanlage gibt es in Itzehoe nicht. Hauptkommissar Wilhelm Sahm von der dortigen Kripo: „Zeigen Sie mir eine Verwaltung hier im Land, die alarmtechnisch gesichert ist.“ Ein Erlass zur Sicherung der Amtsstuben wie in Mecklenburg-Vorpommern wäre, so Sahm, „für Schleswig-Holstein ein Traum“.

FLORIAN GLESS



Innenminister Timm

* In Hamburg.

Siggis Kapriolen

Im Fall Herrhausen setzte die Bundesanwaltschaft auf einen V-Mann – der wirres Zeug behauptete.

Der Patient hinterließ einen Mitleid erregenden Eindruck. Ein „in sich gekehrter Sonderling“, urteilte der Essener Psychiater Norbert Leygraf, nachdem er ihn zwei lange Tage untersucht hatte, überzeugend allenfalls in seiner Ratlosigkeit über die Kapriolen seiner inneren Wahnwelt. Die Ergebnisse der Untersuchung legte der Mediziner jetzt in einem 92-seitigen Gutachten vor.

Demnach leidet der von Suizidversuchen, Alkohol- und Drogenexzessen gezeichnete Mann unter einer Störung der Persönlichkeit mit überwiegend „schizoiden und depressiven Persönlichkeitsanteilen“, wahrscheinlich auch unter einer in Schüben auftretenden „schizoaffektiven Psychose“. Und das seit vielen Jahren.

Für Leygrafs Auftraggeber Generalbundesanwalt Kay Nehm ist die Diagnose ähnlich niederschmetternd wie für den Kranken. Denn seit 1991 sieht die Karlsruher Bundesanwaltschaft in Siegfried Nonne, 43, ihren Kronzeugen im Mordfall Alfred Herrhausen.

Ein RAF-Kommando „Wolfgang Beer“ hatte den Vorstandsvorsitzenden der Deutschen Bank am 30. November 1989 bei der Fahrt von seiner Bad Homburger Wohnung nach Frankfurt zu Tode gebombt. Herrhausens Chauffeur überlebte das Attentat schwer verletzt.

Die Ermittler müssen wohl wieder bei Null anfangen. Eine Anklage gegen den



Beschuldigter Seidler: Unverdrossen weiter verdächtigt

von Nonne belasteten Arztsohn Christoph Seidler, 41, der heute an der Universität Freiburg Islamwissenschaft studiert, ist nach dem Leygraf-Gutachten kaum mehr zu rechtfertigen. Auch der Mordvorwurf gegen die im September in Wien festgenommene angebliche RAF-Frau Andrea Klump, 42, ist schwerlich zu halten.

Nonne hatte schon in den achtziger Jahren als Spitzel des hessischen Verfassungsschutzes die Frankfurter Linksszene ausgehorcht, war aber 1986 „abgeschaltet“ worden. „Der Sigg“, wie er bei den Fahndern hieß, trank, galt als drogenabhängig,

depressiv und geltungssüchtig. Daran hatte sich auch nichts geändert, als der Zuträger im Juli 1991 erneut Kontakt zu seinem V-Mann-Führer suchte.

Er habe, gab Nonne zu Protokoll, seine in Tatortnähe gelegene Wohnung den Herrhausen-Attentätern wochenlang als eine Art Basislager zur Verfügung gestellt. Zwei der vier Täter seien ihm aus gemeinsamen Tagen in der legalen Frankfurter Linksszene gut bekannt: Seidler und Klump, zwei seit Mitte der achtziger Jahre untergetauchte angebliche RAF-Mitglieder.

Der Mord an Herrhausen lag da schon 20 Monate zurück. Die Bereitschaft der Ermittler, dem verwirrten Zeugen Glauben zu schenken, wuchs mit jeder Vernehmung, in der Nonne die Wochen vor dem Anschlag akribisch, ausgeschmückt mit ungezählten Details zum Besten gab.

Rund ein Jahr später löste Nonne selbst die Ermittlungskatastrophe aus. In der ARD bekannte der Zeuge, er habe seine Geschichte erfunden – unter massiven Drohungen von Beamten des hessischen Verfassungsschutzes. Später widerrief Nonne gegenüber den Karlsruher Anklägern den Widerruf.

Die Bundesanwaltschaft beauftragte den Gießener Psychiater Willi Schumacher und den Kölner Psychologen Udo Undeutsch, Nonnes Glaubwürdigkeit zu prüfen. Die Ergebnisse der damals hinzugezogenen Experten entsprachen den Wünschen der unter Erfolgsdruck stehenden Fahnder: Nonne sei zwar in seiner Persönlichkeit gestört, labil und wankelmütig, bei den Aussagen über die Vorbereitung des Herrhausen-Mordes aber glaubwürdig.

Psychiater Schumacher erklärte ihn für psychisch gesund und „uneingeschränkt aussagefähig“. Undeutsch versicherte, es sei „schlechterdings nicht menschenmöglich“, dass Nonne die komplexe und in sich stimmige Geschichte frei erfunden habe. Dazu hätte es einer „erzählerischen Meisterleistung“ bedurft. Die Bundesanwaltschaft behandelte daraufhin Nonne als Kronzeugen und weigerte sich, den vermeintlichen RAF-Helfershelfer wegen Beihilfe zum Mord an Herrhausen anzuklagen.

Im Sommer 1996 meldete sich der von Nonne beschuldigte Seidler überraschend aus dem Untergrund. Über den Verfassungsschützer mit dem Decknamen „Hans Benz“ ließ der angebliche Attentäter mitteilen, er sei nie Mitglied der RAF gewesen und habe sich jahrelang, auch im Herbst 1989, in einem Palästinenserlager im Libanon aufgehalten. „Benz“, der ausstieg-



Herrhausen-Attentat 1989: Dramatische Erzählung aus einer inneren Realität

PROZESSE

Schwarzer Rabatt

Zehn Zahnmediziner und Laborbetreiber stehen in Frankfurt vor Gericht. Sie sollen Krankenkassen und Fiskus um mehrere Millionen Mark betrogen haben.



Berge-Anwalt Arndt: „Geldgier der Ärzte“

willigen Linksradiكالen bei der Rückkehr in die Gesellschaft helfen sollte, trieb deutsche und arabische Zeugen auf und war am Ende überzeugt, dass der Heimkehrer die Wahrheit gesagt hatte.

Nicht so die Bundesanwaltschaft. Als Seidler sich im November 1996 stellte, bestanden die Karlsruher Oberankläger auf Inhaftierung. Doch der Bundesgerichtshof spielte nicht mit: Der 3. Strafsenat verneinte einen „dringenden Tatverdacht“. Seidler kam nach eintägiger Vernehmung wieder frei.

Besonders verärgert waren die Bundesrichter darüber, dass der Zeuge Sigg den hessischen Verfassungsschützern kaum eine Woche vor seiner Herrhausen-Einlassung schon einmal eine opulente Geschichte aufgetischt hatte. Danach habe eine autonome Gruppe, der Seidler, Klump und Nonne Anfang der achtziger Jahre gemeinsam angehört hatten, einen Polizeispitzel in Frankfurt zunächst verprügelt. Anschließend habe Seidler den Verletzten kaltblütig mit seinem Auto getötet.

Die Überprüfung ergab: Die blutrünstige Episode war frei erfunden. Die Spitzelmord-Geschichte kam zu den Akten und wurde geheim gestempelt.

Obwohl sich der Tatverdacht gegen Seidler ausschließlich auf die Aussagen des dubiosen Kronzeugen stützte, erklärte Generalbundesanwalt Nehm unverdrossen, er werde den Verdächtigen wegen Mordes anklagen. Seidlers Alibi sei „keineswegs lückenlos“.

Die Ermittlungen gegen den Verdächtigen wurden intensiviert. Zu rund 40 Gegenüberstellungen mit Zeugen unterschiedlicher RAF-Anschläge musste Seidler sich im vergangenen Jahr einfinden. Einmal standen – unangemeldet wegen möglicher Fluchtgefahr – vier Beamte des Bundeskriminalamts vor der Tür seiner Freiburger Wohnung. Die Herren verlangten Blut-, ersatzweise Speichelproben, für einen gentechnischen Spurenabgleich.

Die Leygraf-Diagnose fällt nun für die Bundesanwaltschaft verheerend aus. Im Verlauf der Exploration hatte Nonne zunächst auf seinen Aussagen zum „Komplex Herrhausen“ beharrt. Aber dann: Seidler und Klump seien nie in seiner Wohnung gewesen. Trotzdem glaube er „gefühlsmäßig“, an dem Mord mitschuldig zu sein. Nach seiner ersten Aussage sei er deshalb wie „von einer großen Last befreit“ gewesen. Über Spitzelmord und Herrhausen-Anschlag, so das Resümee Leygrafs, habe Nonne in einer Zeit „gesteigerten Einfallreichtums“ fabuliert. Die Aussagen entsprächen vielleicht seiner „inneren Realität“, nicht aber einem tatsächlichen Geschehen.

Ob er dazu neige, bohrte Leygraf an einer Stelle der Untersuchung, dramatische Dinge zu erzählen, die so nicht stimmten. Nonne: Ja, deshalb sei er doch da. Das Problem sei nur, „dass die Bundesanwaltschaft das nicht so einsieht“. GERD ROSENKRANZ

seit Oktober 1985 in Kelkheim bei Frankfurt am Main ein Dentallabor.

Über die Berges kauften Zahnärzte und andere Labors Brücken, Kronen und Praxiszubehör. Angeblich kam die Ware aus Griechenland von Firmen mit Sitz in Thessaloniki. Doch das EB-Dental-Central-Labor und das Bedent-Labor waren nach Einschätzung der Staatsanwaltschaft Scheinfirmen, die zur Täuschung der Behörden und der Kassen überhöhte Rechnungen produzierten. So lieferten sie angeblich Zähne zu einem Stückpreis von 3 bis 5,95 Mark an die Ärzte. Tatsächlich kostete selbst ein in Deutschland hergestellter Zahn damals nur sieben Pfennig. Die Differenz wurde aufgeteilt.

Der Bezug von Prothesen wie Brücken und Kronen wurde ebenfalls fingiert. Die Masche: Wattierte Briefumschläge mit dem Absender einer griechischen Berge-Firma wurden über das offene Zolllager einer Spedition an die Kelkheimer Adresse geschickt. Der Inhalt laut Anklageschrift: „nicht verwertbarer Dentschrott“. In Wahrheit waren die Ersatzteile schwarz und billig in Deutschland produziert worden.

Die Ärzte kassierten für ihr Mitwirken als „schwarzen Rabatt“, so die Anklage, zwischen 25 bis 33 Prozent des Gewinns. Ausgezahlt wurde cash. Nach dem Tod ihres Mannes soll Frau Berge, die eineinhalb Jahre in Untersuchungshaft saß, die Geschäfte weitergeführt haben.

Selbst für Aircleaner und Espressomaschinen wurden deutlich überhöhte Rechnungen ausgestellt. In solchen Fällen waren als Kick-back für die Doktoren dann auch 50 Prozent und mehr drin. „Ohne die Geldgier der Ärzte wären die Betrügereien gar nicht gelaufen“, sagt der Frankfurter Berge-Anwalt Wolfgang P. Arndt. „Die Labors waren gezwungen, den Ärzten etwas zu geben, sonst hätten die dort nicht arbeiten lassen.“

Der Frankfurter Staatsanwalt Markus Weimann ermittelt seit 1992 gegen die Betrüger. Von den kassenzahnärztlichen Abrechnungsstellen erhielten die Fahnder, so ein Beamter, kaum Unterstützung. Die Hauptbeschuldigte, der Steuerhinterziehung in Höhe von 2,315 Millionen Mark vorgeworfen wird, schwieg bislang.

Einer der geständigen Zahnärzte, dessen Verfahren abgetrennt worden war, hat den Prozess schon hinter sich: Im September verurteilte ihn das Landgericht zu einem Jahr auf Bewährung. Auf ein Berufsverbot verzichteten die Richter nur deshalb, weil der Angeklagte geständig war und schon vor der Verhandlung von sich aus einen Teil des Schadens bei den Krankenkassen bezahlt hatte. FELIX KURZ



Wahlsieger Gysi*: Finanzielles Opfer für den Wahlkampf im Westen

PDS

Elefanten und Eisbären

Ratlos verfolgt die SPD den Aufstieg der PDS, die selbst im Westen Wähler anzieht. Die Genossen fürchten einen Erfolg der SED-Nachfolger bei den Landtagswahlen in NRW.

Schadenfroh ist er nicht. Doch nicht ohne Stolz auf die eigenen prophetischen Gaben erinnert der ostdeutsche Sozialdemokrat Richard Schröder, wenn er in diesen Tagen auf die Erfolge der PDS angesprochen wird, an ein Papier, das ihm vor Monaten viel Ärger einbrachte.

Gemeinsam mit seinem Parteifreund Markus Meckel hatte er im November 1998 ein „Memorandum“ zum Verhältnis von SPD und PDS veröffentlicht (SPIEGEL 45/1998), einen Tag nachdem Sozialdemokraten und Postkommunisten in Mecklenburg-Vorpommern die bundesweit erste Koalition beschlossen hatten. Darin warnten die beiden Genossen: „Wenn sich die PDS in ganz Deutschland links von der SPD als sozialistische Partei etabliert, gefährdet dies die künftige Mehrheitsfähigkeit der jetzigen Koalition.“ Die Bundespartei müsse deshalb deutlich machen, „dass das linke Spektrum in die SPD gehört und keine eigene Partei braucht“.

Nun scheint das auch den Wessis in der Partei zu dämmern, die um ihre Pfründen fürchten. Als der SPD-Vorstand am Mon-

tag vergangener Woche das Berliner Wahldebakel (Egon Bahr: „Eine Schande“) auswertete, ließ sich sogar NRW-Ministerpräsident Wolfgang Clement herab, sich zur PDS zu äußern: „Wir müssen gewaltig aufpassen, dass uns da nichts wegbricht.“ Auch Juso-Chef Benny Mikfeld, ebenfalls Westfale, rief im Parteivorstand zu vermehrten Anstrengungen auf, „damit die PDS nicht im Westen Fuß fasst“.

Die Sorge der Sozialdemokraten aus Nordrhein-Westfalen hat ihren Grund: Bei den Kommunalwahlen vor fünf Wochen verbuchte die PDS beachtliche Erfolge. In der SPD-Hochburg Duisburg etwa kam sie auf 4,2 Prozent. In 33 Städten und Kreisen zog sie ins Lokalparlament ein, landesweit verbesserte sie sich von 920 Stimmen bei der letzten Kommunalwahl auf 61 500. Bei der Landtagswahl im nächsten Mai könnten die SED-Nachfolger der SPD entscheidende Stimmen abnehmen.

Schier unaufhaltsam scheint der Vormarsch der PDS zu sein, an deren Überleben vor genau zehn Jahren nicht einmal die eigenen Vorleute glaubten. Im Jahr des Revolutionsgedenkens etablierte sich die frühere Staatspartei als dritte Kraft im vereinten Land. In Thüringen und Sachsen

verdrängte sie die SPD sogar vom zweiten Rang, in Ost-Berlin führt sie seit vorvergangenem Sonntag sogar unangefochten mit 39,5 Prozent. Selbst im Westen Berlins erzielte sie ein Ergebnis, von dem FDP-Politiker nur träumen durften: 4,2 Prozent.

In NRW warnen schon die Verfassungsschützer vor dem zersetzenden Einfluss der Postkommunisten: Der Einzug in die Kommunalparlamente eröffne der PDS neue Möglichkeiten zu Selbstdarstellung und strafbarer Organisation. „PDS-Mitglieder und andere Linksextremisten“, so Innenminister Fritz Behrens (SPD) intern, „werden sich über Mandatsträger in den Kommunen nun landesweit vernetzen und ihre logistische Basis ausbauen.“

Von der Expansion nach Westen träumen auch die

PDS-Oberen im Berliner Karl-Liebknecht-Haus, dem Hauptquartier der Partei. Mit viel Geld wollen sie bei den Landtagswahlen in Schleswig-Holstein (im Februar 2000) und NRW die SPD das Fürchten lehren. 500 Mandatsträger der Partei in Bund, Ländern und Gemeinden werden in dieser Woche vom Parteivorstand per Brief zu einem Sonderopfer West aufgerufen. Jeder soll ein Großflächenplakat zu je 150 Mark finanzieren.

Dabei sind den Pragmatikern an der Parteispitze die Genossen im Altreich (3225 Mitglieder ohne West-Berlin) so wenig geheuer wie den Staatsschützern. Fast wortgleich warnen PDS-Funktionäre und Verfassungsschützer vor „DKP-Trittbrettfahrern“ auf den offenen Listen der West-PDS. „Wo PDS draufsteht“, fordert Bundesgeschäftsführer Dietmar Bartsch, „muss in Zukunft auch PDS drin sein.“ Dieter Dehm, West-Beauftragter der PDS, geht beim Kampf gegen die DKPisten noch einen Schritt weiter: „Es ist dringend an der Zeit, dass die DKP als parlamentarische Option über die Auflösung nachdenkt.“

Der Spagat zwischen Ost- und West-PDS, prognostiziert Parteienforscher Jürgen Falter, werde der Gysi-Truppe noch Probleme bringen: „Im Osten tritt die PDS als strukturkonservative Partei auf, im Westen als bunte ökosozialistische.“ Die Partei, lästert Richard Schröder, versuche zusammenzuhalten, was eigentlich nicht zusammengehört – „Elefanten und Eisbären“.

Doch darin ist die PDS-Führung um Lothar Bisky und Gregor Gysi geübt. In den vergangenen Jahren haben sie ihre Partei zugleich als Hort des Pazifismus und Anwältin der Mauerschützen verkauft, als

* Mit der Berliner PDS-Chefin Petra Pau auf der Wahlparty am 10. Oktober.

„Die PDS kümmert sich“

In Berlin-Treptow wählten die Bürger fast wie zu SED-Zeiten.

Die ältere Dame am Ring-Weg der Kleingartenanlage „Waldland“ legt die Hand für ihre Mitbewohner ins Feuer: „Hier hat bestimmt niemand PDS gewählt.“ „Sie müssen mal dort drüben fragen“, sagt die Frau, bevor sie ihre Stimme vorsichtig senkt: „Dort wohnen alles Stasi-Leute.“

Hinter Stacheldraht und dem Doppelzaun der Laubenpieper im Ost-Berliner Bezirk Treptow stehen sanierte Neubauten, Mittelklasse-Wagen verteilen sich auf den Parkplätzen, die Wäsche flattert im Wind. Die heile Welt wird nur an der Trafo-Station etwas gestört. Dort prangt ein Hakenkreuz mit dem Schriftzug „Deutschland Sieg Heil“.

Hier im Wahlbezirk 55 gibt es – fast – wieder Wahlergebnisse wie weiland in der DDR: 75,3 Prozent der Stimmen fuhr die PDS bei den Berliner Wahlen am vorvergangenen Sonntag in dem kleinen Straßenkarree ein. 867 Wahlberechtigte wohnen in den beiden Straßen und den Schrebergärten. 523 von ihnen gingen zur Wahl, 393 stimmten für die SED-Nachfolger, die

ihr Traumergebnis ganz ohne Wahlplakate erzielen konnten. Die SPD kam auf 28 Stimmen, das macht 5,4 Prozent.

Trotzdem sind PDS-Wähler im Wahlbezirk 55 offenbar eine seltene Spezies. „Ich habe CDU gewählt“, raunt ein Mann in der Oberspreestraße 571 durch die Geranien seines Balkons, um schnell hinzuzufügen, dass aber „viele alte NVA-Offiziere“ hier wohnen würden. Der Jungwähler, der vor dem Haus seinen Wagen wäscht und wie sein Nachbar anonym bleiben will, bekennt sich ebenso rasch zur Christenunion – einer von ganzen 55 Parteigängern in dem Beritt. Spaziergänger beteuern augenzwinkernd, mit der PDS „nichts am Hut“ zu haben.

Die Ausnahme heißt Monika Oelse. Die 49-jährige Ruheständlerin, mit einem Beutel leerer Flaschen auf dem Weg zu Kaiser's-Kaufhalle, outet sich bereitwillig: „Ich bin ein Kind der DDR, deshalb habe ich diese Partei gewählt.“ Denn früher sei nicht alles schlecht gewesen, sagt Oelse, die als Sekretärin beim Stasi-Wachregiment Feliks Dzierzynski diene.

167 Mark habe sie für ihre Vier-Raum-Wohnung vor zehn Jahren noch bezahlt, heute seien es 1000 Mark zuzüglich der Stromrechnung. Aus gesundheitlichen Gründen sei sie heute im Ruhestand, mit 800 Mark im Monat müsse die vierköpfige Familie nach Abzug der Miete auskommen. „Die PDS kümmert sich wenigstens um die Probleme.“

Doch im Stadtbezirk Treptow, in dem die PDS insgesamt 36,5 Prozent der Stimmen holte, leben keineswegs die Verlierer der Einheit. 9,6 Prozent der 112 000 Einwohner sind als erwerbslos registriert, 12,1 Prozent leben überwiegend von Arbeitslosengeld oder Sozialhilfe. Das mittlere Einkommen, so das Statistische Landesamt Berlin, liegt in Treptow bei 3050 Mark im Monat – im West-Berliner Nachbarbezirk Neukölln nur bei 2550 Mark.

„Ich verstehe die Leute nicht“, sagt Ute Awan, die an ihrem Imbiss-Stand an der Oberspreestraße Döner unters postsozialistische Ost-Volk bringt. Die 75,3 Prozent für die PDS sind für sie ein „erschreckendes Ergebnis“. Schließlich sei die Partei immer noch „die SED von früher“.

STEFFEN WINTER

„coole und geile“ (PDS-Werbung) systemkritische Kraft und als Interessenvertreterin früherer DDR-Lehrer, die so gern Beamte der Bundesrepublik Deutschland werden wollen.

Geräuschloser als Grüne und Sozialdemokraten beerdigen die Spitzenleute der



PDS-Anhänger am Berliner Wahlabend
Dritte Kraft im Osten

PDS ihre ideologischen Konflikte. In aller Stille bereiten Gysi und sein Fraktionsvize im Bundestag Wolfgang Gehrcke derzeit den Abschied der Partei vom Pazifismus vor. In einem Positionspapier wirbt Gysi dafür, das Gewaltmonopol der Vereinten Nationen zu akzeptieren – bis hin zur Durchsetzung von Uno-Resolutionen mit militärischen Mitteln.

Ebenso dezent betreibt die PDS ihre Annäherung an den ehemaligen Klassenfeind. Gysi schwärmt bereits von einem möglichen „Dialog mit der CDU“. Der Flirt wird erwidert. Selbst der West-Berliner CDU-Frontmann Klaus Landowsky hält es nicht mehr für ausgeschlossen, dass aus der PDS eine „demokratische, linke, ökosozialistische Partei“ wird.

Von der Entwicklung überrollte Ost-Sozis flüchten sich in Sarkasmus. Reinhard Kraetzer, Bezirksbürgermeister in Berlin-Prenzlauer Berg, der sein Amt nach der Bezirksfusion vermutlich an einen PDS-Mann abgeben muss, will seiner Partei einen „rettenden Vorschlag“ für den Kampf gegen die PDS unterbreiten. Da die Partei sich stets als Verteidigerin ostdeutscher Lebensläufe geriert, plädiert er für die Einrichtung eines „Büros für die Anerkennung von Biografien in der Bundesrepublik Deutschland (BfdAvB)“. Dort könnten dann Bürger des Beitrittsgebietes ihre Charaktere einreichen, die dann per Stempel beglaubigt würden. „Die Anerkennung durch Stempelung“, spottet Kraetzer, „könnte wahlweise gelesen oder ungelesen erfolgen.“

Für den Job als Anerkennungsbeauftragte haben Zyniker auch schon eine Kandidatin – Regine Hildebrandt, die wegen der Großen Koalition in Brandenburg aus der Regierung ausgestiegen ist.

STEFAN BERG, HORAND KNAUP,
ANDREA STUPPE



PDS-Wählerin Oelse
„Ich bin ein Kind der DDR“

IMOTZKOWSKI



CIA-Zentrale in Langley (Virginia): Mehr als 300 000 Namen auf CD-Rom

STASI

Akt der Freundschaft

Die Amerikaner wollen nun doch die Akten der HVA herausrücken – scheinbar bis zum Jahr 2001.

Die erste Lieferung aus Übersee ist für den Beginn des kommenden Jahres versprochen: eine kleine, unscheinbare CD-Rom, randvoll bespielt mit Datensätzen – ein Staatsgeheimnis auf Reisen. Das kostbare Stück wird von Kurieren des Geheimdienstes CIA überbracht. In schneller Folge, so ist es vereinbart, werden die Amerikaner dann bis ins Jahr 2001 mehr als 100 weitere Discs in Berlin abliefern.

So kehrt zehn Jahre nach der Wende die Kartei der DDR-Spionageabteilung HVA nach Deutschland zurück. Am vergangenen Mittwoch informierte der Geheimdienstkoordinator Ernst Uhrlau im Kanzleramt den Direktor der Gauck-Behörde Peter Busse über Einzelheiten der transatlantischen Rückführung. Busse war glücklich: „Ich freue mich, dass die Bundesregierung in den USA zum Erfolg gelangt ist.“ Auch Uhrlau ist zufrieden: „Das ist ein ungeheurer Schatten, über den die Amerikaner da gesprochen sind.“

Ein Akt der deutsch-amerikanischen Freundschaft, sogar die Kosten für die technisch aufwendige Operation will die US-Regierung bezahlen. Dabei hatte

Washington in der Vergangenheit jeden Versuch abgeblockt, die Rückgabe der in der Wendezeit beschafften Sicherheitsverfilmungen („Operation Rosenholz“) zu erreichen. Die neue Bundesregierung brach sogar mit den Usancen des Geheimdienstgewerbes und forderte öffentlich die Herausgabe der Unterlagen (SPIEGEL 22/1999).

Die Sturheit drohte die Beziehungen zwischen den Geheimdiensten ernstlich zu belasten. Genervt gab die US-Regierung schließlich nach. Präsident Bill Clinton ließ Kanzler Schröder per Brief wissen, die Sache gehe klar.

Der Umfang des Rosenholz-Materials ist gewaltig: Etwa 317 000 Personen hatte die HVA in ihrer so genannten F-16 Klarnamendatei registriert – Agenten ebenso wie westdeutsche Politiker oder Wirtschaftsgrößen, die sie bespitzeln ließ. Mit Hilfe der F-22 Vorgangskartei mit rund 17 000 Einträgen, die ebenfalls übergeben werden soll, lässt sich rekonstruieren, wer welche Rolle im Spionagenetz der DDR spielte.

Das Material aus den USA wird die Stasi-Debatte noch einmal neu aufleben lassen. Bisher hatten die Amerikaner zu meist nur solche Daten herausgerückt, mit denen DDR-Agenten in Westdeutschland enttarnt werden konnten. In der Kartei sind aber auch diejenigen Inoffiziellen Mitarbeiter erfasst, die in der DDR für die HVA Landsleute und Ausländer ausforschten. 10 000 bis 20 000 Spitzel, so schätzen Experten, sind es gewesen, und kaum einer konnte bis heute enttarnt werden.

Mit den Datensätzen aus Amerika wird sich wohl auch die Rolle des PDS-Vorsitzenden Lothar Bisky aufklären lassen. In der Akte seiner Frau fanden sich zwar Hin-

weise auf den „zuverlässigen und einsatzbereiten Genossen“, aber ein direkter Beleg für eine HVA-Tätigkeit des damaligen Professors an der SED-Akademie für Gesellschaftswissenschaften fehlte. Bisky selbst bestreitet die Vorwürfe.

Die CDs sollen zwar zunächst an das Bundesinnenministerium gehen, aber den Stasi-Akten-Verwaltern des Joachim Gauck ist eine Kopie versprochen. In der Behörde wird jetzt geprüft, ob hunderttausende alter Anträge noch einmal neu bearbeitet werden müssen. Denn etliche der Auskünfte in der Vergangenheit waren, wegen der fehlenden HVA-Unterlagen, falsch.

Juristen und Datenschützer sollen vor allem die Frage klären, ob Lehrer, Polizisten und Soldaten automatisch erneut durchgecheckt werden können. Ein kniffliges Problem: Denn etliche von ihnen, die sich in den vergangenen Jahren von ihren Dienstherrn überprüfen lassen mussten, sind heute gar nicht mehr im Staatsdienst, der Grund der Kontrolle ist damit entfallen.

Ganz vollständig wird die Lieferung aus Amerika allerdings nicht sein, die CIA will die Namen von US-Bürgern für sich behalten. Auch auf der konsequenten Durchsetzung der sogenannten Third-Party-Rule hat die US-Regierung bestanden. Danach sollen die Deutschen nur dann die Namen von etwa in England, Italien, oder Frankreich eingesetzten HVA-Agenten erfahren, wenn die betroffenen Länder zuvor zustimmen. In Streitfällen gilt die Regel, dass „deutsche Sicherheitsinteressen“ betroffen sein müssen. Insgesamt sollen mehr als 300 000 Namen übergeben werden.

Eine Arbeitsgruppe des Bundesamtes für Verfassungsschutz und der CIA hatte in den vergangenen Monaten die Details der Übergabe ausgehandelt. Washington bestand auf schrittweiser Übergabe. Begründung: Man brauche Zeit, um die Datensätze in ein spezielles Computerprogramm einzugeben, teilweise werde man auch die verfilmten Karteikarten einscannen. Stück für Stück wird das HVA-Gedächtnis dann auf CDs gebrannt. Sogar Volltextrecherchen sollen mit dem digitalisierten Bestand möglich sein.

Das Original oder auch nur eine Kopie der Sicherheitsverfilmung zu übergeben, lehnte die CIA ab – das Originalmaterial unterliege noch immer dem Quellenschutz. So mancher Verfassungsschützer hält das für eine bloße Ausrede: Die Amerikaner, so ihr Verdacht, wollten nur Zeit gewinnen, um doch noch sie besonders interessierende – oder bereits angeworbene – Deutsche auszusortieren.

GEORG MASCOLO

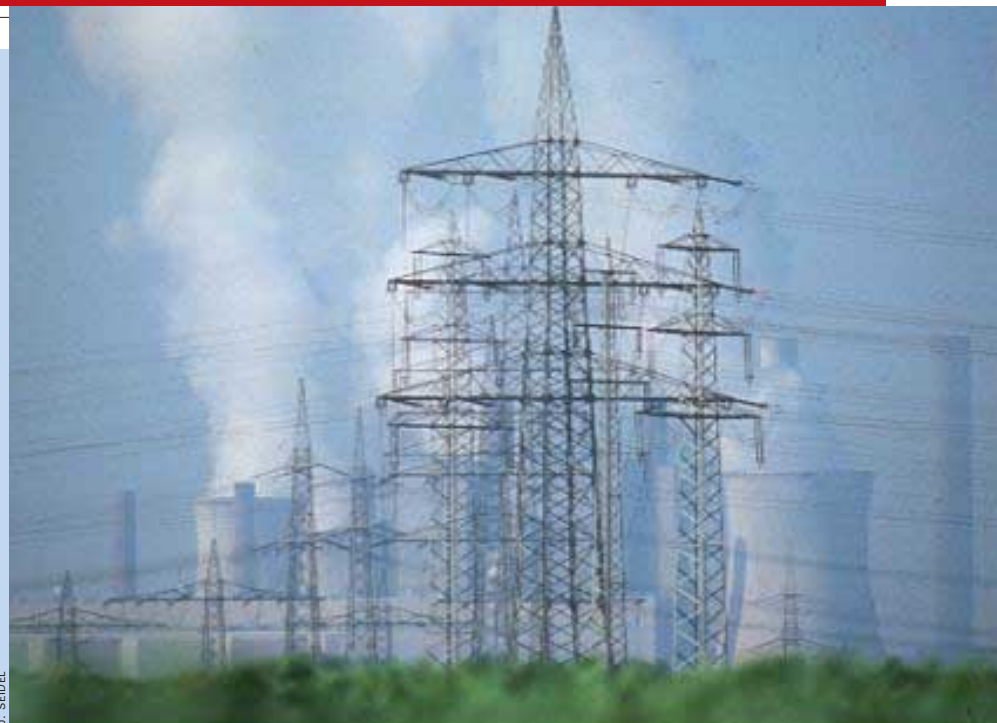
Uhrlau



STROM

Der Wettbewerb kann beginnen

Mit technischen Hindernissen haben die Stadtwerke es bislang vielen Kunden erschwert, bei neuen Wettbewerbern ihren Strom zu beziehen. Jetzt wird der Weg für den Wechsel frei: Bei der heftig umstrittenen Durchleitungsvereinbarung für Strom haben die beteiligten Verbände einen entscheidenden Durchbruch erzielt. Die 45-köpfige Projektgruppe der Vereinigung Deutscher Elektrizitätswerke hat sich nach zähen Verhandlungen am Donnerstag vergangener Woche im Grundsatz auf ein Schätzverfahren („synthetische Lastprofile“) geeinigt. Bisher hatten vor allem Stadtwerke bei wechselwilligen Kunden auf eine Umrüstung oder Neuinstallation von Stromzählern beharrt; nur so seien Versorgungsengpässe zu vermeiden. Dabei wären die Kosten für neue Zähler allerdings so hoch gewesen, dass sich für neue Anbieter wie Yellow oder Ares das Abwerben von Privatkunden bei ihrem bisherigen Versorger kaum gelohnt hätte. Durch das neue Verfahren, bei dem der Energieverbrauch typischer Haushalte anhand von Erfahrungsdaten geschätzt wird, könnten neue



Überlandleitungen und RWE-Kraftwerk (in Niederaußem)

Anbieter die notwendige Menge Strom völlig unproblematisch durch fremde Netze zu ihren Kunden schicken. Wird die Vereinbarung – wie geplant – Anfang nächsten Jahres umgesetzt, steht einem wirklichen Wettbewerb um private Stromkunden nichts mehr im Wege.



Anleihe der Stadt Dresden

AUSLANDSSCHULDEN

Sachsen will zahlen

In den Streit um Milliarden-Rückzahlungen sächsischer Anleihen aus der Vorkriegszeit kommt Bewegung: Sachsen will nun seine Pfund-Anleihe aus dem Jahr 1927 tilgen. Noch im Februar dieses Jahres hatte sich das Land geweigert, die Schulden zurückzuzahlen. Damals forderten einige Gläubiger

über die amerikanische Anwaltskanzlei Baker & McKenzie einen Teil der ausstehenden 528 780 Pfund aus den alten Anleihen ein (SPIEGEL 4/1999). Im Frühsommer sprachen hochrangige Vertreter der Bank of England den sächsischen Ministerpräsidenten Kurt Biedenkopf auf die Papiere an. Seither hat es weitere Gespräche zwischen der britischen Zentralbank und dem Freistaat Sachsen gegeben. Einem Brief der Parlamentarischen Staatssekretärin im britischen Außenministerium, Baroness Scotland, zufolge wollen die deutschen Vertreter „eine Lösung finden“. Das sächsische Finanzministerium hatte zudem Professor Ulrich Fastenrath von der TU Dresden beauftragt, die Angelegenheit zu prüfen. Ein Insider aus dem Ministerium: „Dem Gutachten nach müssen wir zahlen.“ Sollte der Freistaat seine Schulden aus den zwanziger Jahren tilgen, müssen wohl auch acht bis heute unbediente und an den Goldpreis gekoppelte Dollar-Anleihen zurückgezahlt werden. Den Städten Dresden und Leipzig sowie den Ländern Sachsen und Sachsen-Anhalt drohen aus diesen Forderungen Zahlungen von insgesamt über 13 Milliarden Mark.

LANDESBANKEN

Poker um Anteile

Die Verflechtung der deutschen Landesbanken geht weiter. Vorige Woche hat Bayerns Finanzminister Kurt Faltthäuser ein Angebot für den Kauf von 25 Prozent der Landesbank Hessen-Thüringen (Helaba) abgegeben. Die Bayerische Landesbank (BL), die je zur Hälfte dem Freistaat und den Sparkassen gehört, hätte das Institut am liebsten ganz übernommen. Der „Charme des Finanzplatzes Frankfurt“ (BL-Chef Alfred Lehner) lockte. Die 54 Sparkassen in Hessen und Thüringen aber, denen die Helaba vollständig gehört, sind lediglich bereit, 49 Prozent abzugeben. Die aber wollte Faltthäuser nicht. Möglich wäre jetzt, dass die freien 24 Prozent von den Ländern Hessen und Thüringen übernommen werden. Noch ist allerdings auch nicht ganz sicher, dass Bayern sein Viertel bekommt. Die Landesbanken in Stuttgart, Düsseldorf und Hannover bieten mit. Der Verkauf soll zwischen 1,5 und 2 Milliarden Mark bringen.



Faltthäuser

DRESDNER BANK

Ex-Vorstand berät Konkurrenz



BAUMGARTEN BILDARCHIV

Einen harten Schlag im Geschäft mit Börseneinführungen von Unternehmen muss die Dresdner Bank derzeit verkraften. Der für den Geschäftszweig zuständige Manager, Lutz Weiler, hat die Bank vor einigen Wochen verlassen und mit einem Ex-Kollegen aus dem Institut die Corporate Finance Consult (CFC) gegründet, sie soll Firmen vor allem bei Börsengängen beraten. Inzwischen beschäftigt die CFC insgesamt ein Dutzend ehemalige Dresdner-Bank-Mitarbeiter. „Wir haben niemanden abgeworben“, beteuert Weiler, „die Leute wollten einfach zu uns.“ Hinter Weiler und seiner CFC, so heißt es in Frankfurter Bankerkreisen, steht auch ein prominenter Ex-Vorstand der Dresdner: der wegen Steuerhinterziehung im Dezember 1997 zurückgetretene Hansgeorg Hofmann. Weiler bestätigt „enge Kontakte“ zwischen Hofmann und CFC. Der ehemalige Vorstand gilt als exzellenter Investmentbanker mit ausgezeichneten Kontakten, der der CFC als Berater und Kundenvermittler gute Dienste leisten kann.



W. V. BRAUCHITSCH

Hofmann,
Dresdner-Bank-Zentrale



Bau einer ICE-Strecke

RECHNUNGEN

Schlechte Zahlungsmoral

Ingenieure und Bauplaner kritisieren die immer schlechter werdende Zahlungsmoral von Behörden und Staatsunternehmen wie der Deutschen Bahn. Nach einer Umfrage der Berliner Bundesingenieurkammer übersteigen die offenen Forderungen an staatliche Einrichtungen in vielen Planungsbüros bereits 30 Prozent des gesamten Honorarumsatzes. Demnach betrage die Summe der unbezahlten Rechnungen von Bund, Ländern, Gemeinden und deren Unternehmen hochgerechnet bis zu 230 Millionen Mark. Insbesondere die Bahn-Tochter DB Netz AG, zuständig für Ausbau und Betrieb der Schienenwege, treibe viele Ingenieurbüros durch die zögerliche Begleichung der Rechnungen nahe an den Ruin. In einem internen Schreiben hat DB Netz den teils „unmöglichen Zustand“ der eigenen Zahlungsmoral bereits eingestanden und Besserung versprochen. Die niedersächsische Ingenieurkammer reagierte auf die säumigen Kunden inzwischen mit der Einrichtung eines kammereigenen Inkasso-Büros, das für 100 bis 300 Mark zahlungsunwillige Firmen und Behörden auf Trab bringen soll.

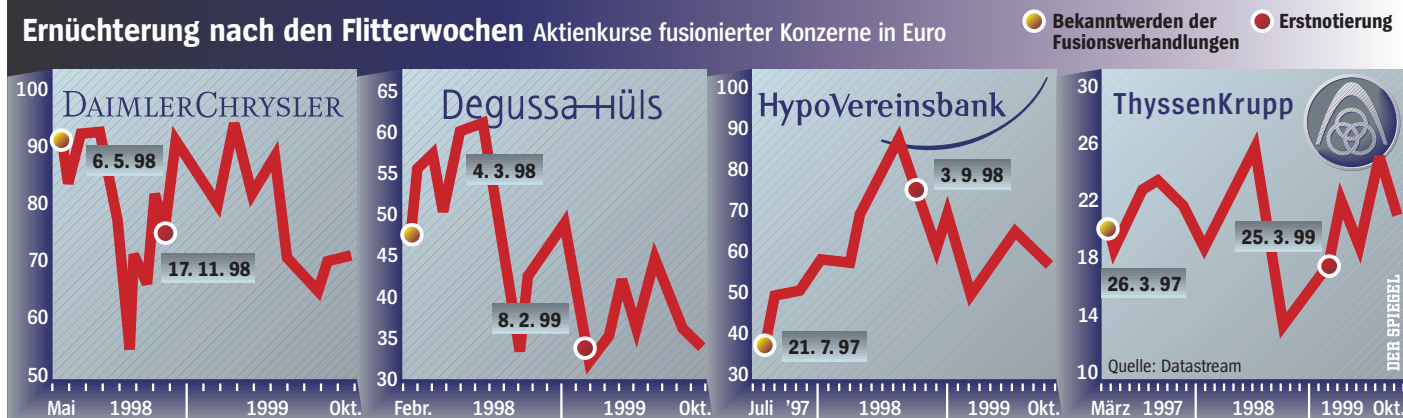
VERSICHERUNGEN

Fahndung nach Betrügern

Die deutsche Assekuranz will verstärkt gegen Versicherungsbetrüger vorgehen. Nachdem die Branche schon in den vergangenen Jahren ungewöhnliche Schadensmeldungen zunächst an Sachverständige weiterreichte, setzt sie nun zusätzlich eine spezielle Computer-Software namens „Uniwagnis“ ein, um Versicherungsbetrüger zu entlarven. Bei dem neuen Prüfverfahren, das nach Ansicht des Gesamtverbands der Deutschen Versicherungswirtschaft datenschutzrechtlich

„absolut unbedenklich“ ist, werden die „Art des Schadens, die Beschaffenheit der Beweismittel sowie Hinweise auf Rechnungen und Belege“ einer Punktbewertung unterzogen. Danach sortiert der Computer automatisch alle Schadensmeldungen aus, bei denen ein Betrugsverdacht besteht. Damit hofft die Branche, auch kleinen Betrügereien auf die Schliche zu kommen. Denn bei der Mehrzahl der entdeckten Versicherungsbetrügereien liegen die Schadenssummen zwar unter 1000 Mark und betreffen vor allem elektronische Geräte, Brillen und Autos. Insgesamt aber schlagen diese Fälle bei den Haftpflichtversicherern jedes Jahr mit 350 Millionen Mark zu Buche.

Ernüchterung nach den Flitterwochen Aktienkurse fusionierter Konzerne in Euro



BÖRSE

Frust mit Fusionen

Aktionäre, die nach der Ankündigung von Fusionen auf schnelle Gewinne hoffen, werden oft enttäuscht. Zwar steigen die Papiere in aller Regel in einer ersten Euphorie. Doch ist die Firmenehe erst einmal perfekt, schneiden die Aktien der fusionierten Unternehmen häufig schlechter ab als der Markt. „Die Anleger erwarten zu viel – und sie erwarten es zu schnell“, sagt Barbara Haas, Chefanalystin bei Salomon Smith Barney in Frankfurt. Häufig nämlich treten bei Fusionen Schwierigkeiten mit der Integration der unterschiedlichen Firmenkulturen auf. Eklatantestes Beispiel dafür ist DaimlerChrysler. Aber auch die Software macht Schwierigkeiten. Passen die Systeme der verschmolzenen Firmen nicht zusammen, gerät oft der Produktionsablauf ins Stocken – die Effizienz der Firma leidet erheblich. Ein weiterer Stolperstein bei Firmenhochzeiten sind ungeahnte Altlasten aus einem der Unternehmen – wie die faulen Kredite über 3,5 Milliarden Mark, die HypoVereinsbank-Chef Albrecht Schmidt in den Büchern der ehemaligen Hypo-Bank fand. Ob eine Fusion dennoch erfolgreich war, zeigt sich nach Meinung der Analystin Haas erst nach drei bis fünf Jahren.

ANLAGE-STRATEGIEN

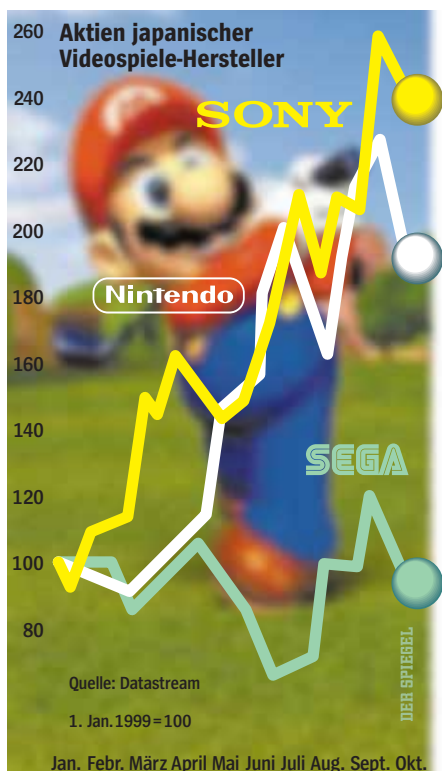
Top 10 schlägt Dax

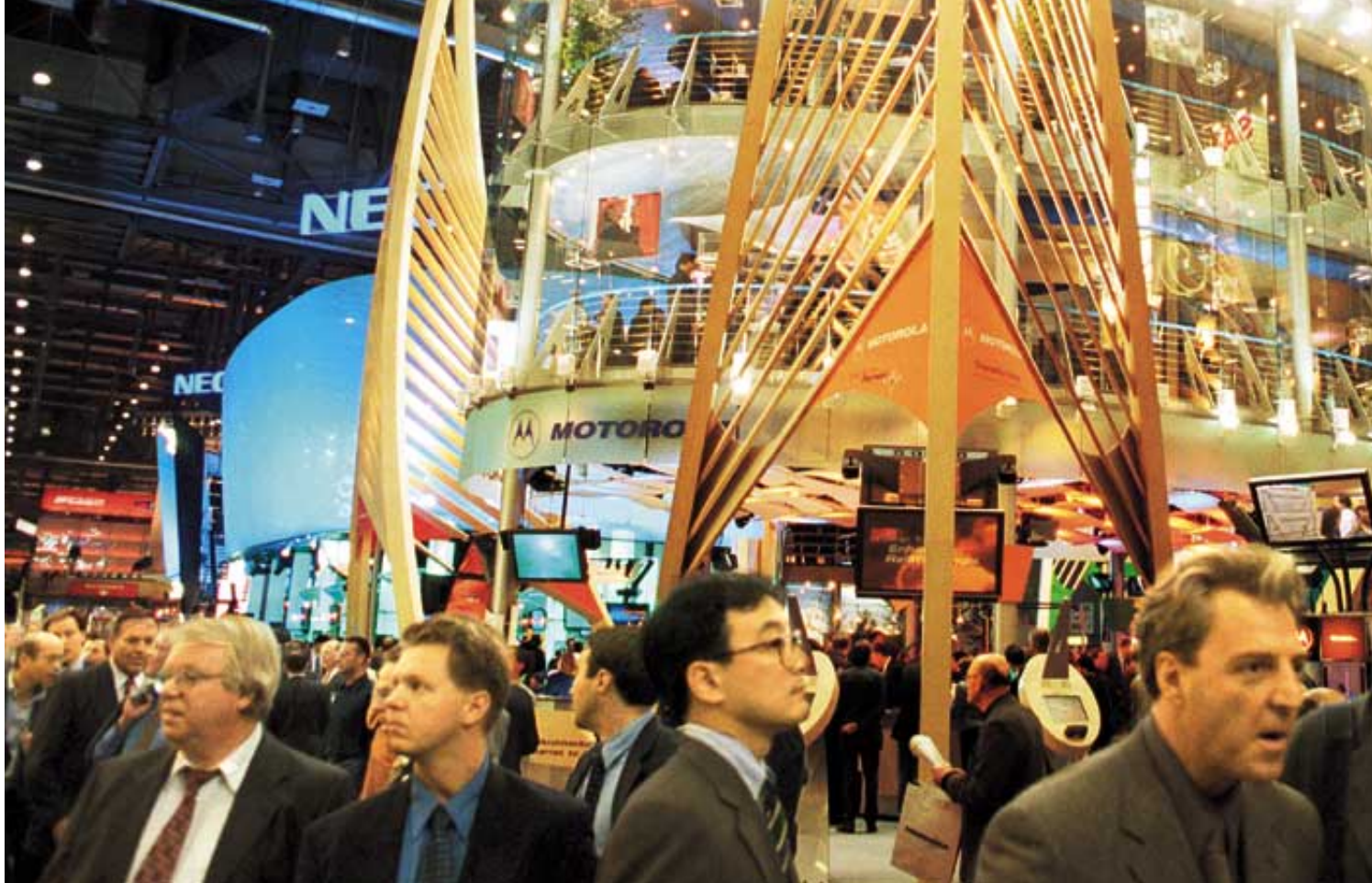
Langfristig orientierte Anleger sollten sich gerade in unruhigen Börsenzeiten wieder auf altbewährte Strategien besinnen, rät Frank Heinemann vom Brokerhaus Prudential-Bache. Die von ihm empfohlene Methode „Top 10“ ist besonders einfach. Danach werden aus einem Bündel sehr liquider Standardwerte, etwa den 30 Titeln im Dax, die zehn Aktien mit den höchsten Dividendenrenditen ausgewählt. Diese zehn Werte, das lehrt die Erfahrung, schneiden langfristig fast immer besser ab als der Index. So stieg der Dax in den 25 Jahren von 1974 bis 1998 im Schnitt um 10,7 Prozent, die zehn besten Werte jedoch schafften 17,3 Prozent. Noch etwas größer war der Zuwachs nach der Methode „Low 5“, bei der von den „Top 10“ die fünf Aktien mit den niedrigsten Kursen ausgewählt werden. Ein Aktiendepot von 100 000 Mark mit allen Dax-Aktien wäre in dieser Zeit auf 1,3 Millionen Mark angewachsen, wenn alle Dividenden wieder angelegt worden wären. Nach der Strategie „Top 10“ hätte dieses Depot jedoch einen Wert von 5,4 Millionen Mark, nach „Low 5“ sogar von 6,34 Millionen Mark erreicht. Nur einmal jährlich nach Ablauf der Spekulationsfrist, so der Experte Heinemann, sollte die Aktienausswahl überprüft werden. Die derzeitigen „Top 10“ aus dem Dax seien Luft-hansa, MAN, Bayer, Commerzbank, RWE, DaimlerChrysler, BASF, Metro, Veba und Linde. Die ersten fünf Werte aus dieser Titelliste sind die „Low 5“.

AKTIEN

Sega-Attacke verpufft

Das Geschäft mit Videospielen treibt zunehmend den Aktienkurs des Elektronikriesen Sony, die Konkurrenten Nintendo und Sega haben das Nachsehen. Als der Konzern Mitte September seine neue Spielkonsole „Playstation 2“ vorstellte, schoss der Kurs in wenigen Tagen um mehr als 15 Prozent auf ein Rekordhoch. Dabei hatte sich der Preis für das Sony-Papier seit Ende vergangenen Jahres schon mehr als verdoppelt. Damals fürchteten die Anleger noch, dass der Angriff des Erzrivalen Sega den Verkauf der „Playstation“ beeinträchtigen könnte. Als dem hoch verschuldeten Unternehmen mit seiner Spielkonsole „Dreamcast“, die jetzt auch in Deutschland verkauft wird, ein fulminanter Start in den USA gelang, schöpfen die Sega-Aktionäre neue Hoffnung – bis Sony seinen „Playstation“-Nachfolger vorstellte und damit den Kursauftrieb von Sega und Nintendo bremste.





Besucher auf der „Telecom 99“ in Genf: Einwöchiges Paralleluniversum der Telefongesellschaften und Mobilfunkbetreiber, in dem es

TELEKOMMUNIKATION

Die Herren der Netze

Alle vier Jahre treffen sich die Großen der Telekommunikation, und nie hatten sie mehr Grund, sich selbst zu feiern: Ihre Branche ist die Kraftmaschine der Weltwirtschaft, sie treibt – im Verbund mit Internet- und Computerfirmen – den globalen Strukturwandel voran.

So ganz geheuer war Bill Gates die Demonstration nicht. Die Hüfte leicht vorgeschoben, den Finger dauerhaft an der Unterlippe, verfolgte er in Grübler-Pose, wie sich ein Microsoft-Mitarbeiter mit dem Mobiltelefon durchs Internet arbeitete – um nach langem Umherklicken endlich eine Pizza zu bestellen.

Zwar entfuhr Gates auf dem Weg zurück ans Rednerpult ein pflichtschuldiges „Fascinating“ – doch so recht wohl fühlt er sich noch nicht in der neuen Ära, in der plötzlich kleine Handys die Aufgaben großer Computer übernehmen. Angesichts der Entwicklung habe zwar auch Microsoft seine „Vision geändert“, so Gates – doch seine eigentliche Botschaft klang fast trotzig durch die Zeilen: Der gute alte PC ist noch lange nicht tot.

Das ist er sicherlich nicht, aber Gates wird umdenken müssen. Wie die Zukunft aussieht, konnte er während seines Besuchs

auf der „Telecom 99“ in Genf besichtigen. Für die weltgrößte Telekommunikationsmesse, die am vergangenen Sonntag zu Ende ging, errichteten Telefongesellschaften und Mobilfunkbetreiber eine Art Paralleluniversum. Eine Welt, in der es permanent klingelt und piept und in der aus dem Handy ein Wunderding geworden ist, mit dem man faxen, fernsehen oder sich eine Cola am Automaten ziehen kann (siehe Seite 125). Telefonieren geht natürlich auch noch.

Längst ist der Kampf entbrannt, wer in dieser neuen Welt das Sagen hat. Fast über Nacht entstehen neue Großkonzerne durch enormes Wachstum, durch Zusammenschlüsse zwischen Telefonkonzernen und durch vielfältige Allianzen über Branchengrenzen hinweg.

Geradezu explosionsartig hat sich der Wert der Telekommunikationskonzerne binnen weniger Jahre vervielfacht. Gegen

die Mega-Deals der Telekommunikationsbranche verblassen selbst die Fusionen in der Autoindustrie: Vor zwei Wochen schluckte die US-Telefongesellschaft MCI-Worldcom für rund 123 Milliarden Dollar den Konkurrenten Sprint – die größte Firmenübernahme der Geschichte. „Wachsen oder sterben“, fasst ein Manager die herrschende Mentalität zusammen.



Computer-Bosse Fiorina, Gates, Gerstner: „Die



permanent klingelt und piept

„Wir stehen vor einem fundamentalen Wandel von allem, was wir tun“, sagt Lou Gerstner, Chef des weltgrößten Computerkonzerns IBM, der das Geschäft im Bereich des E-Commerce, des Handels über das Internet, verstärkt ausbauen will. Millionen von Menschen, die sich bisher keinen Computer leisten konnten, würden durch mobile Telefone und Zusatzgeräte fürs Fernsehen, so genannte Set-top-Boxen, Zugang zum Internet bekommen. Um im „mobilen Millennium“ ordentlich mitzuverdienen, setzt Gerstner auf Allianzen mit der Telekomindustrie. „Die Tanzfläche ist voll, und wir haben die Wahl.“

Längst ist die Telekommunikation zur bedeutendsten Branche der Welt geworden, weit wichtiger als etwa das Automobilgeschäft, das die Industriegesellschaft der vergangenen Jahrzehnte prägte.

Eine neue Ära hat begonnen, die die Amerikaner bewundernd „new economy“ nennen – deutsche Intellektuelle sprechen



FOTOS: ITU

Tanzfläche ist voll, wir haben die Wahl“

vom „digitalen Kapitalismus“: eine Wirtschaft, die auf Kommunikation beruht, dem digitalisierten Austausch von Sprache, Bildern und Daten, mit einer Infrastruktur aus Kabelnetzen und Satelliten.

In dieser Hightech-Ökonomie von morgen sind die Grenzen zwischen Soft- und Hardwareherstellern, Netzbetreibern und Inhaltelieferanten fließend, und das Internet gibt ihr einen weiteren gewaltigen Schub.

So viel Wandel war nie – jedenfalls nicht, seit die Dampfmaschine die Agrargesellschaft beendete und das Industriezeitalter einleitete. Und die Entwicklung hat gerade erst begonnen.

Kein Wunder, dass auf der Telecom in Genf Goldgräberstimmung herrschte: „The One Trillion Dollar Industry“ („Newsweek“) rechnet damit, dass die Zahl der Mobilfunknutzer in den nächsten fünf Jahren auf eine Milliarde anwächst und in vielen Ländern die Zahl der Festnetzanschlüsse übersteigt. Im Jahr 2003 sollen sich über 500 Millionen Menschen im Internet treffen, dort Handel treiben und soziale Kontakte pflegen.

Netzausrüster wie die US-Firma Avici Systems frohlocken bereits über eine Art Quassel-Spirale: Je mehr kommuniziert wird, desto billiger wird die Technik, was wiederum zu mehr Kommunikation führt.

Und die Computer-Managerin Carleton Fiorina, Chefin des kalifornischen Herstellers Hewlett-Packard (HP), schwärmt von einer „e-service-world“, die derzeit von Computer- und Telekommunikationsindustrie gemeinsam erschaffen wird. Für Firmen wie HP breche eine goldene Ära „komplexer Bündnisse“ an – „niemand ist mehr nur Partner oder nur Wettbewerber“.

Die Entwicklung sei bedeutender als die industrielle Revolution, glaubt auch IBM-Boss Gerstner, weshalb sich die virtuellen Datenvorräte in Zukunft mit allen möglichen Geräten anzapfen lassen sollen: dem Fernseher etwa, dem elektronischen Terminplaner oder auch einer Brille, die die Websites auf die Gläser projiziert.

Staatliche Intervention – da sind sich die Global Player einig – habe bei der Verschmelzung von Telekommunikation und Internet tunlichst zu unterbleiben. „Wenn es jemals einen Markt gegeben hat, der einer minimalen Regulierung bedarf, dann dieser“, sagt Michael

Armstrong, Präsident der amerikanischen AT&T, der nach Nippon T & T zweitgrößten Telekomgesellschaft der Welt.

Der freie Wettbewerb generiere die besten Lösungen, so Armstrong, und erst wenn alle ungehindert über den Informationshighway rauschen könnten, werde der Abstand zwischen den „Haves and Have-nots“ kleiner. „Das ist die erste Revolution in der Geschichte, die keine Verlierer kennt.“

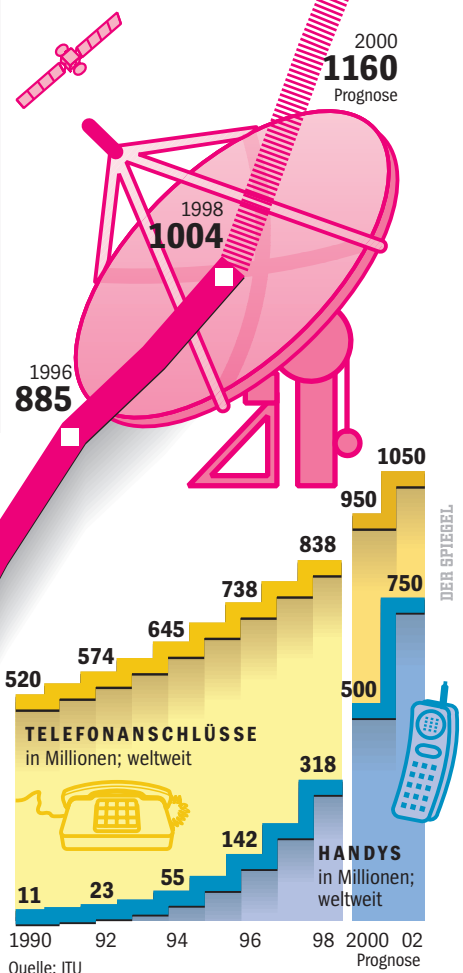
Die branchentypische Mischung aus Pioniergeist und Welterlösertum kommt besonders in den Vereinigten Staaten gut an: Schon vor Jahren hatte ein amerikanischer Politiker vorgeschlagen, den Arbeitslosen im Lande die Unterstützung zu streichen und sie stattdessen zwecks Selbstversorgung mit Handy und Laptop auszurüsten – wer fit sei, wisse sich damit schon zu helfen.

Auch in Genf ließ sich gesunder Geschäftssinn prima mit humanitären Anliegen verbrämen. So erzählte AT&T-Boss Armstrong die anrührende Geschichte ei-

Wachstumsmotor Kommunikation

Weltweiter Umsatz in Milliarden Dollar

TELEKOMMUNIKATION



ner Frau in einem Dorf in Bangladesh, die dank des Mobiltelefons einer Nachbarin nun ihren Taxi fahrenden Sohn in New York City erreichen könne.

Und der Generalsekretär der in Genf beheimateten International Telecommunication Union, Yoshio Utsumi, parlierte einmal mehr über seinen Traum von der glasfasergestützten Völkerverständigung: ein Handy, das die verschiedensten Sprachen simultan übersetzt. Ein kühnes Unterfangen angesichts der Tatsache, dass rund die Hälfte der Weltbevölkerung noch nie ein Telefongespräch geführt hat.

Wie weit das viel beschworene Global Village der Telekommunikation tatsächlich noch entfernt ist, zeigten in Genf die Vertreter der Entwicklungsländer. So präsentierte Ägypten unter einer kleinen Plexiglas-Pyramide das vergilbte Foto von einem öffentlichen Fernsprengerät, und Iran stellte zum Ausweis seiner Modernität lediglich drei bunte Telefone nebeneinander.

Aus Afrika war eine südafrikanische Delegation angereist – dem einzigen Land auf dem Kontinent, in dem es gute technische Voraussetzungen zur Telekommunikation gibt. Statt des von den amerikanischen Medien-Multis beschworenen Zusammenwachsens der Kulturen prophezeien Experten, dass das Internet die Lücke zwischen Erster und Dritter Welt noch weiter vergrößern wird. Schuld seien die mangelnde Bildung und die schlechte Infrastruktur. Angesichts der angloamerikanischen Dominanz in der virtuellen Welt warnt auch Uno-Generalsekretär Kofi Annan vor einem „digitalen Graben“.

Doch auch in den Industrieländern erfährt die e-Euphorie so manchen Dämpfer – nicht zuletzt weil die Kundenwünsche zuweilen weit hinter dem technisch Machbaren zurückbleiben. So wurde in Genf wieder einmal das ungeliebte Bildtelefon beworben, und auch die Satellitentelefone des Herstellers Iridium finden auf Erden bislang kaum Freunde.

Nun steht die Firma, die für rund fünf Milliarden Dollar Satelliten ins All geschossen hat, kurz vor dem Konkurs. Sie hat sich schwer in der Zielgruppe vertan und schlichtweg nicht einkalkuliert, dass es nicht allzu viele Geschäftsleute gibt, die aus dem Dschungel heraus oder im Polarmeer operieren. Inzwischen umwirbt Iridium tapfer die Besatzungen von Bohrinseln oder wehmütige Matrosen, die ihre Heuer lieber für ein klobiges Telefon mit daumendicker Antenne als für das Bordell im nächsten Hafen sparen.

Solche kleinen Rückschläge, und sind sie auch milliardenschwer, können die allgemeine Euphorie nicht dämpfen: Die Herren der Netze feiern sich derzeit als die neuen Herren der Welt, das Genfer Messe-Motto „Join the world“ wäre jeder Love-Parade würdig gewesen.

Doch nicht nur Afrikaner und Asiaten schauen beim globalen Monopoly bislang weitgehend zu. Auch die Europäer spielen zwischen all den Microsofts und IBMs, AT&Ts und MCI-Worldcoms Nebenrollen – die wichtigste wird vom finnischen Handy-Hersteller Nokia unter Leitung des Ingenieurs Jorma Ollila besetzt.

Die Deutschen sind nur Statisten im weltweiten Kampf um die Vorherrschaft in der Netz-Gesellschaft. Die großen Kon-

zerne entstehen in anderen Ländern, die Innovationen ebenso.

Da wirkte es fast rührend, dass der Zentralverband der Elektrotechnik- und Elektronikindustrie in Genf eine politisch flankierte Initiative zur Schaffung neuer Arbeitsplätze in der Kommunikationsbranche forderte. Dabei sind zur Zeit 75 000 Stellen unbesetzt, weil die Firmen schlichtweg keine qualifizierten Kräfte finden.

Lange Gesichter gab es in Genf auch unter den Abgesandten der Deut-

schen Telekom – mit 36 Milliarden Euro Umsatz immerhin Europas größter Kommunikationskonzern. Nach dem Scheitern der Übernahme von Telecom Italia, dem Zerwürfnis mit der France Télécom und dem bevorstehenden Ausstieg beim gemeinsamen Joint Venture Global One gilt die Globalisierungsstrategie von Telekom-Chef Ron Sommer als weitgehend gescheitert.

Und so verloren sich, während ringsum Partystimmung herrschte, in einer Halenecke nur ein paar schlecht gelaunte Mitarbeiter und einige magentafarbene Lichtwürfel. Allein gelassen auch von ihrem Chef – der trotz Ankündigung im Programmheft nicht erschienen war.

Ein Trost immerhin, dass in der Telekommunikationsbranche derzeit schneller als anderswo Gewinner und Verlierer wechseln. Manchmal reicht eine Übernahme, um aus einem Zuschauer einen aussichtsreichen Mitspieler zu machen.

In vier Jahren, da sind sich Experten sicher, können sich viele Firmen das Geld für Genf sparen – weil sie bis dahin von den hungrigen Konzernen geschluckt sein werden. Die Amerikaner haben bereits angekündigt: Die nächste Runde werde in Europa ausgespielt.

OLIVER GEHR



Nokia-Chef Ollila



L. GILLIERON / KEYSTONE

Drahtloses Bildtelefon von NTT: Aufgerüstete Daten-Handys als Dividenden-Motor

Allzweckwaffe der Cyberwelt

Das Handy wird neu erfunden.

Nach dem E-Commerce soll jetzt das mobile Handeln die Geschäftswelt revolutionieren.

Immer wieder lächelt die junge japanische Dame im schwarz gestreiften Kleid in das kleine elektronische Auge vor sich. Ein paar Meter weiter sorgt dies bei einer Gruppe europäischer und asiatischer Herren für Heiterkeitsausbrüche. Die feixende Schar beugt sich über ein Gerät, das auf den ersten Blick wie ein mittelgroßes Handy aussieht.

Doch das Display des Apparats zeigt mehr als die üblichen grünlichen Zeichenfolgen: Auf einem Mini-Bildschirm ruckt das farbige Abbild der lächelnden PR-Dame. Übertragen wird das Filmchen drahtlos per Funk.

So bewies der japanische Mobilfunkkonzern „NTT DoCoMo“ auf der Genfer „Telecom 99“, dass Mobiltelefone mehr leisten können als den Austausch schlichter Sprach- und Textbotschaften. Die Industrie rüstet das Handy zur Allzweckwaffe des Informationszeitalters auf.

Während Europäer und Amerikaner noch über die technischen Standards der schnurlosen „Megamedia“-Welt streiten, hat die Zukunft in Japan bereits begonnen.

Seit acht Monaten ist NTT DoCoMo, ein Ableger der ehemals staatlichen Telefongesellschaft NTT, mit dem Datendienst „i-mode“ auf Sendung. Für umgerechnet 5,50 Mark im Monat plus 5 Pfennig je 120 übertragene Zeichen kann der Telefonkunde mit NTT-Handys Geld überweisen,

Aktienkurse abrufen, Theatertickets reservieren und in Kürze auch mit Netzspielen die Telefonrechnung in die Höhe treiben.

I-mode ist ein Riesenerfolg. Obwohl erst im Februar eingeführt, haben in Japan bereits zwei Millionen Handy-Nutzer das Angebot abonniert, täglich stoßen bis zu 18 000 neue Kunden dazu.

Noch erreichen die Informationen das mobile Gerät mit langsamen 9600 Bit pro Sekunde, gerade genug für die Übertragung von Text. Doch spätestens nächstes Jahr, wenn auch in Europa schnellerer drahtloser Datenverkehr eingeführt ist, mutiert der Fernsprecher vollends zur tragbaren Internet-Station. Auf ihren Messeständen zeigten die Aussteller in Genf bereits Studien von Armbanduhren mit Bildschirm und digitalen Organizern mit farbiger Bildübertragung aus dem Internet.

In Europa allerdings kommt der Fortschritt nur schleppend in Schwung. „Als ehemaliger Staatsbetrieb und Quasi-Monopolist“, rechtfertigt sich Bo Albertson vom schwedischen Mobilfunk-Unternehmen Ericsson, „musste sich NTT nicht um Standards kümmern.“ Erst im April letzten Jahres einigte sich die Industrie auf den Daten-Standard „Wireless Application Protocol“ (Wap). Erst er stützt umfangreiche Webseiten auf Handy-kompatible Maße.

Gemessen an den neuen Sendetechniken verläuft die heutige Funkübertra-

gung im Kriechgang. Trotzdem verhindern politische Interessen und Lizenzstreitigkeiten zügige Entscheidungen. So belegen in den USA die Militärs Frequenzen, die in Europa für die Handys vorgesehen sind; Ericsson stritt sich unterdes mit der amerikanischen Firma Qualcomm darüber, wer den in den USA bevorzugten CDMA-Standard erfunden hat.

Immerhin liegt inzwischen der Fahrplan für die „3G“, die dritte Generation des Mobilfunks, weitgehend fest. Schon nächstes Jahr werden über E- und D-Netze in Deutschland Daten so schnell wie über einen ISDN-Telefonanschluss übertragen werden können. Etwa zwei Jahre später sollen dann einzelne Sendetürme in den Zentren großer Städte Informationen mit bis zu 31facher ISDN-Geschwindigkeit schicken.

Noch ist die teure Infrastruktur nicht installiert, trotzdem halten die Hersteller schon jetzt das benötigte digitale Kleingerät für fast alle Standards bereit. In bis zu vierstöckigen Messepalästen stellten Hersteller wie Nokia, Ericsson und Motorola auf der Telecom 99 das kommende Wap-Instrumentarium vor. Die allgegenwärtige Botschaft: Die aufgerüsteten Daten-Handys sind der zukünftige Dividenden-Motor der Branche. Jede technische Entwicklungsstufe fordert neue Gerätschaften. Nach Schätzungen des finnischen Telekom-Unternehmens Sonera wird die Anzahl der Mobiltelefone von heute rund 300 Millionen bis zum Jahr 2005 auf 1,1 Milliarden Stück anschwellen, 700 Millionen davon Wap-Versionen.

Mit den neuen Apparaten naht eine völlig veränderte Geschäftswelt. Bisher läuft der E-Commerce, der Handel per PC und Internet, nur langsam an. Nun schickt sich „M-Commerce“, das mobile Geschäft, an, den elektronischen Handel zu revolutionieren.

Als eines der ersten Unternehmen in Deutschland hat die Deutsche Bank mit dem finnischen Mobilfunk-Unternehmen Nokia eine Kooperation vereinbart, um Internet-Seiten in Wap-Standard zu komprimieren. Pro Sieben, Reuters und SPIEGEL Online werden in Kürze Nachrichten im Wap-Format versenden. Im Jahr 2005, so die Sonera-Prognose, sollen mehr Menschen über Wap-Telefone ins Internet drängen als über den PC.

Der tragbare Verkaufsschalter eröffnet auch die Möglichkeit ganz neuer Deals. So weiß der Betreiber eines Mobilfunk-Netzes nicht nur, dass der Handy-Besitzer online

ist, sondern auch, wo er sich gerade aufhält. „Das Telefon kann beantworten, wo in der Nähe ein Restaurant ist“, sagt Niklas Savander von Nokia, „und McDonald's könnte dafür zahlen, dass ihre Filiale um die Ecke dabei zuerst genannt wird.“ Der Kunde, der diese Art der Werbung zulässt, müsse dann weniger für den Anruf bezahlen.

Solche und andere Ideen können mit Wap nicht nur im Wochentakt ausgedacht, sondern auch verwirklicht werden. „Bisher musste ein Netzbetreiber jede neue Funk-



Mobile Internet-Station von Ericsson (Model)
Wo ist das nächste Restaurant?



Handy-Studie von NTT*

tion in seine Handys einbauen lassen“, sagt Savander, „das dauerte bis zu neun Monate.“ Mit Wap genügt es, ein neues Programm aufzurufen, und schon funktioniert das drahtlose Ticketbuchen.

Wenn aber die schöne neue M-Welt europäische Kunden anziehen soll, muss die Industrie noch ein zentrales Problem lösen: Wie lässt sich die Sicherheit und Anonymität des Datenverkehrs garantieren? Noch immer scheitert der Online-Waschmaschinenkauf oft am Misstrauen der Kunden, die

dem Medium ihre Kreditkartennummer nicht anvertrauen mögen.

Stefan Engel-Flehsig, ehemals im Forschungsministerium zuständig für Sicherheitsfragen im Internet, jetzt bei Sonera, hält das Problem in Teilen für unlösbar. Wer von den Diensten profitieren wolle, der werde seine Anonymität häufig aufgeben müssen.

Manche Wapisten haben kaum Chance, sich gegen Übergriffe der neuen Mobiltechnik zu wehren. Auf der Telecom 99 stellte Ericsson beispielsweise ein handliches Gerät für Eltern vor, mit dem sich eine Sicherheitszone für das Kind definieren lässt. Krabbelt der Sprössling zu weit durch die Rabatten, schickt eine elektronische Kinderfessel eine Botschaft an die Mutter des Delinquenten: „Ihr Kind hat gerade die Sicherheitszone verlassen. Möchten Sie mit ihm sprechen?“ Big Mama is watching you. **HARRO ALBRECHT**

* Kamera am Gerät, Bildschirm im Armband, Empfang über Kopfhörer.



Airbus-Montage (in Finkenwerder): „Gut für Frankreich, für Deutschland und Europa“

LUFTFAHRT

Hochzeit mit Ausstiegsklausel

Die Fusion von Dasa und Aérospatiale Matra ist nur der erste Schritt zur Neuordnung der europäischen Airbus-Bauer. Doch der dritte Partner, British Aerospace, mauert.

Die sieben Männer, die Anfang Juli in dunklen Mercedes-Limousinen bei Feinkost-Käfer in München vorfuhren, achteten darauf, nicht gesehen zu werden. Eilig hasteten DaimlerChrysler-Chef Jürgen Schrempp und Jean-Luc Lagardère, Chef des gleichnamigen französischen Mischkonzerns, mit ihren Mitarbeitern in eines der Séparées.

Dem Treffen war eine ganze Reihe heimlicher Zusammenkünfte in Großbritannien, der Schweiz und auf Mallorca vorausgegangen. In München wurde sich die Herrenrunde einig. Die Bosse von DaimlerChrysler und dem französischen Firmenkonglomerat Dasa und Aérospatiale Matra zu vereinigen.

Am vergangenen Donnerstag wurde der Superdeal, von dem der SPIEGEL (30/1999) schon Ende Juli berichtet hatte, dann verkündet. Es war einer jener Tage, an denen Fotografen ihre Weitwinkel-Objektive aufsetzen müssen, weil so viele wichtige Menschen sich gleichzeitig ins Scheinwerferlicht drängen: die Regierungschefs von Frankreich, Lionel Jospin, und Deutschland, Gerhard Schröder, die Konzernlenker Lagardère und Schrempp sowie der französische Finanzminister Dominique Strauss-Kahn.

Es war auch einer der Tage, an denen die Worte nicht groß genug sein können. Konzernchef Schrempp sprach von einem bahnbrechenden industriellen Beitrag zum

Zusammenwachsen Europas. Und Kanzler Schröder fand, die beschlossene Fusion sei „gut für Frankreich, gut für Deutschland und für Europa“.

Die um die Wette strahlenden Staatsmänner Schröder und Jospin signalisierten zugleich: Das deutsch-französische Verhältnis, angespannt unter anderem wegen des deutsch-britischen Memorandums zur Wirtschaftspolitik, des Schröder-Blair-Papiers, ist wieder ganz wunderbar. Nichts verrät, wie schwierig die Vorbereitungen der Fusion waren, bis Schrempp am vergangenen Donnerstag Kanzler Schröder anrufen konnte: „Gerhard, kommst du heute dazu?“

Noch in der Nacht vor der Pressekonferenz musste Schrempp wichtige Vermittlerdienste übernehmen: nicht zwischen Deutschen und Franzosen, sondern zwischen dem französischen Regierungschef Jospin und dem Industriellen Lagardère.

Jospin wollte verhindern, dass Lagardère, dessen Industriegruppe 33 Prozent an Aérospatiale Matra hält, einen der beiden Führungsposten im Kontrollgremium, dem Board des fusionierten Konzerns, erhält. Lagardère gilt dem Regierungschef

als unsicherer Kantonist, seit dessen Sohn vor einiger Zeit drohte, die Familie werde ihre Anteile an Aérospatiale Matra verkaufen, wenn der ebenfalls beteiligte französische Staat sich nicht zurückziehe.

Schrempp saß in Straßburg und telefonierte wechselweise mit Jospin und Lagardère, der drohte, die Fusion notfalls noch platzen zu lassen. Jospin stimmte dem Deal schließlich zu. Zur Pressekonferenz allerdings wollte der Regierungschef nur erscheinen, wenn er als erster Redner auftreten dürfte.

Es ging nicht nur um Eitelkeiten, sondern um ein französisches Nationalheiligtum, die Luft- und Raumfahrtindustrie. Einerseits wollte der Staat seinen beherrschenden Einfluss nicht aufgeben. Andererseits wuchs der Druck, dass die europäischen Hersteller sich zu einem schlagkräftigen Privatkonzern verbünden, der es gegen den US-Rivalen Boeing aufnehmen kann.

Schrempp und Lagardère waren sich einig, dass ihre Firmen nur fusionieren können, wenn der französische Staat sich aus dem Konzern zurückzieht. Wirtschaftsstaatssekretär Sigmar Mosdorf redete auf seine französischen Kollegen ein, Kanzler Schröder vermittelte, doch in Paris bewegte sich lange nichts.

Anfang September hatte Schrempp die Hoffnung fast aufgegeben. Der DaimlerChrysler-Chef flog zu Frankreichs Finanzminister Strauss-Kahn nach Paris, um dort, wie er einem Vertrauten erzählte, „mal den Schrempp zu machen“ – das heißt: richtig auf den Tisch zu hauen.

Doch Strauss-Kahn empfing den Deutschen freundlich mit einem Glas Rotwein und erklärte, noch bevor Schrempp lospoltern konnte, dass Frankreich auch an



Fusionsunterhändler*: „Gerhard, kommst du dazu?“

einer Fusion interessiert sei. Der Staat verringert seinen Anteil von knapp 50 auf 15 Prozent.

Der Zusammenschluss von Deutschen und Franzosen soll nur der erste Schritt zu einer Neuordnung der gesamten Luft- und Raumfahrtindustrie in Europa sein. Der

* Unternehmer Lagardère, Schrempp, Kanzler Schröder, Regierungschef Jospin, Finanzminister Strauss-Kahn bei der Pressekonferenz am 14. Oktober in Straßburg.



vereinte Konzern soll bald auch den spanischen Juniorpartner im Airbus-Konsortium, die Casa, übernehmen. Deutsche und Franzosen verfügen dann beim Airbus über eine Mehrheit von 80 Prozent. „Ich kann mir nicht vorstellen“, meint ein hoher Dasa-Manager, „dass die Briten unter diesen Umständen an ihren Anteilen festhalten wollen.“

Deutsche und Franzosen hoffen, dass die Briten ihren 20-Prozent-Anteil am Airbus-Konsortium veräußern. Doch die denken offenbar gar nicht daran. Mike Turner, Chef der Zivilflugzeugfertigung bei British Aerospace, ist sicher, dass Airbus nach der geplanten Umwandlung des losen Firmenverbundes in eine schlagkräftige Aktiengesellschaft schon bald bis zu 60 Milliarden Dollar wert sein wird. Von diesen Wachstumsperspektiven sollen die British-Aerospace-Aktionäre profitieren. „Wir sind uns im Vorstand absolut einig“, sagt Turner, „dass wir unsere Airbus-Anteile nicht verkaufen.“

Als kleiner Juniorpartner will sich British Aerospace im Airbus-Konsortium von dem neuen deutsch-französischen Konzern auch nicht behandeln lassen. „Wir haben“, so Turner, „schließlich ein Vetorecht.“

Ähnlich schwierig wird für den deutsch-französischen Luftfahrtkonzern der Umgang mit dem französischen Staat. Der verfügt zwar schon bald nur noch über 15 Prozent. Im Gegenzug allerdings ließ er sich ein Mitspracherecht dafür garantieren, wenn es um Zukäufe, Kapitalerhöhungen oder Fabrikschließungen geht. Das ist die „Kröte“ (Dasa-Chef Manfred Bischoff), die die Deutschen schlucken mussten.

Die Kröte kann noch viel Ärger bereiten. Bischoff hat den deutschen Konzern mit einem straffen Rationalisierungskurs schlank gemacht und fliegt üppige Gewinne ein. Die Franzosen schreckten vor harten Einschnitten bisher zurück. Allein im ersten Halbjahr erwirtschafteten sie einen Verlust von 210 Millionen Mark.

Wie schwach Aérospatiale Matra im Vergleich zur Dasa ist, zeigt sich an den Ver-

tragsbedingungen. Damit die Franzosen im neuen Konzern gleichberechtigt sind, darf die Dasa vor dem Zusammenschluss noch 6,6 Milliarden Mark an DaimlerChrysler überweisen. Außerdem übergibt sie ihre Tochter MTU, die einen Firmenwert von rund 2,9 Milliarden Mark repräsentiert, zuvor dem Mutterkonzern.

Die neue Holding des deutsch-französischen Luftfahrtkonzerns, die in den Niederlanden angesiedelt wird, erspart dem Unternehmen zwar Steuern, weil dort

nur 20 Prozent der Gewinne abgeführt werden müssen. Der Hauptgrund für diese Standortwahl aber war, wie ein DaimlerChrysler-Vorstand sagt, ein anderer: „Die Franzosen wollten nicht nach Deutschland, und wir wollten nicht nach Frankreich.“

Ähnliche Kompromisse gab es bei der Besetzung der Führung.

Der Aufsichtsratsvorsitz und die Geschäftsführung werden jeweils gleichberechtigt von einem Deutschen und einem Franzosen besetzt.

Dies ist nur eine Übergangslösung. Wie bei DaimlerChrysler wird bald nur noch ein Boss das Sagen haben. Ein Deutscher wird es kaum sein. Denn für DaimlerChrysler beginnt mit der Fusion der schrittweise Ausstieg aus dem Luft- und Raumfahrtgeschäft.

Schon bei der Hochzeit wurden die möglichen Scheidungsmodalitäten berücksichtigt. DaimlerChrysler ließ sich eine Ausstiegsoption aus dem neuen Konzern garantieren, falls der nicht wirtschaftlich geführt werden kann, weil Frankreich beispielsweise notwendige Rationalisierungsmaßnahmen blockiert.

In diesem Fall kann DaimlerChrysler nach Ablauf von drei Jahren eine so genannte Put-Option ziehen: Die Franzosen müssen auf Verlangen der Deutschen dann deren Anteil zum Marktwert übernehmen. Und der Stuttgarter Konzern wäre wieder, was er vor mehr als einem Jahrzehnt einmal war: ein reiner Automobilkonzern.

DINAH DECKSTEIN, DIETMAR HAWRANEK

Für DaimlerChrysler beginnt mit der Fusion der Ausstieg aus dem Luftfahrtgeschäft

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Leistungsangebot in Luxemburg“

WestLB-Chef Friedel Neuber über Steuerhinterziehung, legale Steuervermeidung und die Ermittlungen gegen ihn und drei weitere Bankvorstände



Friedel Neuber

ist SPD-Genosse und Bankchef. Für Aufsehen sorgte immer wieder seine expansive Industriepolitik, die Bank hält heute unter anderem Anteile an Preussag, Triumph Adler, Babcock,

LTU und Kaufhof. Ins Visier der Staatsanwälte geriet das Bankhaus im Zuge von Geldtransfers nach Luxemburg. Auch gegen Neuber, 64, wird ermittelt – wegen des Verdachts der Beihilfe zur Steuerhinterziehung.

nahmt und anschließend ausgewertet. Wir haben den größten Teil der Papiere längst zurückerhalten. Anhaltspunkte, dass wir etwas Verbotenes getan haben, gibt es unseres Erachtens nicht.

SPIEGEL: Der Sprecher der zuständigen Staatsanwaltschaft sieht das deutlich anders. Im Laufe seiner dreijährigen Ermittlungen habe sich der Verdacht erhärtet, sagt er, dass bei der WestLB „dem Kundenwunsch nach einer anonymisierten Vermögensverschiebung systematisch entsprochen wurde“.

Neuber: Ich kann das für unser Haus nicht bestätigen. Es gab hier kein solches System. Sie müssen dazu wissen, dass wir relativ wenige private Kunden betreuen, denn innerhalb unseres Arbeitsabkommens mit den Sparkassen werden die Privatkunden normalerweise vor Ort von den Sparkassen selbst betreut.

SPIEGEL: Das ist den Staatsanwälten sehr wohl bekannt. Die Ermittler gehen davon aus, dass Sie für die nordrhein-westfälischen Sparkassen den Geldtransfer organisiert haben. Unstrittig ist doch: Das Fluchtgeld der Sparkassenkunden landete bei ihrer Luxemburger Tochtergesellschaft, der WestLB International SA.

Neuber: Ich sage noch mal: Wir haben und hatten kein System. Wir haben lediglich den Zahlungsverkehr ausgeübt, wir betreiben in einem ziemlich großen Umfang Zahlungsverkehr, der aber hier in der Zentrale gar nicht gesehen wird. Sie können sich das Rechenzentrum hier im Hause ansehen. Das sind Zahlungseingänge, die automatisch über unsere EDV gebucht werden, in den jetzt strittigen Fällen auf das Konto der WestLB in Luxemburg. Aber was ist daran verboten?

SPIEGEL: Das Landgericht Wuppertal hat bereits einen Sparkassenmitarbeiter wegen Beihilfe zur Steuerhinterziehung verurteilt. In dem Urteil wird festgestellt, dass die WestLB ein System zur Beihilfe der Steuerhinterziehung installiert hatte, der einzelne Bankangestellte also quasi im Auftrag des Vorstands aktiv wurde.

Neuber: Erstens: Wir waren nicht am Prozess beteiligt. Zweitens ist das Urteil nicht rechtskräftig, und drittens ist es in der Sache falsch. Wir haben unsere Mitarbeiter sogar in einem Rundschreiben angewiesen, in ihren Gesprächen mit Kunden darauf hinzuweisen, dass auch in Luxemburg anfallende Kapitalerträge steuerpflichtig sind.

SPIEGEL: Herr Neuber, die Staatsanwälte betrachten Sie als einen der Akteure bei der Verschiebung von Milliarden nach Luxemburg. Um die deutsche Zinssteuer zu vermeiden, sollen Sie und drei weitere Vorstände für Bankkunden den Geldtransfer organisiert haben. Denken Sie bereits über einen Rücktritt nach?

Neuber: Warum sollte ich das tun? Wir hier in der Bank sehen uns nicht als Betroffene.

SPIEGEL: Aber betroffen sind Sie doch zweifellos.

Neuber: Wir sind höchstens betroffen über das Vorgehen der Staatsanwaltschaft. Aber wir haben uns keine Vorwürfe zu machen.

SPIEGEL: Die Staatsanwälte durchsuchten erst kürzlich auch Ihr Privathaus. Was wurde da gefunden?

Neuber: Erwartungsgemäß nichts. Dabei haben die Herren sehr gründlich gesucht, in meinem Arbeitszimmer und auch in meinem Tresor. Für mich war die ganze Aktion unverständlich, denn schon 1996 gab es eine groß angelegte Durchsuchung. Damals wurden alle Unterlagen beschlag-

M. DANNEBERG

Sollte ein Kunde zu erkennen geben, so steht es da wörtlich, „dass er die Absicht hat, eine Steuerverkürzung vorzunehmen, dann sind die Mitarbeiter angewiesen, diesen Kunden nicht weiter zu beraten“. Was sollte die Bank mehr tun?

SPIEGEL: Es gibt Dokumente in Ihrem Haus, die den gegenteiligen Eindruck erwecken. So existiert beispielsweise aus dem März 1993 das Protokoll einer Beiratssitzung, in der Sie und Ihre Kollegen darüber beraten, wie sich das Luxemburg-Geschäft ankurbeln lässt. Da referierte Ihr Vorstandskollege Rudolf Holdijk „über Leistungsangebote im Rahmen der Zinsabschlagsteuer“. Können Sie erklären, was er damit meinte?

Neuber: Unser Leistungsangebot in Luxemburg ist das Angebot zur Einrichtung von Depots oder auch Konten. Dabei kann doch aber nicht unterstellt werden, dass hier die Absicht der Steuerverkürzung besteht.

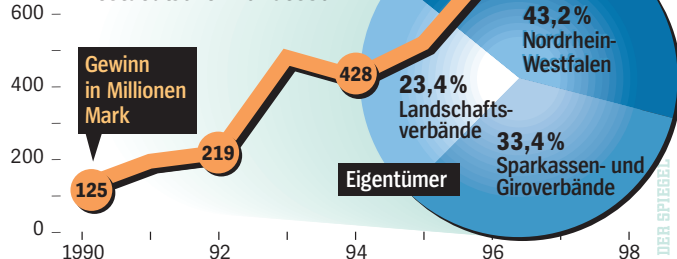
SPIEGEL: Ein „Leistungsangebot im Zusammenhang mit der Zinsabschlagsteuer“, das hört sich aber ganz so an, als wollte man den Kunden einen Ausweg aus dem Steuerstaat Deutschland anbieten.

Neuber: In Luxemburg gibt es viele Vorteile für den Anleger, die Zinssätze sind etwas günstiger, und es wird keine Quellensteuer oder Zinsabschlagsteuer automatisch abgebucht. Das heißt, man kann seine Steuerzahlung ganz legal etwas nach hinten schieben und muss dann erst zwei Jahre später zahlen.

SPIEGEL: Und Sie haben sich nichts dabei gedacht, als die Leute schlagartig mit der

Mehr als eine Bank

Beteiligungen der Westdeutschen Landesbank



Wichtige direkte und indirekte Beteiligungen

INDUSTRIE

ISIS Multimedia.....	50 %
Schuh-Union AG	36 %
Preussag	33 %
TA Triumph-Adler	19 %
Babcock.....	10 %
Continental Can	10 %
Fresenius	2,4 %
Thyssen/Krupp	1,5 %

TOURISTIK

KD Köln-Düsseldorfer.....	90 %
Thomas Cook Holdings.....	28 %
LTU	10 %

ENERGIE

VEW.....	11 %
Westf. Energie Agentur Ruhr...	10 %

FINANZEN / VERSICHERUNGEN

Banque d'Orsay S.A., Paris.....	100 %
BEAL S.A., Brüssel	100 %
Westfinanz	100 %
WestKB Westdt. Kapitalbet.-Ges.	100 %
WestLB Panmure Ltd., London	100 %
WestLB Asset Management (UK) Ltd.....	100 %
WPS WertpapierService Bank	83 %
WestLB Intern. S.A., Luxemburg	75 %
Westdt. Immobilien Bank	50 %
LB Schlesw.-Holst. Girozentrale	40 %
LB Rheinland-Pfalz	38 %
Deutsche Anl. Leasing GmbH	30 %
Westfälische Provinzial	25 %
AXA	0,8 %

GLÜCKSSPIELE

Westdeutsche Spielbanken	100 %
Westdeutsche Lotterie	100 %

EINZELHANDEL

Kaufhof.....	13 %
--------------	------

Einführung der Quellensteuer so viel Geld nach Luxemburg transferiert haben?

Neuber: Es ist nicht Aufgabe der Banken, die Steuerzahlung der Kunden zu kontrollieren. Wir können auch nicht jedem Kunden eine Steuerverkürzung unterstellen.

SPIEGEL: Sie haben im Gegenteil viel dafür getan, das Geschäft in Schwung zu bringen: In Luxemburg wurden rund 60 Mitarbeiter zusätzlich eingestellt, in Deutschland zahlten Sie den Sparkassen sogar Provision für jeden neuen Kunden, der ein Konto dort eröffnete. Diese Provision, so Ihr Vorstandskollege auf der internen Sitzung, habe „möglicherweise Charme für die Sparkassen“.

Neuber: Das tun wir immer, das ist allgemein üblich. Wenn bei uns Geschäft von dritten Instituten kommt, nicht nur von den Sparkassen, dann werden dafür Provisionen gezahlt.

SPIEGEL: Die Staatsanwälte sehen gerade in diesen Provisionszahlungen eine Art System. Wenn es tatsächlich zu einer Anklage gegen Sie und Ihre Kollegen kommen sollte, müssten Sie dann nicht Ihr Amt zur Verfügung stellen?

Neuber: Ich unterstelle mal, das geschieht nicht.

SPIEGEL: Politisch ist es schon heute für NRW-Ministerpräsident Wolfgang Clement, der im Mai die Landtagswahl gewinnen will, mehr als unangenehm, dass

die öffentlich-rechtliche WestLB dauernd für Schlagzeilen sorgt. Sind Sie nicht eine Belastung für die SPD geworden?

Neuber: Jetzt stehen wir in der Zeitung, nicht dauernd.

SPIEGEL: Haben Sie mit Clement darüber gesprochen, wie zu verfahren ist?

Neuber: Nein.

SPIEGEL: Auch im Verwaltungsrat der Bank wurde der Fall nicht erörtert?

Neuber: Da ist Ministerpräsident Clement nicht vertreten, da sitzen Finanzminister Heinz Schleußer und Wirtschaftsminister Peer Steinbrück. Die waren nun gerade erst zur routinemäßigen Sitzung da. Wir, der Vorstand der WestLB, haben über die Durchsuchung berichtet und wie die Angelegenheit aus unserer Sicht aussieht. Das hat der Verwaltungsrat akzeptiert.

SPIEGEL: Im Berliner Finanzministerium wird derzeit über eine Neuregelung der Zinsbesteuerung nachgedacht: Wie lautet Ihr Vorschlag?

Neuber: Das heutige Modell einer Zinsabschlagsteuer, die automatisch erhoben wird und später dann noch mal mit dem persönlichen Steuersatz verrechnet werden muss, ist sicher eine unglückliche und auch umständliche Form der Besteuerung. Ich glaube, das österreichische Modell einer Abgeltungsteuer ist attraktiver.

SPIEGEL: In Österreich lag diese Abgeltungsteuer ursprünglich bei 22 Prozent, jetzt müssen 25 Prozent der Zinseinkünfte an den Staat abgeführt werden.

Neuber: Ich würde diese 25 Prozent als den richtigen Weg ansehen. Diesen Abschlag zahlt man einmal, und damit ist der Vorgang erledigt.

SPIEGEL: Nicht nur die Luxemburg-Transaktionen, auch die legalen Steuertricks der WestLB in London sorgten für öffentlichen Wirbel. Anlass war die SPIEGEL-Veröffentlichung über Ihr Steuersparmodell für die Sparkassen, mit dem Sie die kommunale Gewerbesteuer und die deutsche Körperschaftsteuer komplett umgehen. Wird dieses höchst zweifelhafte Angebot der WestLB jetzt beendet?

Neuber: Das ist ein ganz normales Asset-Management-Geschäft, das wir auch in Zukunft anbieten müssen. Der Hauptplatz für dieses Geschäft ist nun einmal London, nicht nur wegen der steuerlichen Möglichkeiten. In London ist das Angebot für diese Form der Geldanlage ungleich größer als an den deutschen Börsenplätzen.

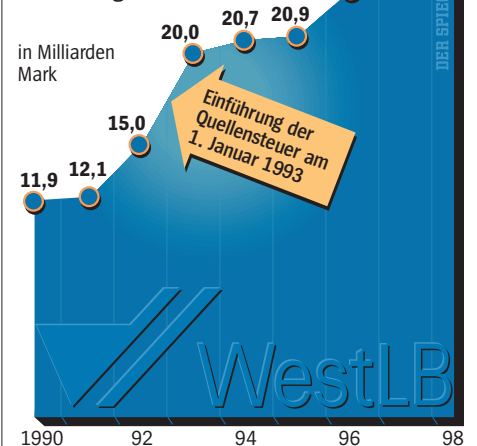
SPIEGEL: In einer 1993 erstellten internen Präsentation werben Sie ausschließlich mit dem Steuervorteil, der eine Renditesteigerung gegenüber einer vergleichbaren Anlage in Deutschland von 83 Prozent ermöglichen sollte.

Neuber: Meine Herren, wir befinden uns im Wettbewerb. Die privaten Banken bieten das Produkt an, da können wir als WestLB nicht einfach abseits stehen.

SPIEGEL: Der Gewerbetreibende, der bei der Sparkasse Kunde ist, zahlt seine Ge-

Lukratives Luxemburg

Bilanzsumme der WestLB International S. A., Luxemburg



werbesteuer und seine Körperschaftsteuer, stöhnt und klagt, und die Sparkasse hat nichts Eiligeres zu tun, als die Gewinne, die mit dem Mittelständler erzielt werden, unter Vermeidung der deutschen Steuern im Ausland anzulegen. Das finden Sie nicht merkwürdig?

Neuber: Was wir mit unseren Londoner Fonds anbieten, ist eine legale Anlage, sie ist Bestandteil des europäischen Steuerrechts. Dann muss, bitte schön, der Bundesfinanzminister sagen: Dieses Doppelbesteuerungsabkommen zwischen Deutschen und Briten dulde ich nicht mehr, zumindest bezogen auf dieses Geschäftsfeld. Ich hätte dafür durchaus Verständnis.

SPIEGEL: Und eine öffentlich-rechtliche Bank unterliegt in ihrer Geschäftspolitik keinen anderen Kriterien? Sonst wettern Sie doch auch gern gegen eine Bankenszene, die allein „aus Profitinteresse“ handelt.

Neuber: Auch ein öffentlich-rechtliches Finanzinstitut muss rentabel arbeiten. Wir können das Feld nicht allein den privaten Banken überlassen. Am Ende profitiert der Kunde von diesem Wettbewerb zwischen privaten, genossenschaftlichen und öffentlich-rechtlichen Instituten.

SPIEGEL: Wenn es ums Geschäft geht, betrachten Sie Ihre Bank als normales Geldhaus, das allein den Regeln des Marktes verpflichtet ist. Geht es um Ihre Kreditwürdigkeit und Ihre Ausstattung mit Eigenkapital, ist Ihnen jede Staatshilfe recht. Wie passt das zusammen?

Neuber: Wir erhalten keinerlei Staatshilfe, keine Subventionen, nichts.

SPIEGEL: Das Land NRW hat die staatliche Wohnungsbauförderungsanstalt in die WestLB eingegliedert, um so das Eigenkapital der Bank günstig aufzupolstern, was wiederum die Kreditbeschaffung verbilligt. Die EU-Kommission hat Sie zur Zahlung von 1,6 Milliarden Mark an den Landeshaushalt verpflichtet.

Neuber: Die von uns gezahlte Vergütung für die Einbringung der Wohnungsbauförde-

rungsanstalt ist marktgerecht. Wir werden die EU-Forderung zwar jetzt erfüllen, aber gleichzeitig in Brüssel klagen. Die Bundesregierung und das Land Nordrhein-Westfalen unterstützen uns dabei.

SPIEGEL: Die privaten Banken betrachten Ihr Vorgehen mit Argwohn. Deutsche-Bank-Sprecher Rolf Breuer nennt die mit staatlicher Unterstützung am Markt aktiven Sparkassen einen „Krebschaden in diesem Land“.

Neuber: Ich unterstelle mal, das ist ein Ausrutscher von Herrn Breuer. Aber klar ist: Die Sparkassenorganisation, die aus rund 600 Einzelinstituten besteht, hält heute einen Marktanteil von etwa 40 Prozent und ist damit die größte Gruppe am Markt. Und die Deutsche Bank, das hat Herr Breuer ja neulich auch gesagt, würde gern einzelne Institute kaufen. Aber klar ist auch: Die Sparkassen wollen nicht von der Deutschen Bank gekauft werden.

SPIEGEL: Selbst unabhängige Experten plädieren für eine Entstaatlichung im Bankensektor. Warum sperren Sie sich dagegen, einzelne öffentlich-rechtliche Institute zu privatisieren und an die Börse zu bringen?

Neuber: Natürlich ärgern sich die Frankfurter Geldhäuser, weil es ihnen in diesem



Neuber beim SPIEGEL-Gespräch*: „Es gab kein System“

Wettbewerb nicht gelingt, ihre Gewinne zu steigern. Für den Kunden aber ist das eine wertvolle Konstellation.

SPIEGEL: Sie sind auf die Rückendeckung der Politik – in Berlin und in NRW – dringend angewiesen. Halten Sie sich deshalb mit Kritik am Kanzler so vornehm zurück?

Neuber: Wir bringen unseren Sachverstand ein, auch in die Vorarbeiten für eine Steuerreform.

SPIEGEL: Rot-grün diskutiert derzeit über eine Vermögensabgabe für Reiche. Wäre das eine für den Banker und Genossen Neuber akzeptable Form der Sondersteuer?

* Mit Redakteuren Christoph Pauly und Gabor Steingart in der Düsseldorfer WestLB-Zentrale.

Neuber: Ich halte nichts von einer solchen Sondersteuer, sie würde auch nicht viel bringen. Vermögen wird heute bereits im Rahmen der Erbschaftsteuer belastet. Eine Steuererhöhungsdiskussion wäre mit Blick auf die angestrebte Steuerreform das falsche Signal.

SPIEGEL: Auch der Spitzensteuersatz ist strittig im Regierungslager. 35 Prozent – und dann Schluss, sagte SPD-Fraktionschef Peter Struck. Was halten Sie davon?

Neuber: Es muss zu einer deutlichen Steuerensenkung kommen. Die große Spreizung, die wir heute haben, ist überzogen. Diese Ungleichbehandlung vor allem in der Besteuerung großer und mittlerer Einkommen ist dringend reformbedürftig.

SPIEGEL: Wie weit nach unten soll und kann es denn gehen?

Neuber: Einen Spitzensteuersatz unter 40 Prozent würde ich begrüßen. Mit der Verringerung der Steuerprogression lässt sich eine Nettoentlastung erreichen, die auch unserer Wirtschaft zusätzliche Impulse verleiht. Wir brauchen dringend ein plausibles Reformwerk, das dann allerdings nicht wieder zerredet werden darf.

SPIEGEL: Herr Neuber, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

POST

Extrem gefährdet

Zielstrebig hat Postchef Klaus Zumwinkel das Unternehmen auf den Börsengang vorbereitet. Jetzt drohen harte Rückschläge. Der Termin könnte platzen.

Klaus Zumwinkel war mit sich und der Welt zufrieden. In nur wenigen Jahren, freute sich der 55-jährige Manager Anfang vergangenen Monats, habe sich die Post unter seiner Leitung zu einem respektablen Konzern gemauert.

Das „dicke Minus“ bei seinem Amtsantritt sei einem „dicken Plus“ gewichen, die europäische Expansionsstrategie nach Unternehmenszukaufen im Wert von rund zehn Milliarden Mark fast abgeschlossen. Für den im Herbst nächsten Jahres geplanten Börsengang, frohlockte Zumwinkel, sei die Post „bestens gerüstet“.

Der Jubel des Ex-McKinsey-Managers war ein wenig verfrüht. Denn trotz beachtlicher Leistungen des Managements ist es um den zweitgrößten Börsengang in der Geschichte der Bundesrepublik nicht sonderlich gut bestellt. Der Post und dem Finanzminister, der durch die Privatisierung des Staatskonzerns den Haushalt um einen zweistelligen Milliardenbetrag entlasten wollte, könnte sogar ein gewaltiger Flop bevorstehen.

Vergangene Woche zumindest schlugen Berater wie die Finanzexperten der Investmentbank Rothschild, die Zumwinkel bei dem für Ende nächsten Jahres geplanten Großereignis unterstützen, in der Bonner Zentrale des Logistikriesen Alarm: Der Börsengang des gelben Riesen, heißt es in einem internen Papier, ist nach ihrer Ansicht „extrem gefährdet“.

Um das Großereignis wie geplant Ende nächsten Jahres über die Bühne zu bringen, so die als „streng vertraulich“ deklarierte Analyse, müssten die Arbeiten am Börsenprospekt spätestens Anfang März abgeschlossen werden.

„Nach derzeitigem Stand“ jedoch würde die Post in dem Werk – mit dem sie eigentlich um das Vertrauen von zig Millionen Anlegern werben will – „unkalkulierbare Risiken in Höhe von rund 4,5 Milliarden Mark ausweisen“ müssen. Eine Summe, so ein ranghoher Postmanager, „die den Gedanken an einen Börsengang ad absurdum führt“.

Besonders prekär: Zumwinkel und sein Management haben auf die in dem Papier aufgezählten Risikofaktoren kaum einen Einfluss. Erfolg oder Misserfolg des glitzernden Börsenspektakels liegt viel-

mehr in den Händen deutscher Politiker und Brüsseler Bürokraten – und die lassen sich Zeit.

So sei, monierten die Berater, nach wie vor völlig ungeklärt, ob die Post im nächsten Jahr in bisher freigestellten Kerngeschäftsfeldern der Umsatzsteuer unterworfen wird oder nicht. Seit Monaten schon gibt es in dieser Frage harte Auseinandersetzungen zwischen den Länderfinanzministern und dem Bundesfinanzministerium. Während die Länder der Post keine Sonderrolle zugestehen wollen und auf Steuerpflicht für die Beförderung von Briefen beharren, interpretiert Eichel die geltende Rechtslage anders und will den gelben Riesen wohl auch mit Blick auf den Börsengang weiterhin freistellen.



Briefzentrum in Hamburg
Sicheres K.-o.-Kriterium

Doch eine Entscheidung in dem langwierigen Streit ist nicht in Sicht. Schlimm für die Post: Denn ein Sieg der Länder wäre ein sicheres K.-o.-Kriterium für den Börsengang. „Die Einführung der Mehrwertsteuerpflicht“, heißt es in dem Papier, würde mit „rund zwei Milliarden Mark“ zu Buche schlagen und damit den gesamten Gewinn aufzehren.

Offen ist auch, ob das Staatsunternehmen im nächsten Jahr noch 1,10 Mark für die Beförderung von Briefen verlangen kann. Die Genehmigung läuft im August 2000 aus – just vor dem Börsengang.

Zwar hat Wirtschaftsminister Werner Müller dem Postvorstand signalisiert, dass er den Preis für zwei weitere Jahre fest-

schreiben würde. Doch die zuständige Regulierungsbehörde mit ihrem unbequemen Präsidenten Klaus-Dieter Scheurle hat in dieser Frage ganz andere Vorstellungen. Die Regulierer verweisen auf Rationalisierungsfortschritte des Unternehmens und möchten den Preis am liebsten auf eine Mark absenken. Für die Post, heißt es in dem Geheimpapier, bedeute ein solcher Preis „Mindereinnahmen von rund 1,5 Milliarden Mark jährlich“.

Noch unsicherer als Mehrwertsteuerpflicht und Porto-Verlängerung ist den Beratern jedoch der Ausgang des im Juli von der EU-Kommission eingeleiteten Wettbewerbsverfahrens. Auf massive Interventionen und Klagen des amerikanischen Postkonkurrenten United Parcel

Service hatte der scheidende Wettbewerbskommissar Karl Van Miert eine offizielle Prüfung wegen des Verdachts der Quersubventionierung und unzulässiger Beihilfe eingeleitet.

Die Deutsche Post, so die Annahme, habe jahrelang Gewinne aus dem Briefmonopol genutzt, um Verluste bei dem im Wettbewerb stehenden Paketdienst zu decken. Und das in einer Größenordnung zwischen 7 Milliarden und 17 Milliarden Mark.

Zwar rechnen auch Experten nicht damit, dass der Konzern verpflichtet wird, die Gesamtsumme zurückzuzahlen. Doch selbst eine Strafe in Höhe von „einer Milliarde Mark“, wie sie in dem Krisenszenario als „mögliche Größenordnung“ angenommen wird, wäre im Vorfeld des Börsengangs eine Katastrophe.

Noch spielt die Post die Gefahr herunter. Bei dieser Betrachtung, so ein Unternehmenssprecher gegenüber dem SPIEGEL, handele es sich um ein reines „Worst-Case-Szenario“. Man gehe jedoch nicht davon aus, dass der

schlimmste Fall auch wirklich eintrete. Vielmehr sei man bemüht, in allen offenen Fragen vernünftige Lösungen zu erarbeiten.

Viel Zeit scheint der Post dafür nicht mehr zu bleiben. Die Beraterfirmen zumindest haben für den Fall, dass sich in den nächsten Wochen nicht „entscheidende Parameter ändern“, ein klares Votum abgegeben: „Dann“, so heißt es in dem Papier, müsse „der Börsengang verschoben werden.“

FRANK DOHMEN

Postleitzahlen				
Konzernentwicklung				
Umsatz in Mio. Mark				
27,4	27,5	27,6	28,7	
Jahresüberschuss in Mio. Mark				
-1251	393	-402	318	
Mitarbeiter in tausend				
308,5	287,7	270,8	260,5	
1995	1996	1997	1998	

MODEINDUSTRIE

Der Traumprinz

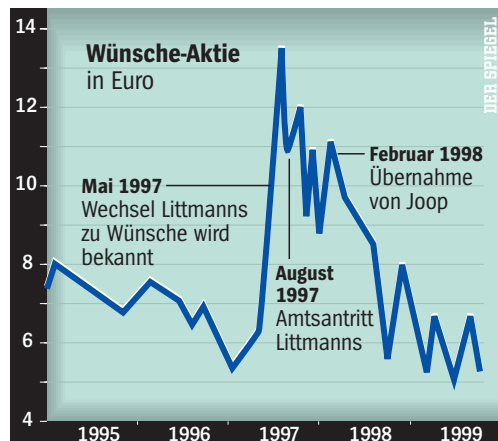
Beim Modekonzern Wünsche prallten zwei Egomane aufeinander. Der Firmenchef verlor den Machtkampf mit dem Stardesigner.

Die Firmenzentrale an der Hamburger Palmallee war gerade für ein paar Millionen Mark repräsentativ hergerichtet worden, aber der neue Vorstandsvorsitzende der Wünsche AG war mit dem Ambiente nicht zufrieden: „Hier kann ich doch nicht Gucci empfangen.“

Mit Peter Littmann, 51, einem Freund der schönen Künste und der Mode, begann vor gut zwei Jahren eine neue Ära bei dem biedereren Hamburger Mischkonzern. Erstmals in der 65-jährigen Firmengeschichte wurde ein Chauffeur eingestellt, zu Besprechungen bat Littmann vorzugsweise ein paar hundert Meter weiter ins Edel-Restaurant Le Canard.

Für Überseeeflüge ließ der Wünsche-Chef auf der Concorde stets in der ersten Reihe den Platz 2c buchen, der Nebensitz war tunlichst freizuhalten. Bei Kurzstreckenflügen musste sein Chauffeur viele Stunden vorab in Hamburg starten, um den Chef am Frankfurter oder Münchner Flughafen im Mercedes 500 abzuholen. „Littmann eckt sich vor Taxen“, erklärt Designer Wolfgang Joop, 54, die Marotte seines ehemaligen Geschäftsfreundes: „Der tritt auf wie ein Erbe, hat aber nix geerbt.“

Littmann muss seine Ansprüche bald ein wenig herschrauben: Kurz nacheinander sind zwei Geldquellen versiegt.



Im vergangenen Monat wurde das Münchner Modeunternehmen Mondi zahlungsunfähig, das sich mit Littmann Deutschlands höchstdotierten Aufsichtsratsvorsitzenden leistete (rund 1,5 Millionen Mark jährlich). Dann verlor Littmann vergangene Woche seinen Job in Hamburg, wo er mit 3,6 Millionen Mark pro Jahr



Partner Littmann, Joop*: Ende einer Freundschaft

weit mehr verdiente als der Chef der Deutschen Bank.

Die Entlassung des gebürtigen Tschechen kam nicht überraschend. Mit großen Erwartungen war der frühere Spitzenmann des Bekleidungsunternehmens Boss im August 1997 nach Hamburg gekommen, um den heruntergewirtschafteten Mischkonzern in ein Modeunternehmen von internationalem Rang zu verwandeln.

Als Littmann kam, schoss der Kurs der Wünsche-Aktie hoch, bei seinem Abgang dümpelte der Kurs ein paar Euro über null. Das Ziel, im Jahr 2000 einen Umsatz von zwei Milliarden Mark zu schaffen, liegt – bei derzeit 840 Millionen – in weiter Ferne, außer der Marke Joop! hat der angestrebte Lifestyle-Konzern wenig zu bieten.

„Kein Manager, sondern ein Wirtschaftsmannequin“, lästert Joop über seinen einstigen Duzfreund Peter, „einen größeren Dilettantismus habe ich noch nie erlebt.“ Der immer tadellos gestylte Littmann: „Man sollte Joop nicht mit normalen Maßstäben messen, sonst wird man wahnsinnig.“

Bei Wünsche-Großaktionär Albert Büll beschwerten sich die beiden Diven wechselseitig. Immobilienkaufmann Büll, der mit einer Gruppe privater Investoren in diesem Jahr ein großes Aktienpaket erworben hatte, mochte nicht auf Joop verzichten, dessen Lizenzprodukte rund 60 Prozent des Wünsche-Umsatzes bringen. Littmann musste gehen – krachendes Ende einer kurzen Männerfreundschaft.

* Im Februar.

Die beiden lernten sich kennen, als Littmann noch den Bekleidungskonzern Boss führte. Im Frühjahr 1997 ließ der Boss-Großaktionär Graf Pietro Marzotto seinen allzu selbstbewusst auftretenden Topmanager feuern; Joop verkündete, er werde seine Design-Firma „nur mit Peter“ unter das Dach eines Modekonzerns bringen. „Joop hat sich einen Traumprinzen ausgesucht, und das war ich“, erklärte sich Littmann das Interesse des Exzentrikers.

Anfang vergangenen Jahres war es so weit: Der Traumprinz kaufte für 150 Millionen Mark 95 Prozent der Joop GmbH – Keimzelle des künftigen Lifestyle-Unternehmens. Die Harmonie der beiden Egomane war von kurzer Dauer. Mit wachsender Ungeduld sah Joop, dass seine Marke nicht zügig genug ausgebaut wurde. Zehn Joop-Shops, so war 1998 ausgemacht worden, sollten jährlich eröffnet werden – bis jetzt entstand nur ein Laden

in Hamburg und einer in Kampen auf Sylt. „Ich bin auf Littmanns Theatermaschinerie hereingefallen“, beklagte sich alsbald der Designer. „Unberechenbar“ sei Joop, keilte der Manager unter Vertrauten in der Firma zurück. Und: „Hysterie ist keine reine Frauenkrankheit.“

Mit dem Kauf der Joop GmbH war die Firmenkasse leer, die Banken gaben keinen Kredit mehr. Littmanns Liste mit 50 potenziellen Übernahmekandidaten von Bogner bis Calvin Klein, die er zusammen mit dem Unternehmensberater Roland Berger aufgestellt hatte, landete im Reißwolf.

Auch Verkäufe unrentabler Tochtergesellschaften wie Jean Pascale (170 Filialen) oder des Bau-Vereins zu Hamburg (2100 Wohnungen) halfen wenig. Der Ausbau zum Modeimperium blieb stecken. Das Geld reichte nur noch zu einer mit Wünsche-Aktien finanzierten Mehrheitsbeteiligung an der Modefirma Cinque aus Mönchengladbach – nach dem spektakulären Kauf der Edelmarke Joop! eine ziemlich kleine Nummer.

Nach dem Abgang seines Intimfeindes sieht sich Joop als der heimliche Herrscher an der Hamburger Palmallee. Von den Wünsche-Managern beherrscht keiner mehr die Kunst der Selbstinszenierung, und der neue Aufsichtsratsvorsitzende Ludger Staby, seit Anfang des Monats im Amt, versteht nach eigener Einschätzung „von Mode überhaupt nichts“ und „nichts von Lifestyle, was immer das auch sein mag“.

Der Stardesigner will dem Konzern nun zeigen, wo's langgeht: „Wenn die schlau sind, werden die mich das machen lassen.“

HERMANN BOTT



BUENA VISTA

Filmszene aus „Air Force One“ (mit Harrison Ford, r.)

KIRCH

Teure Altlasten

Der internationale Medienunternehmer Rupert Murdoch verhandelt bei seinem geplanten Einstieg in Leo Kirchs Pay-TV-Reich („Premiere World“) um weitgehende Mitspracherechte. Ein Grund dafür: Kirchs Pay-TV-Geschäft ist durch etliche Altverträge belastet. Das geht aus internen Unterlagen hervor, die Kirch bei Banken einreichte. So hat Kirch ursprünglich mit dem Formel-1-Unternehmer Bernie Ecclestone vereinbart, dass spätestens zum 1. Januar 2000 die Autorennen des Grand Prix nur noch gesendet werden, wenn der Zuschauer für jedes Rennen gesondert zahlt („pay per view“). Das Kirch-Management versucht seit Wochen, diese brisante Klausel wegzuverhandeln. Kostspielig für die Partner von Premiere World könnten auch die Geschäftsbeziehungen zur Schwesterfirma KirchMedia (Free-TV, Programmhandel, Produktion) werden, die Kirch zu über 90 Prozent gehört. 1998 flossen laut interner Papiere aus solchen Transaktionen immerhin über 370 Millionen Mark aus dem Pay-TV-Bereich ab. Vor dem Start des Pay-TV-Unternehmens Premiere World An-



CORBIS / INTER-TOPICS

Murdoch

fang Oktober hat sich KirchMedia auch für die Zukunft über Einzelverträge gute Umsätze gesichert. So erledigt Kirchs Hauptgesellschaft – gegen fünf Prozent Provision und Einzelkostenerstattung – den Filmkauf in Hollywood. Die Abo-TV-Strategen dürfen nur dann direkt Filme einkaufen, wenn KirchMedia das ablehnt. Den Sportrechteinkauf erledigt ebenfalls KirchMedia zentral: Premiere World muss anschließend mit Kirchs Free-TV-Sendern Sat 1 und Deutsches Sport-Fernsehen (DSF) verhandeln, wer was zeigen darf. Zudem zahlt KirchPay-TV etwa für Software-Lizenzen und Technik. „Als ein Lizenznehmer von KirchMedia sind wir davon abhängig, wie Kirch seine Verpflichtungen erfüllt... Wir sind abhängig von Leistungen von Firmen, in denen unser Gründer, direkt oder indirekt, Eigentümerinteressen hat oder die er kontrolliert“, heißt es in der Pay-TV-Vorlage für die Banken frank und frei. Immerhin übernahm Kirch-TV die Rechte an 11043 Filmen und 36 520 Serienepisoden, darunter sind Werke wie „Dallas“ oder „Air Force One“.

ZEITSCHRIFTEN

Zielgruppe Profi-Kicker

Für einen exklusiven Kreis von Großverdienern will ein Hamburger Kleinverlag Anfang Dezember eine eigene Zeitschrift auf den Markt bringen: „Copa – das Profi-Fussball Magazin“. Nach dem Vorbild des britischen „The Players' Journal“ soll sich das kostenlos

verteilte Blatt nur an Profi-Fußballer und das wohlhabende Publikum in den VIP-Logen wenden. Der Verlag schätzt das Jahreseinkommen seiner potenziellen Abnehmer auf zwei Milliarden Mark. Entsprechend großspurig geben sich bereits die Anzeigen der Testnummer: „Ich trage erstklassige Kleidung, fahre ein erstklassiges Auto“, schleimt sich etwa eine Bank bei den Kickern ein: „Warum sollte ich in Vermögensan-

gelegenhiten plötzlich bescheiden werden?“ Im Redaktionsteil fordert ausgerechnet Sat-1-Moderator Jörg Wontorra, der nebenbei für Werder Bremen arbeitet, eine „gerechte Verteilung des TV-Kuchens“. Mit seiner Blattmischung („Mit 30 schon ein ‚alter Sack‘“) eifert Chefredakteur Hans-Uwe Pöls, 34, bekannten Vorbildern nach: „Wir wollen eine Mischung aus Nachrichtenmagazin und ‚Playboy‘ sein.“

WERBUNG

Neue Problemzone

Unter Werbern gilt der vorsätzliche Ideenklau als etwa „so schlimm wie der Pferdediebstahl im Wilden Westen“, hatte Holger Jung, Mitinhaber der Erfolgsagentur Jung von Matt, noch 1998 bekannt – nun wird sein eigener Laden dieser Sünde bezichtigt. Der Berliner Fotograf André Rival will gegen den Verlag Jürg Marquard („Cosmopolitan“) klagen, der für sein neues Problemzonen-Magazin „Shape“ (laut Eigenwerbung „die Fitness-Zeitschrift für Frauen, die in Form sein wollen“) mit einer eigenwilligen Jung-von-Matt-Kampagne wirbt: Per



Originalfoto



Werbefoto

Selbstausslöser bannen junge Frauen ihre Nacktheit aufs Foto. Genau diese Idee aber hatte Rival schon 1994. Für sein viel beachtetes Foto-Buch „100 Frauen-Selbstansichten“ setzten sich die entblößten Damen ebenfalls selbst in Szene. „Überall werde ich auf die ‚Shape‘-Werbung angesprochen“, klagt Rival – für seinen Anwalt steht außer Zweifel, „dass sich die Werbeagentur am Konzept des Fotografen bedient hat“. Nach einem unbeantworteten Mahnschreiben will er den Verlag nun auf Unterlassung und Schadensersatz verklagen.

Bülowboogie

Der Fortschritt ist manchmal ein ziemlich unscheinbarer Geselle. Man erkennt ihn nicht gleich. Besonders wenn er einen weißen Kittel trägt und als Doktor im Fernsehen auftritt.

Die Rede ist von der Serie „Praxis Bülowbogen“, ein gutes altes TV-Möbel, quotenerprobt in den kalten Räumen der Konkurrenz am Vorabend, und höchstens ein bisschen durchgesessen von der Last ziemlich ähnlich gestrickter Plots nach dem Schema: Der Doktor ist der beste Freund des Menschen. Die Berliner Mimen-Ikone Günter Pfitzmann spielte bis weit über die Pensionsgrenze den lebenssatten Halbtod in Weiß, dann übernahm Rainer Hunold die „Bülowbogen“-Praxis, und außer einer gewissen Teddybärisierung durch den neuen tapsigen Protagonisten dürfte nur wenigen Zuschauern aufgefallen sein, dass der Fernsehfortschritt zu-

geschlagen hatte. Die Storys waren zwar immer noch aus dem Mull des Genres, aber nicht die Erzählweise. Die

Geschichten über den molligen Medicus Hunold haben eine viel schnellere Szenenfolge. Zu Pfitzes Zeiten, erinnert sich der zuständige Redakteur, gab es pro Serienteil 30 Szenen, bei Hunold sind es in der gleichen Zeit über 60, von Slowfox zum Bülowboogie. Das Fernsehen tanzt selbst in konventionellen Serien schneller.

Zu merken ist die Beschleunigung immer dann, wenn alte Sendungen wiederholt werden. Einst gerühmte Produktionen wie „Die Bertinis“ (1988) wirken heute gedehnt. Wer Sendungen mit Kuli-Selig in dieser Zeit betrachtet, fühlt sich in eine Therapiegruppe für Stressgeschädigte versetzt. Die alte Weise des Auserzählens von Konflikten gibt's kaum noch. Wenn heute zwei sich zu streiten anfangen, springt die Kamera zur nächsten Szene davon: Der Zuschauer kann sich das Ausgelassene dazudenken. Und wenn sich dem TV-Zuschauer trotzdem der Eindruck der Langeweile aufdrängt, dann kann er sich trösten. Er sieht was ganz Schickes: rasenden Stillstand.

INTERVIEW

„In aller Regel wird geweint“

Der Showmaster Jürgen von der Lippe, 51 („Geld oder Liebe“), über seine CD „Die andere Seite“

SPIEGEL: Auf Ihrer CD rezitieren Sie Gedichte von Goethe, Fontane, Brecht und anderen. Wird Ihnen die Rolle als Komiker langweilig?

Von der Lippe: Gedichte vorzutragen ist weniger anstrengend als ein Publikum mit Humor zu unterhalten.

SPIEGEL: Was qualifiziert Sie für das ernste Fach?

Von der Lippe: Der Komiker kann eigentlich immer tragisch sein, aber der Tragöde mit Sicherheit nicht komisch.

SPIEGEL: Gab es einen Anlass?

Von der Lippe: So etwas entsteht aus Bock und Zufall. Es sprang mich an, und ich hab's gemacht.

SPIEGEL: Nach welchen Kriterien haben Sie die Gedichte ausgewählt?

Von der Lippe: Die CD enthält eine Art Best-of-Sammlung meiner Lieblingsgedichte. Ich habe 60 Texte auf Band gesprochen, und Mario Hené, der Musiker, hat 24 davon ausgesucht, zu de-



Entertainer von der Lippe

nen ihm musikalisch etwas eingefallen ist.

SPIEGEL: Es sind Texte voll Sehnsucht – sind Sie unglücklich verliebt?

Von der Lippe: Nein, bin ich nicht. Das Thema ist vergangene Liebe, vergebliche Liebe oder die Ahnung vom Tod.

SPIEGEL: Traurigsein mit Jürgen von der Lippe – was bringt das dem Hörer?

Von der Lippe: Meine Erfahrung ist: In aller Regel wird geweint. In meinen Augen ist das eine Meditationsplatte. Man

kann ein Tränchen verdrücken oder einfach nur ungemein relaxed und nachdenklich sein.

SPIEGEL: Auf dem Cover sind Sie ohne Hawaiihemd abgebildet – dem Ernst des Stoffs zuliebe?

Von der Lippe: Ich renne ja nicht im Alltag mit diesen bunten Dingern rum, sondern nur auf der Bühne. Das ist nun mal Berufskleidung.

SPIEGEL: Schreiben Sie auch Gedichte?

Von der Lippe: Schon, aber bisher nur komische für meine Programme. An melancholische habe ich mich noch nicht heran-

getraut. Ich werde eher einen Roman schreiben. Da gibt es mehrere Ideen.

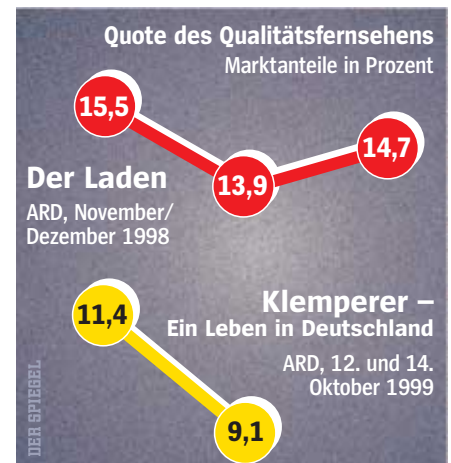
SPIEGEL: Und das obligate Kochbuch?

Von der Lippe: Das liegt bereits in der Schublade. Aber momentan werden leider zu viele Kochbücher gemacht, zum Beispiel von Herrn Joop oder Verona.

QUOTEN

Produzent will „Klemperer“ fortsetzen

An die Quote des Dreiteilers „Der Laden“ – die Verfilmung des autobiografischen Romans von Erwin Strittmatter war das Fernsehereignis des vergangenen Jahres – kommt die derzeit gesendete TV-Umsetzung der Tagebücher von Victor Klemperer nicht heran: Die Zuschauerbeteiligung bei der zweiten Ausstrahlung sank am vergangenen Donnerstag auf 2,63 Millionen (9,1 Prozent). Dennoch ist der Produzent der zwölfteiligen Reihe, der Geschäftsführer der Berliner Neuen Filmproduktion Kurt Rittig, nach den guten Kritiken zuversichtlich, dass die ARD das Prestige-Objekt fortsetzt und auch die Aufzeichnungen des jüdischen Romanisten von 1946 bis 1959 für die ARD verfilmt werden. Die Drehbücher zu den neuen TV-Stücken, die Klemperers umstrittene Rolle während der Gründerjahre der DDR zeigen, soll wiederum Peter Steinbach schreiben, Matthias Habich die Hauptrolle spielen.



Vorschau

Einschalten

Phädra

Dienstag, 21.45 Uhr, Arte

Kaum einer kann so tragisch-schön von den Fallwinden der Liebe erzählen wie der berühmte Theaterregisseur Luc Bondy. Im kleinen Théâtre Vidy in Lausanne inszenierte er 1998 Jean Racines Phädra. Die dem Stück den Namen gebende Heldin (Valérie Dréville) leidet an der Liebe zu ihrem Stiefsohn Hippolyt (Sylvain Jacques). Der erwidert die Zuneigung nicht, sondern ist der gefangenen Aricia zugetan. Lauter Gesetzesbrecher der Liebe also, denen ihr Gefühlsgewirr zur fatalen Intrige gerät, als der totgeglaubte Ehemann und Vater Theseus heimkehrt. Phädra und Hippolyt gehen an einem verzeihlichen Fehler unter: Sie sind verdammt schlechte Lügner. Bei Bondy scheinen die Helden das Brausen der Gefühle schon hinter sich zu haben, sie wirken matt wie windzerzauste Strohpuppen – von der Liebe verweht.

Tödliche Schatten

Mittwoch, 20.15 Uhr, ARD

In Dieter Wedels Undercover-Drama „Der Schattenmann“ spielten Stefan Kurt und Heinz Hoenig bereits ein Paar, das wegen gemeinsamer Leichen



„Tödliche Schatten“-Star Hoenig mit Imogen Kogge

im Keller zusammenhält. Dieses Stück (Buch und Regie: Diethard Klante) hat eine ähnliche Konstellation: Als Kinder haben Heinz (Kurt) und sein Freund Stephan (Hoenig) Heinzens Bruder einen tödlichen Streich gespielt. Der Vater (Hans Michael Rehberg) hat die Knaben zu Unrecht des Mordes geziehen. Sein Fluch verfolgt beide durchs Leben. Stephan ging ins Kloster, Heinz verfiel dem Alkohol. Das Schicksal bringt sie wieder zusammen. Die Südwestrundfunk-Produktion kann von Glück sagen, dass sie Hoenig und Kurt als Protagonisten besetzen konnte,

sonst würde der Zuschauer ins Grübeln geraten, ob der Plot nicht doch reichlich schwach ist.

Tatort: Die apokalyptischen Reiter

Sonntag, 20.15 Uhr, ARD

Die Offenbarung des Johannes galt schon dem Reformator Martin Luther als „der Gauklermeister Rottensack“. In diesem Bremer „Tatort“ (Buch: Urs Aebersold, Bernd Schwamm, Regie: Martin Gries) mit Sabine Postel treibt ein Gauklermeister sein tödliches Spiel mit apokalyptischer Systematik – ganz schön spannend.

Ausschalten

Arche Noah – Das größte Abenteuer der Menschheit

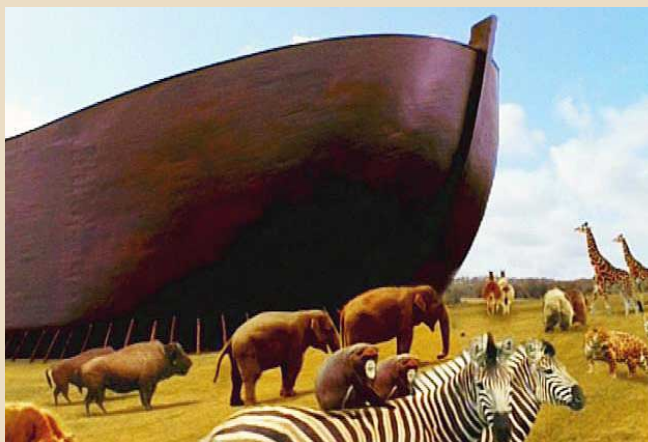
Sonntag, 20.15 Uhr, RTL

Ein Etat von 30 Millionen Dollar, Oscar-Preisträger, raffinierte Spezialeffekte, ein 350 000 Liter fassendes Riesensassin im australischen Melbourne – es hat alles nichts genutzt. Dieser 1998 entstandene Bibel-Zweiteiler (zweiter Teil am nächsten Montag), der bereits erfolgreich im amerikanischen Fernsehen gelaufen ist, lässt feurige Geschosse auf Sodom und Gomorrha regnen, die Tiere in die Arche strömen und die Sintflut rauschen, aber all der Aufwand kann die Infantilität der Dramaturgie nicht vergessen machen. Dieser Noah (Jon Voight), sein treues Weib Naamah (Mary Steenburgen) und die drei Söhne haben irgendwie Ähnlichkeit mit den Zauseln der Kelly-Familie – Gut-

menschen voller schlichtem Gottvertrauen. Schimpansen, Pinguine und sonstiges Getier auf der Arche kuscheln sich um die letzten lieben Menschen. Wie's Gescherr, so der Herr: Gott spricht mit dem sonoren Timbre eines Oberlehrers zu seinem Knecht

Noah, nichts Geheimnisvolles oder gar Erhabenes hat dieser Verkehr über die Grenzen zwischen dieser und jener Welt. Unfreiwillig blasphemisch macht der Arche-Film aus dem unsichtbaren Jahwe einen guten Kumpel im Himmelreich. Es ehrt das Drehbuch (Peter

Barnes) und den Regisseur (John Irvin), dass sie die Geschichte mit Humor anreichern wollten: F. Murray Abraham („Amadeus“) gibt den zum Sünder werdenden Lot als einäugigen Piraten, James Coburn zieht auch noch während der Sintflut als prächtig gekleideter Kaufmann über die Fluten – er hat seinen Pferdewagen zum Großtretboot umgerüstet. Bloß um solche komischen Einschübe zu goutieren, müsste der Zuschauer die übrigen Teile des Opus ernst nehmen können, was er nicht kann.



Szene aus dem TV-Zweiteiler „Arche Noah“



Show-Lady Christiansen, Politiker Lafontaine (am 10. Oktober): „Dämliche Fragen“

FERNSEHEN

Talk bei Mutter Beimer

Wie Sabine Christiansen in ihrer Sonntagsrunde an Oskar Lafontaine scheiterte. *Von Matthias Matussek*

Eigentlich macht sie ja alles richtig: Sie legt den Kopf lauernd schräg, als spitze sie eine Frage zu. Manchmal wirft sie ihn auch nach hinten, mustert spöttelnd von oben herab, wie zur Vorbereitung eines Bonmots. Dann wieder beugt sie sich vor, als sei sie dabei, einen Phrasendrescher zur Wahrheit zu zwingen. Doch schon ist der Vorspann zu Ende, die flotte Musik ist weg, die Sendung beginnt – und das spannende Versprechen der „Sabine Christiansen“-Show landet im Quark, in einem großen, matschigen „Als ob“.

Sabine Christiansen ist der ewige Trailer – und ganz sicher die erfolgreichste Journalisten-Darstellerin Deutschlands. Sie herrscht als unangefochtene Quoten-Queen.

Die Mächtigen und Aufgeblasenen kommen gern zu ihr. Sie wissen: Christiansen wird die drei Fragen stellen, die auf ihrem Zettel stehen, und fortan sind sie unter sich. Spätestens dann nämlich wird

die blonde Nachrichten-Hostess, die in den „Tagesthemen“ so begnadet frisch vom Teleprompter abgelesen hat, irritiert auf ihre Notizen starren, und in ihrem Gesicht arbeitet es: Moment mal, da steht nix davon, was ich machen soll, wenn der windige Gysi zehn Minuten lang durchlabert. Ins Wort fallen? Aber womit? Text! Eine Meinung, schnell Regie, irgendeine!

Dass sich Oskar Lafontaine für den Start seiner Buch-Promotion ihre Show ausgesucht hat, zeigt, dass seine Instinkte noch funktionieren: Neben ihrer überzeugungslosen Niedlichkeit wirkt jeder Selbstvermarkter wie ein Gewissensgigant.

Nur bei ihr konnte Lafontaine damit durchkommen, eine geradezu lachhaft zusammengeschluderte Kantinen- und Küchen-Indiskretion als „Beitrag zur Sache“ zu verkaufen. Nur hier – das Herz schlägt links – war es möglich, seinen Parteiverrat als Schlager für die Entrechteten zu vergolden. Nur hier auch konnte unwider-

sprochen bleiben, dass die Erbitterung, die seine vorabgedruckten Buch-Invektiven ausgelöst haben, Schuld jener Presse sei, die er bediente.

Jeder Journalist mit einem Funken Berufsehre hätte ihm dafür Falten in die glattrasierte Scheinheiligkeit gebügelt. Nicht aber in diesem Salon, dessen Rezept die Faltenlosigkeit ist – auch Christiansen distanziert sich im Bedarfsfall gern von der Pressemeute.

Ihre Runde ist der Soundtrack der gehobenen demokratischen Konsensgesellschaft, die kein Problem kennt, das sich nicht beim Brunch im Kempinski lösen lässt. Bevölkert von Menschen, die es unschön finden, wenn sie mit ansehen müssen, dass einer sein Frühstück aus der Mülltonne klaubt und Ausländer verprügelt werden – schon aus ästhetischen Gründen.

Kurz: Die Show ist ein skrupelloses Polit-Surrogat, in dem Bedenklichkeitsmasken wie Thierse zum Mobiliar gehören und das auf die Irritation durch die unerwartete Frage, die gescheite Provokation, den unerhörten Stilbruch völlig zu verzichten gelernt hat. Sie verkörpert die Auflösung des Journalismus in Partygeschnatter, und das wirkt immer leicht angeschickert, Filmriss und Denkpause in den glasigen Augen inklusive.

Manchmal hat sie Glück wie mit Kanzler Schröder, einem bestens vorbereiteten,

Lafontaine bei Christiansen

Marktanteile der ARD-Sendungen vom 10. Oktober 1999

27,5%

Christiansen
22.00 Uhr

22,8%

zum Vergleich:
Tatort
20.15 Uhr

DER SPIEGEL



L. REIMANN / ACTION PRESS

Christiansen, Kanzler Schröder (am 3. Oktober): Soundtrack der Konsensgesellschaft

zahlensicheren Alleinunterhalter. Doch was für ein Abend am vorvergangenen Sonntag, diese tatternde Therapie-Session abgehalfterter Parteileute, denen die links schlagenden Herzen unter ganzen Puddingbergen vergorener Genossennrhetorik puckerten, ganz nach dem Motto: „Mehr soziale Gerechtigkeit für Oskar Lafontaine und seinen echt coolen Deal mit Springer.“

Dass die ratlose Christiansen-Redaktion nach mehreren Absagen aus der SPD-Baracke bei denen hängen geblieben war, die offenbar neben den Telefonnummern von Feuerwehr und Notarzt unter der Rubrik „Kommen immer“ notiert sind, also bei Egon Bahr, Peter Glotz und Heiner Geißler, führte hier zum journalistischen Offenbarungseid: 60 Minuten lang Unterforderung, vor 6 Millionen Zuschauern. Rekord.

Was für eine Chance, Lafontaine, der derzeit unappetitlichsten Figur im politischen Phrasengeschäft, das Vermarktungsmanöver eines Rachefeldzugs zu durchkreuzen – vertan!

Noch einmal, bevor es in den nächsten Wochen bei Biolek und Co. endgültig in Vergessenheit geraten wird: Lafontaine, der linke Populist, hatte sich aus der Verantwortung gedrückt, nachdem das letzte Wahlkampfgeschenk verteilt und die Zeit für den bitteren Kassensturz gekommen war – nicht unter Gewissensnot, sondern mit einem launigen Ätch.

In seiner kurzen Zeit als Finanzminister hatte er mit immer neu korrigierten Haushaltsberechnungen Verwirrung gestiftet und mit nassforschenden Interviews zur Globalgängelung der Finanzmärkte nicht nur die heimische Wirtschaft gegen sich aufge-

bracht, sondern auch Kopfschütteln im Ausland hervorgerufen. Ein amerikanisches Regierungsmittglied nach Lafontaines erstem USA-Besuch: „Seine Vorstellungen von Wirtschaft stammen von einer sibirischen Kolchosa.“

Ein Königsmacher und Königsmörder, ein gescheiterter Kanzlerkandidat und ein krankhaft ehrgeiziger Superminister, der hinschmiss, als ihm der eigene Job über den Kopf gewachsen war – schmollend darüber, dass die Wirklichkeit komplexer ist als eine Wahlkampfrede.

Lafontaine hat die Partei im Regen stehen lassen. Nach sieben Monaten in der Versenkung taucht er wieder auf, demonstriert den sozialdemokratischen Kanzler, dessen engste Berater und all die anderen „Flachgeister“.

Sodann dient er sich vor Millionenpublikum dem schärfsten Links-Konkurrenten seiner Partei, der PDS, als Kronzeuge gegen die „unsoziale Sparpolitik“ an – auch die PDS findet schließlich, dass der Staat Glück und Wohlstand und Vollbeschäftigung für alle zu garantieren hat, und zwar subito. Das alles lässt er durch die konservative „Welt“ servieren, auf deren Redaktionskonferenzen man in diesen Tagen brüllend gut gelaunt ist.

Lafontaine – ein frustriertes, unberechenbares Ein-Mann-Sprengkommando auf Destruktionstrip. Wie wunderbar, den endlich auf dem Studiostuhl zu haben. Genug Stoff, um, journalistisch gesprochen, ein dreistündiges Kreuzverhör mit links zu bestreiten. Na, was fragt man den?

Das Wort hat der Abgeordnete Egon „Urgestein“ Bahr: „Oskar, ich glaube, dass du mit der Absicht zurückgetreten bist,

Schröder bei Christiansen

25,5 %

zum Vergleich:
Tatort
20.15 Uhr

Marktanteile der ARD-Sendungen vom 3. Oktober 1999

Christiansen
21.45 Uhr **17,1 %**

DER SPIEGEL

Schaden von der Partei abzuwenden.“ Da muss man erst einmal drauf kommen, und da grinst der Oskar, und dann erklärt er minutenlang, wie er Schaden von der SPD abzuwenden gedachte. Und Christiansen blättert irritiert in ihren Notizen.

Weshalb Peter Glotz einspringt, der als Querdenker gilt, seit es ihm gelang, mit vorgeschobener Unterlippe beide Brillenränder gleichzeitig anzuheben. Er findet es ungeheuerlich, dass sich die Öffentlichkeit nicht mit den Sachthemen des Lafontaine-Buches beschäftigt.

Was eine glatte Irreführung ist: Das vorwiegende, ja einzige Sachthema des Lafontaine-Buches ist Tratsch. Ist der Machiavellismus der Regierungsbildung, das Postengeschacher in der Kantine. Die windigen Ausflüge in die „Nachfragepolitik“ spendierfreudiger Wohlfahrtsstaaterie sind so dünn, dass sie Professor Glotz gleich im Nebensatz vernichtet.

Mittlerweile hat Christiansen wieder Anschluss gefunden mit einem vagen Wie-finden-Sie-das-denn, und natürlich findet Heiner Geißler Worte der Anteilnahme und Unterstützung für Lafontaine – weiter so, in drei Monaten ist die SPD unter zehn Prozent. All das passiert tatsächlich und ist dennoch von gähnender Langeweile, weil drei Rentner trotz durchaus lustiger Brabbelei kein journalistisches Kaliber ersetzen können. Das fehlt ganz einfach –

und so segelt Lafontaine ungestört durch den Abend, der sein Abend wird.

Selbst die größten Rosstäuschereien bleiben bei diesem verschlafenen Herrenabend mit Dame ungeahndet: Erst die Ereignisse der letzten sieben Monate hätten ihn dazu bewogen, sein Buch zu schreiben, behauptet er und murmelt, beispielsweise, vom Krieg im Kosovo. „Nein wirklich?“, hätte man fragen können. Überrascht von der Nato-Intervention? Eine glatte Lüge, hätte man dann sagen müssen, denn die Sachlage ist eine andere – Lafontaine selber hatte die Nato-Politik schon im Herbst '98 mitgetragen.

Was hätte Lafontaine da machen können? Standhalten der Promotion wegen oder flüchten? In beiden Fällen hätte nicht er gewonnen, sondern konfrontierender, spannender TV-Journalismus zur besten Sendezeit.

Endlos ließe sich die Liste der Lafontaineschen Ungereimtheiten, der Halb- und Nullwahrheiten fortsetzen. Und endlos die Liste all der verpassten Chancen, dem Schwadronneur in die Parade zu fahren.

Sicher, Christiansen strengt sich durchaus an. Aber es reicht eben nicht zum seriösen politischen Kreuzverhör, sondern nur zu dessen Simulation, nicht zur wirklichen Auseinandersetzung, sondern nur zur Lindenstraße. Christiansen ist Mutter Beimer: kein großes Licht, aber ein Herz für jeden – und eine mächtige Quote.

Ab und zu wird sie sichtbar Opfer ihrer Inkompetenz: Nachdem sie, assistiert von ihrer Rentnerband, Lafontaines Verkaufscoup mit der sozialen Phrase einen ganzen Abend durchgehen lässt, ist es kein Wunder, dass der am Ende, nun drei Meter groß, in altgewohnter Manier blankzieht.

Sie stellt die Frage nach der PDS. Eine gute, eine notwendige, eine richtige Frage. In einer Zeit, in der die PDS Wahlrekorde im Osten bricht, weil sie allen alles verspricht, ganz besonders aber die mollige Wärme einer rundumversicherten Existenz wie in der seligen Vor-Mauerfall-Ära, schlägt ja auch Lafontaines Herz vernehmlich für ein linkes Schlaraffenland. Selbstverständlich eines, das von oben – notfalls von ihm – durchorganisiert wird.

Wie, will Christiansen wissen, sieht Lafontaine seine politische Zukunft. Und wo? In der PDS? Lafontaine lehnt sich überlegen zurück. „Die Tatsache, dass ich als Parteivorsitzender zurückgetreten bin, berechtigt Sie noch lange nicht, mir dämliche Fragen zu stellen.“

Zack! Kurz mit der Peitsche durchs Gesicht, nach der Devise: So was wie dich verpeise ich zum Frühstück. Da setzt das links sitzende Herz für einen Schlag aus. Doch dann bedankt sich Sabine Christiansen artig bei ihren Gästen und „ganz besonders bei Oskar Lafontaine“, und die Sendung ist vorbei.

Warum, so fragt man sich ratlos, tut sie sich das an? Und vor allem: warum uns?

SPIEGEL-GESPRÄCH

Wenn die Hände sprechen

Die ARD-Talklady Sabine Christiansen und ZDF-Moderator Ruprecht Eser über die Schwierigkeiten, mit den medienbewussten Selbstinszenierungen von Politikern im Fernsehen umzugehen



Die zwei am Sonntag

Sabine Christiansen, 42, gelernte Stewardess und zehn Jahre Moderatorin der ARD-„Tagesthemen“, betreibt seit 1998 ihre sonntägliche Talkshow in Berlin. Nach anfänglicher massiver Kritik erreicht „Christiansen“ regelmäßig vier bis fünf Millionen Zuschauer. Ruprecht Eser, 56, einige Jahre Redakteur beim deutschsprachigen Programm der BBC und lange Jahre Anchorman des „Heute-Journals“, wechselte Anfang der neunziger Jahre zum damals als „Ereignis“-Kanal konzipierten Sender Vox. Dort scheiterte der studierte Politologe bald und kehrte ins ZDF zurück. Seine mittägliche Sonntagsrunde „Halb 12“ besteht aus Interviews mit höchstens zwei Personen.

Talk-Moderatoren Christiansen, Eser: „Auch du, mein Sohn Brutus“

SPIEGEL: Frau Christiansen, wollten Sie in Ihrer Sendung am Sonntagabend Oskar Lafontaine zu einem Comeback verhelfen?

Christiansen: Nein, warum? Weil es über sechs Millionen Zuschauer waren?

SPIEGEL: Weil Ihre Gäste viel Verständnis für diesen plötzlichen Abgang des Parteivorsitzenden zeigten.

Christiansen: Mir war an einer Versachlichung der Diskussion gelegen. Mein Eindruck ist: Egon Bahr hat zwar versucht, da und dort Brücken zu bauen. Inhaltlich hat er Lafontaine, beim Thema soziale Gerechtigkeit, zugestimmt, aber überhaupt nicht in Form und Stil der Abrechnung. Peter Glotz hatte vor der Sendung Lafontaines Wirtschaftskonzept erheblich schärfer kritisiert als in der Sendung. Bei Heiner Geißler habe ich kein Verständnis entdecken können.

SPIEGEL: Der ehemalige Generalsekretär der CDU hat sehr wohl seine eigenen Erfahrungen in einem ähnlichen Konflikt mit Kanzler Kohl durchblicken lassen.

Christiansen: Deswegen hatten wir ihn ja auch eingeladen. Geißler kritisierte deutlich die Fahnenflucht Lafontaines und hielt dem Ex-SPD-Chef vor, nicht im streitbaren Dualismus mit Schröder für seine Politik gekämpft zu haben. Er, Geißler, habe dies schließlich zwölf Jahre lang getan.

SPIEGEL: Wollten Sie keinen aus dem Schröder-Lager einladen, oder wollte keiner kommen?

Christiansen: Da ist im Moment noch keine direkte Auseinandersetzung mit

Oskar Lafontaine erwünscht und möglich.

SPIEGEL: Die Diskussion lief in Teilen an Ihnen vorbei, war aber trotzdem interessant. Ein bisschen polemisch gefragt: Geht es auch ohne Moderatorin?

Christiansen: Schön, dass wir so interessante Gäste hatten, die sich zum Schluss der Sendung auch mal fünf Minuten ohne meine Intervention streitbar auseinander setzen konnten.

SPIEGEL: Hat Lafontaine denn nach Ihrem Eindruck Punkte gemacht, Herr Eser?

Eser: Oskar hat sich ein bisschen zu stark als verfolgende Unschuld präsentiert. Aber immerhin konnte er loswerden, was er wollte, als er das Gespräch auf die Inhalte lenkte. Die anderen, die ihm gegenüber-saßen, zeigten eine Mischung aus Verständnis, teilweiser Kritik und kaltem Ge-nießen. Damit meine ich Heiner Geißler.

SPIEGEL: Machen Sie es nächsten Sonntag besser, wenn Lafontaine in Ihre Sendung kommt?

Eser: Ich möchte keine Zensuren verteilen, denn die Frage, wer Sieger oder Verlierer ist, die stellt sich dann mindestens genauso.

Christiansen: Leider zu einem späten Zeitpunkt. Lafontaine hat jetzt in allen Medien alles gesagt.

SPIEGEL: Im Fall Lafontaine erscheinen Sie beide – ungewollt – als Helfer in einer PR-Kampagne für Oskars Buch. Stört Sie das?

Christiansen: Auch der SPIEGEL hat Lafontaine einen Titel gewidmet ...

SPIEGEL: ... in dem es nicht so sehr um Lafontaines Buch als vielmehr um das Protokoll eines Zerwürfnisses ging.

Christiansen: Es ging jedenfalls um ein Thema, bei dem sich die meisten Medien einklinken, in zahlreichen Interviews und Geschichten. Daran kommt doch kein Journalist vorbei, gleichgültig in welchem Medium.

Eser: Sicher ist da eine Riesen-PR-Aktion im Gange. Die nicht im Boot sitzen, sind neidisch, und die drin sitzen, müssen aufpassen, dass sie nicht in die gleiche Richtung wie Oskar rudern. Wenn Lafontaine am 24. Oktober zu mir kommt, wird es jedenfalls Hartholz geben.

SPIEGEL: Sie haben sich schon vorvergangenen Sonntag mit Rudolf Scharping abgemüht, ohne durchschlagenden Erfolg.

Eser: Ja, schon gleich am Anfang war klar, dass sich Scharping wie eine Auster verschließt. Ich hatte den Frontalangriff gewählt, und ich denke, es ist ein bestimmter Mechanismus deutlich geworden. Er hat gesagt, was er sagen wollte, ich habe gefragt, was ich fragen wollte ...

SPIEGEL: ... und Sie haben nichts herausgekriegt über seine Kanzlerambitionen.

Eser: Ich habe Scharping als Parteisoldaten erlebt. Aber bei seinem Satz über Schröder: „Er kann das ja auch, und er macht das ja auch gut“ – da habe ich eine gewisse Gönnerhaftigkeit herausgehört. Das war eine Botschaft in der zweiten Schicht, in einer Dimension hinter den Worten. In der

Christiansen-Sendung war immer nur Lafontaines Pokerface zu sehen.

Christiansen: Auch interessant. Ausdruck, Mimik, Gestik sprechen für sich. So ein Erlebnis in der zweiten Schicht hatten wir zum Beispiel in einer Sendung über die Verjüngung der CDU. Klaus Escher von der Jungen Union, der Ex-Innenminister Sachsens, Heinz Eggert, sowie Norbert Blüm waren meine Gäste. Der Escher sagte ziemlich unvermittelt: Ich denke, Herr Blüm, Sie sollten den Platz im Präsidium räumen. Blüm war überrascht, aber er hatte seine Gestik noch unter Kontrolle. Dann



Krawall-Show „Der heiße Stuhl“*: „Zores nützt nichts“

unterstützte den Mann von der Jungen Union ebenso plötzlich Eggert. Da hatte ich das Gefühl: Auch du, mein Sohn Brutus? Das war nicht vorhersehbar.

SPIEGEL: Escher bekam die Quittung und fiel auf dem Parteitag durch.

Eser: Ja, das sind so Momente, wo mehr rüberkommt. Ähnlich war es, als Lafontaine mit seiner Frau in meiner Sendung zu Gast war. Er saß relativ entspannt dabei und ließ seine Frau reden. In einem Anfall von Selbstironie, die sich im Fernsehen nie gut macht, erklärte er auch noch, Frau Christa sei seine beste Beraterin. Ich habe erst hinterher gemerkt, was meine Sendung da los-

* Mit Moderator Olaf Kracht (r.) und dem CDU-Politiker Heinrich Lummer als Gast, 1992.

getreten hatte. Bild schrieb vorwurfsvoll: „Jetzt redet sie schon im Fernsehen.“

SPIEGEL: Die von Ihnen im Fernsehen angestrebte zweite Schicht – was ist das überhaupt?

Eser: Sehen Sie den Bundeskanzler an. Der kämpfende Medienkanzler Schröder hat seine Gestik verändert und ist weggegangen von der Siegerpose. Das Fernsehen kann beobachten, wie Posen eine Weile tragen und dann nicht mehr überzeugen.

Christiansen: Das hat Ruprecht Eser vermutlich bemerkt, als Gerhard Schröder bei uns zu Gast war. In dieser zweiten Schicht geht es um Emotionen und darum: Wie bewegt sich jemand vor der Kamera? In welcher Form führt er einen Disput? Kommt

Christiansen: Es geht auch um die Vorarbeit der Redaktion. Wir bereiten unsere Sendung unter anderem mit der Regie genau vor. Sie muss das Gespräch bildlich aktiv unterstützen.

SPIEGEL: In Ihrer Sendung, Herr Eser, kann man nach draußen blicken. Welche Botschaft vermitteln Sie mit Ihrer Studieneinrichtung?

Eser: Um die Mittagszeit will ich die Zuschauer nicht in ein dunkles Studio einladen. Wir wollen wenigstens ins Freie sehen, den Wechsel der Jahreszeiten beobachten. Wenn einer da an Vivaldi denkt, wär es auch okay.

SPIEGEL: Bei Ihnen, Frau Christiansen, sieht man die Lichter der Großstadt. Ein Metropolen-Flair?

dann also wieder tief unten im Keller an und müssen die Leute neu einsammeln.

Christiansen: Wir haben auch gedacht, wir profitieren gewaltig davon, wenn acht statt sechs Millionen den „Tatort“ sehen. Aber das ist nicht so. Wir bekommen konstant etwa zwei bis 2,5 Millionen Zuschauer vom „Tatort“ rüber, egal wie hoch die Quote dort war. Der Rest kommt vom ZDF und von anderen Sendern.

SPIEGEL: Egal was da läuft?

Christiansen: Die Zuschauer wissen, um 21.45 Uhr erwartet sie ein aktuelles Thema und Top-Gäste. Jetzt gerade war zum Beispiel Bill Gates da.

SPIEGEL: Angeln Sie auch wie die Privaten nach den jugendlichen Zuschauern?

Eser: Wenn man die Quote verjüngen will, nützt es nichts, irgendwelchen Zores zu veranstalten. In einem vor kurzem erschienenen, sehr klugen Aufsatz heißt das Fazit: Das Alte ist das Moderne. Der Autor meint, es geht nicht mehr so sehr um Infotainment und Zeitgeist, sondern auch um Haltung und um Inhalt, ohne Zeigefinger und ohne falsches Tremolo. Ich hoffe, er hat Recht.

Christiansen: Es ist wirklich eine interessante Sache. Die höchste Quote unter den 14- bis 49-Jährigen hatten wir beim Thema Rente, trotz der hochkomplizierten Materie.

Eser: Wie im SPIEGEL vor kurzem zu lesen war, sagen die Werbeleute: Wir wollen im Fernsehen nicht nur Mist, um die jungen Leute zu erreichen.

Christiansen: Wir setzen außerdem sehr stark auf die ergänzende Information im Internet und auf die Interaktivität mit dem Zuschauer. Donnerstags geben wir einen Fragebogen ins Internet: Von wem möchten Sie was wissen? Und nach der Sendung kommen immer viele Statements. Wir bieten auch Hintergrundinformationen an, etwa zum Schröder-Blair-Papier. Das alles hat uns im Internet weit nach vorn katapultiert. Wir liegen bei 350 000 bis 500 000 Clicks.

SPIEGEL: Wie verstehen Sie Ihre eigene Rolle gegenüber den Politikern? Mehr als nur Stichwortgeber?

Eser: In der „Süddeutschen Zeitung“ wurde die Rolle mal so beschrieben: Das gemeinsame Verfassen von Gedanken, die zu einem Leitartikel führen, das heißt, jemanden nach seiner Position zu fragen und die zu hinterfragen: Das können Sie doch nicht ernst gemeint haben. Ich versuche, ein Stück alltäglicher Vernunft in ein solches Gespräch einzubauen und auch ein Stück gegen den Strich zu bürsten.

Christiansen: Ich finde, an erster Stelle ist unsere Aufgabe, Politik und auch die ganz



„Halb 12“-Moderator Eser, Gäste*: „Wenn einer an Vivaldi denkt, wär es auch okay“

er unangenehm über den Bildschirm? Dieses Rüüberkommen ist in unserem Medium etwas ganz Eigenes. Das geschieht nicht allein durch den Inhalt der Worte.

Eser: Äußere Dinge wie Körpersprache spielen eine immer größere Rolle im Fernsehen. Die Hände sprechen. Ob sie jemand hinter dem Rücken versteckt oder entspannt vor sich legt, das ist schon ein Unterschied. Das Fernsehen muss noch mehr lernen zu beobachten, gerade auf nonverbaler Ebene. Vielleicht ist es noch nicht ganz so weit, dass wir Moderatoren alle einen Kurs in Vulgärpsychologie machen müssen. Unsere Aufgabe ist es jedenfalls, die Inszenierungen der Politiker aufzubrechen.

Christiansen: Meine Botschaft heißt: Hier ist die Stadt, und in der Stadt ist das Leben. Meine Verbindung nach draußen, das ist aber vor allem mein Publikum. Und das Publikum bemerkt sofort die Sprechblasen der Politiker und gibt das auch durch seine Reaktionen zu erkennen.

SPIEGEL: Sie, Frau Christiansen, haben im Schnitt vier bis fünf Millionen Zuschauer. Sie haben knapp eine Million, Herr Eser. Wie erklärt sich der erkleckliche Abstand?

Eser: Der Sonntagabend ist etwas ganz Eigenes. Da läuft in der ARD zuerst der „Tatort“, dann „Sabine Christiansen“. Sonntags mittags gibt es zur selben Zeit gegen mich die Kult-, Sendung mit der Maus“. Der Moderator der vorhergehenden ZDF-Sendung „Löwenzahn“ sagt am Ende: „Nun liebe Kinder, schaltet ab.“ Dann gibt es noch drei Trailer. Wir fangen

* Christiane Herzog und Ex-Terrorist Bernhard Rößner, 1994.

unterschiedlichen Meinungen zu einem Thema transparent zu machen. Deswegen haben wir auch manchmal eine Fünferunde. Der Zuschauer soll ein Thema aus verschiedenen Aspekten kennen lernen und sich ein eigenes Urteil bilden können.

SPIEGEL: Und welchen Sinn hat es, wenn Sie etwa Schauspieler oder Sänger in Ihre Runde laden?

Christiansen: Es kommt darauf an, ob sie etwas zum Thema zu sagen haben. Der Schauspieler Uwe Friedrichsen war im Wahlkampf 1998 bei uns, weil er schon wie sein Vater langjähriges SPD-Mitglied ist. Er erboste sich sehr über einen seiner Meinungen nach in der Person Schröder verkörpert Kurswechsel der Partei. Insofern sprach er sicherlich in seiner Emotionalität viele an, die dieses Gefühl auch hatten.

SPIEGEL: In früheren politischen Sendungen wurden die Emotionen hochgepeitscht. Da gab es die RTL-Show „Der heiße Stuhl“ oder „Einspruch“ auf Sat 1, wo sich die Kontrahenten gegenseitig niederbrüllten. Die Sitten sind zivilisierter geworden?

Christiansen: Ja, denn diese Art trug nicht unbedingt zur Erhellung eines Themas bei.

Eser: Auch der Zeitgeist regiert kräftig mit. Es hat sich etwas verändert und zwar deshalb, weil auch Politik sich verändert. Ob die Journalisten die Politik verändert haben oder umgekehrt, lasse ich mal außen vor. Auch die alten politischen Schlachtordnungen gehören der Vergangenheit an.

Christiansen: Die Zuschauer haben heute wirklich andere Bedürfnisse. Weg von dem Krawall. Sie wollen zuhören. Ich merke das immer, wenn bei uns doch mal die Emotionen hochgehen. Da kommen sofort die Briefe.

SPIEGEL: Politiker glauben, sie müssten auf alles und jedes eine Antwort haben. Bei Platon, einem Ihrer großen Vorgänger, war es eine hohe Tugend zu wissen, dass man manchmal nichts weiß. Bei Ihnen aber wird die Illusion vermittelt: Vorhang zu und keine Fragen offen.

Eser: Die Zeiten der Patentrezepte sind doch vorbei, und das wissen die Leute und auch die Politiker. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Arbeitsminister Walter Rieister, als es für ihn ganz knüppeldick in Bonn kam. Er hat natürlich nicht gesagt, ich weiß die Antworten nicht. Er hat aber zu verstehen gegeben, dass er den Stein der Weisen nicht gefunden hat.

Christiansen: Politiker versuchen sich sicherlich immer ein bisschen zu verstecken.

Aber in dem Gespräch mit Kanzler Schröder haben wir in einer unserer letzten Sendungen gehört, er würde am liebsten zu jedem Rentner hingehen und sich entschuldigen ...

SPIEGEL: ... reumütige Zerknirschung oder taktische Pose?

Eser: Die Wirkung war: Ich mache mich klein. So habe ich es jedenfalls empfunden. Deshalb meine ich, es war ein ganz anderer Schröder. Ob er nur eine neue Pose einstudiert hat, kann ich nicht sagen.

Christiansen: Es spiegelte sich beides in den Reaktionen des Publikums wider, die übrigens in der Anzahl so heftig waren wie selten. Die einen fanden, er sei glaubhaft rübergekommen. Die anderen sagten: Ach, das ist jetzt eine neue Masche.

Eser: Vielleicht hat er gemerkt, dass eine bestimmte Art des Auftritts auf Dauer nicht trägt. Nun ist es ja auch hammerhart für ihn gekommen.

SPIEGEL: Wann kommt die Talkshow über die Talkshow?

Eser: Ich habe Sabine Christiansen und Erich Böhme zwar mal eingeladen. Aber ich finde, im politischen Journalismus soll-



Eser, Christiansen beim SPIEGEL-Gespräch*: „Ohne Zeigefinger“

te man die Finger davon lassen. Man feiert sich halt untereinander. Unser Brot, das wir backen, ist ein anderes.

Christiansen: Ich sehe noch ein Problem: Vielleicht werden Politiker demnächst nur noch von ehemaligen oder sogar amtierenden Politikern interviewt. Politiker als Moderatoren in Talkshows sehen wir doch inzwischen allerorten: Franz-Josef Antwerpes und jetzt auch noch Heinrich Lummer. Da verwischen die Grenzen sich zusehends. Künftig sehen wir also nur noch „Wir über uns“.

Eser: Irgendwann gibt's die Sendung „Journalisten fragen nicht mehr – Politiker antworten trotzdem“ – auf dieses Nullsummenspiel kann man, hoffe ich, bis auf weiteres getrost verzichten.

SPIEGEL: Frau Christiansen, Herr Eser, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Mit den Redakteuren Nikolaus von Festenberg, Paul Lersch.



K. RUGE

„TV total“-Moderator Raab: „Spare, lerne, leiste was – dann haste, kannst, biste was“

ENTERTAINER

Live aus dem Schlachthof

Seit dem Erfolg seiner Trash-Show „TV total“ gilt der gelernte Metzger Stefan Raab als Rampensau der Branche. Für einen Gag macht er fast alles. Von Thomas Tuma

Während der Show geht alles planmäßig daneben: Jürgen Drews akzentuiert fortwährend auf Ab-ruf ein fröhliches „Ficken“. Eine Hörfunk-Schönheit namens Clarissa lässt sich entblättern. Und Moderator Stefan Raab, 32, hält die Nahrungsmittel-Messe „Anuga“ für „eine neue russische Nutte“.

Dann ist „TV total“ beendet, und Raab steht bedröppelt hinter den Sperrholzkulissen neben einer atombusigen Barbie-Puppe, die sich von ihm missbraucht fühlt. Das Imitat hört auf den Namen Angela und

wollte partout nicht über ihre Oberweiten-Korrekturen reden, mit denen sie sich doch erst für Raabs Trash-Show empfahl.

Er könnte jetzt sagen: „Was soll der Scheiß? Deine Titten ham dich doch erst hierher gebracht.“ Er dürfte das, weil er mit solchen Sprüchen Erfolg hat: Jeden Montagabend präsentiert er auf Pro Sieben Spinner, Psychopathen und sonstige Originale, die sich vorher bereits ausreichend disqualifiziert haben: von grenzdebilen Kamera-Winkern über rattenfressende Hausfrauen bis zu verunglückten TV-Größen.

Raab weidet sich daran, wenn die lis-pelnde RTL-Nachrichtenfee Katja Burk-hard Wörter wie „Sackgasse“ sagen muss. Er genießt das Unglück seiner Kanal-Kol-legin Christiane Gerboth, als der live eine Krone aus dem Mund zu fallen drohte. Und er wirft seinem Publikum Andreas Türck zum Fraß vor, der in seiner nachmittäglichen Schmuddel-Talkshow hauptsächlich sein Transpirationstalant unter Beweis stell-te. Raab ist ihr Schutzpatron und Schand-maul.

15 Mark pro Stunde bekommen arme Studenten dafür, die dicksten Brocken durch pures Dauerglotzen aus den Kanälen zu filtern. „TV total“ ist eine Recycling-Maschine des allwöchentlichen Bildschirm-Schrotts. Eine Müllverbrennungsanlage, die gerade erst richtig heißläuft.

Anfang Oktober freute sich die Redak-tion nicht nur über den Deutschen Fern-sehpreis, sondern auch über eine neue Re-kord-Quote von über drei Millionen Zu-schauern. Mitunter erreicht man fast die Hälfte aller 14- bis 29-Jährigen, die gerade vor der Glotze hängen. Während Sender wie RTL und Sat 1 sich noch ärgern, Raab einst abgelehnt zu haben, basteln andere an ersten Kopien. „TV total“ ist das wohl erfolgreichste neue Format des Jahres – das interessanteste allemal.

Raab könnte das enttäuschte Barbie-Imi-tat namens Angela also mit dem Grinsen des Gewinners in die Garderobe schicken. Stattdessen läuft er rot an und versucht sich an Beschwichtigungsformeln. Auf ein-mal wirkt der Moderator gar nicht mehr böse. Barbie ist ihm peinlich. Er ist sich peinlich. Jetzt. Wie ein Schuljunge, der beim Masturbieren erwischt wurde.

Das Missverständnis um sein Mist-Ver-ständnis rührt aus der Zeit, als er noch er-folgos Jura studierte. Er lernte schnell, dass man in den Medien ausfällig sein musste, um aufzufallen. Bei Werbeagenturen be-warb er sich gar nicht erst als Praktikant, sondern gleich als Chef-Kreativer und leg-te der Post Pinsel und Honigtopf bei, zum Selber-ums-Maul-Schmierern.

Raab hatte keine Ahnung, kein Geld und keine Skrupel. So landete er beim damals sehr wesensverwandten Kinderkanal Viva. Er beschimpfte seine Zuschauer („liebe Bett-nässer“) wie deren Idole (Kelly Fami-



Raab-„Gäste“ Friedhelm, Angela, Clarissa: Schandmaul und Schutzpatron der Verrückten und Verunglückten

ly abwärts) und überfiel seine Gäste mit geballter Was-machst-du-eigentlich-so-Re-spektlosigkeit. Rex Gildo rückte er das Toupet zurecht. Franziska van Almsick fragte er, ob sie schon einmal ins Becken gepinkelt habe. So frech kann Fernsehen sein.

Raab blieb Überraschungs-Sieger, auch wenn seine Eltern das nicht immer lustig fanden. So kannten Mama und Papa ihn gar nicht, ihren Stefan, einst Zögling eines Jesuiten-Internats und Metzger-Geselle mit Einser-Abschluss.

Das ist der andere Raab. Jener, der zeitlebens nur einmal ghascht hat und sich danach todelend fühlte. Der seit drei Jahren dieselbe Freundin hat, Kirchensteuern zahlt, ein Kruzifix in der Wohnküche und Sprüche auf der Lippe hat von der Sorte: „Spare, lerne, leiste was – dann haste, kannst, bist was.“ Er meint das durchaus ernst, und manchmal wirkt er fast froh, dass ihm das keiner glaubt. Er hätte ja auch Metzger werden können.

Raab leistete sich übrigens allerhand. Er hat sich das vorher bei Karl Dall abgeguckt, dessen Pöbeleien ihn weniger interessierten als die Reaktionen der Gäste darauf. Er hat sich überhaupt viel abgeguckt und kontert dann eine Spur zu schnell, dass das Medium ein Werkzeugkasten sei und es darauf ankomme, was man damit bastle.

Er war nie so zynisch wie Harald Schmidt und nie so hasserfüllt wie Oliver Kalkofe, neben denen er sich plötzlich in der Rampensau-Schublade wiederfand. Raab will die Masken zwar runterreißen, aber nicht auf ihnen herumtrampeln. Er hätte auch ein guter Talkmaster werden können.

Das mit dem Auffallen klappte jedenfalls prima, auch wenn es manchmal wehtat. Der Rapper Moses Pelham konterte nonverbal und zertrümmerte ihm die Nase. Nach dem Schlag kamen die Schlagzeilen. Raab machte alles richtig, auch die Fehler.

Sat 1 musste sich entschuldigen, nachdem Raab als Außenreporter einer längst vergessenen Talkshow das Damenklo des Bundespresseballs heimsuchte. Dieter Thomas Heck strich ihm die Gage für einen Auftritt bei der „Goldenen Stimmgabel“. Aus Protest, dass er sein „Böörti, Böörti Vogts“ nicht live singen durfte, hatte der Viva-Flegel zum Playback kaum die Mundwinkel verzogen. Er hätte übrigens auch Musiker werden können.

Nach dem inoffiziellen Fußball-Weltmeisterschafts-Song produzierte er Hits wie den Sommer-Klassiker „Sexy Eis“, die Reanimation von Jürgen Drews’ „Bett im Kornfeld“ oder die Kinderstunden-Refere-

renz „Hier kommt die Maus“. Dann kam noch Guildo Horn, dessen Grand-Prix-„Piep“-Show er komponierte. Dann kam erst mal nichts mehr. Für Viva war der Junge langsam zu alt, und als Gameshow-Witzfigur war er sich zu schade.

Das ehrt ihn und trieb ihn schließlich zu Pro Sieben, wo er nun Leute wie Opa Günther samt gepierctem Penis präsentieren darf oder Friedhelm, den Maurer aus Berkatal, der sich vorher in der MDR-Kuppelshow „Je t’aime – Wer mit wem?“ der Lächerlichkeit preisgab mit seinem langatmig-öden Hallo-ich-bin-der-Friedhelm-Auftritt.

Manchmal könnte Raab solche Leute schon dadurch wenigstens vor sich selbst schützen, dass er sie ignorieren würde. Er tut es nicht immer, des Gags wegen. Er

Am liebsten nennt sich der Metzger-Musiker-Medien-Zampano mit dem Charme eines Bolzenschussgeräts „Entertainer“. Vorbilder? Harald Juhnke, weil der auch nichts richtig kann, das aber perfekt.

Raab liebt verwiterte Lemuren des Showgeschäfts wie Juhnke oder Roberto Blanco. Umso schwerer fällt es ihm, ihnen auf der Ukulele Ständchen zu singen wie Rudi Carrell: „Wann wirst du wieder richtig witzig, so witzig, wie du früher schon nie warst.“

Auge in Auge mit dem Freund. So was ist eine Mut- und Wutprobe – als müsse Raab gegen einen Elektrozaun pinkeln. Es wird wehtun. Aber es muss sein. Der Metzger ist kein Monster. Er sitzt nun mal im Schlachthof und liebt seine Schweine. Die Schweine fangen an, zurückzulieben.

Neuerdings rufen Zuschauer bei ihm an, nur um mitzuteilen, dass sie sich im Bärbel-Schäfer-Publikum demnächst ausziehen würden, wenn „TV total“ sie danach groß rausbrächte. Andreas Türck reißt bei jeder sich nicht bietenden Gelegenheit seine Arme hoch, um zu beweisen, dass er nicht immer handtellergröße Schweißflecken unter den Achseln hat.

Das Medium neigt dazu, sich selbst nicht nur zu wiederholen, sondern auch zu überholen. Der Anti-Trend muss vor dem Trend da sein. Deshalb wäre es wahrscheinlich jetzt schon schick, Raab wieder in den Orkus zu loben.

Die Muster-Karrieren gibt es dutzendweise: Er könnte noch ein paar Preise gewinnen, bevor er irgendwann als Samstagabend-Onkel nach ganz oben plumpst. Danach würde er als Petersiliensträußchen auf der Schweinskopfsülze irgendwelcher Premieren-Medientreff-After-Hour-Party-Dinger verwelken. Raab ahnt das.

Am Morgen nach der Show sitzt Dr. Stefan mit Mister Raab einträchtig müde in der zum Tonstudio umgebauten Metzgerei seiner Eltern in Köln-Sülz und schmiert sich mit der Akribie des Nachdenklichen Leberwurstbrote. Er erzählt von Arte-Dokumentationen, die er sich nachts anschaut. Von einer Segelyacht, die er kaufen will, um jahrelang um die Welt zu segeln. Von den Reiseberichten Alexander von Humboldts, die er in sich hineinfrisst. Von der endlosen Freiheit, die er dort, und nur dort, auf dem Wasser hat. Das Hackfleisch-Grinsen, mit dem er sonst jeder Wahrheit die Schärfe wegradiert, missträt zum Lächeln.

Eigentlich erzählt Raab dabei doch nur von seinem verzweiferten Wunsch, das Medium nicht nötig haben zu müssen. Deshalb hat ihn das Medium bitter nötig. So unglaublich fies ist Fernsehen immer. ♦



Entertainer Blanco, Dall: Vorbilder als Mut- und Wutproben

führt sie nochmals vor. So furchtbar ist Fernsehen manchmal.

Raab macht das Nichts zum Ereignis. Erst lachte sein Publikum über den Bildschnipsel zweier Herren, die ihrer Tante in Dresden via MDR-Grußshow „La Paloma Blanca“ entgegenschälten. Dann drechselte er daraus den Zoni-Lacher „Ö La Palöma“, der sich mehr als 500 000-mal verkaufte.

Er spielt mit den Medien so virtuos wie mit den Knöpfen im Schreibtisch seiner Show, die dort intern „Nippel“ heißen. Mit jedem Knopfdruck kann der Schirm-Herr einen anderen Fetzen ins Blickfeld jagen: Mal röhrt dann Jürgen Drews’ „Ficken“-Konserve. Mal kichert Sonja Zietlow, aus jedem Zusammenhang gerissen: „Ochsenpimmel“. In welchem Kontext könnte so ein Wort überhaupt je Sinn gemacht haben?

Raabs Fans grölen ihm schon über die Straße zu: „Hey, Ochsenpimmel.“ Raab zieht sich dann die Baseballkappe noch tiefer ins Gesicht und versucht sich zu freuen. Wahrscheinlich könnte er sogar aus dem Schnipsel-Gestammel eine chart-kompatible Lachnummer machen.



Blinde TV-Protagonisten*: Durch den Verlust des Augenlichts besonders scharfer Blick in die Seele

FERNSEHEN

Lauter versehrte Helden

Blind, impotent, amputiert – Frauen lieben beschädigte Männer, glaubt seit neuestem das deutsche TV-Movie.

Mann war Mann, zumindest früher in der Glotze. Ruppig wie Schimanski, schlurfig wie Anwalt Liebling, holzig wie Actionheld Mark Keller – alles echte Drohnen der Schöpfung.

Dann änderte sich allmählich das Paradigma telemorphologischer Virilität. Auf Deutsch: Die Weiber wollten, so meinten die TV-Macher, nicht immer nur Machos auf dem Bildschirm sehen. Es schlug die Stunde der Männer mit Gefühl, von Kuschelkuppler Kai Pflaume, von „Rex“-Hundeführer Tobias Moretti, von Sankt Sammtian Jürgen Fliege. Mark Keller vertauschte eilig den schnellen Schlitten mit dem Kinderwagen. Frauen, hattet ihr das gewollt?

Doch das Weichei ist nicht die letzte Stufe auf dem Weg männlicher Abrichtung zum TV-Haustier. Die Movies kreieren jetzt eine weitere Abrüstungsversion des Protagonisten: den beschädigten Mann. Heldenversehrung heißt die neue Lösung.

Innerhalb kurzer Zeit müssen sich die Zuschauer gleich dreimal mit blinden Ermittlern auseinander setzen. Hannes Jaenicke, zuvor knackig-viril und voller Actiondrang in Filmen wie „Sardsch“, tastete sich als „Alphamann“ durch die Szene, spielt einen Ex-Polizisten und umgeschul-

ten Psychologen, der durch den Verlust des Augenlichts besonders scharf in die Seele der Bösewichte blickt.

Und in dieser Woche muss auf Sat 1 der blonde Darsteller Jochen Horst, der die Frauen mit Dreitagebart und seinen schönen Augen in der RTL-Serie „Balko“ herumgekriegt hat, den Blindenstock in die Hand nehmen – „Die Blendung – Verrat aus Liebe“ heißt der anrührende Film**.

Lädierte Helden gibt es nicht nur in Tragödien. „No Sex“ – eine ZDF-Komödie am Montag dieser Woche – zeigt einen jungen Architekten namens Liebermann (Kai Scheve), der zwar den Blick heben kann, aber nicht sein wichtigstes Teil. Die literarische Vorlage der Bestsellerautorin Gaby Hauptmann mit ihrem Buch „Suche im potenten Mann fürs Leben“ (1997) vollstreckt das Fernsehen.

Blindheit und lahme Lenden bleiben nicht die einzigen Heldenplagen. Im November jagt an der Seite von TV-Gouvernante Gaby Dohm Kommissar Tauber (Edgar Selge) durch den bayerischen „Polizeiruf 110: Kopfgeldjäger“. Der Polizist hat nur einen Arm und muss sich drob noch faule Witze anhören.

Die Häufung blessierter Männer ist natürlich kein Zufall. Stephan Ottenbruch, 33, zuständig bei Sat 1 für die Blinden-Saga „Die Blendung“, sieht in dem Plot vom blinden Ermittler eine sehr gute Möglichkeit, Thrill, Mitleid und die Rührung durch eine Liebesgeschichte „melodrammatisch“ zu vereinen.

Und wirklich: Unter der Regie von Ralph Böhm und nach dem Buch von Christian Demke entstand eine sehenswerte Geschichte mit berührenden Szenen. Der verdeckt arbeitende Polizeiermittler wird von den Gangstern enttarnt und auf brutale Weise bestraft: Dem Ohnmächtigen reißt der Oberschurke die Augen auf, richtet die mit einem Brennglas gebündelten Sonnenstrahlen auf die Pupille und verbrennt so die Netzhaut des Helden.

Doch der Film belässt es nicht bei solchen spektakulären Effekten. Psychologisch genau verfolgt er die Qualen des Opfers.

Wenn dem Helden die Verbände von den zerstörten Augen genommen werden und er dem Arzt erklären soll, was er sieht, halluziniert der Patient Seherlebnisse. Er schildert optische Eindrücke, und dem Zuschauer wird vorgeführt, dass die auf Einbildung beruhen – die Rührung angesichts dieser Szene ist mehr als Effekthascherei.

Sie erreicht besonders Frauenherzen, und um die geht es. Junge Frauen in der Zielgruppe bis 49 bedeuten den Fernsehmachern und den Werbestrategen besonders viel. Und die mögen, so das Kalkül, „das gefühlige Element“ (Ottenbruch), gilt vulgo: den geschwächten Mann. So erklärt sich der Heldenwechsel, so erklärt sich die sinkende Attraktivität von rauen Actionstücken mit harten Männern.

Was den Frauen lieb ist, beflügelt die Fernseh-dramaturgie. Wenn im Mittelpunkt ausgerechnet eines optischen Mediums ein Blinder steht, dann ergibt sich die Chance, die Bilder zu brechen. „Die Blendung“ versucht dies: Wiederholt versetzt sich die Kamera in die subjektive Perspektive ihres Opfers. So hat der Regisseur der Sat-1-Produktion seinem Helden eine Kamera auf den Bauch gebunden, um den Zuschauer das Gefühl der Orientierungslosigkeit eines Blinden nacherleben zu lassen.

Auch die ungleichen Showdowns zwischen dem blinden Helden und seinem bösen Widersacher spielen die ästhetischen Möglichkeiten nach dem Motto „Wir sehen was, was er nicht sieht“ sowohl in der „Blendung“ als auch im „Alphamann“ gekonnt durch.

Blinde Männer, lautet ein weiser Dialogsatz des „Alphamann“-Drehbuchautors Fred Breinersdorfer, seien die einzigen, die zuhören können. Die Entdeckung neuer Facetten telegener Virilität beginnt. Schimmi, du könntest bald am Stock gehen.

NIKOLAUS VON FESTENBERG

* Links: Hannes Jaenicke mit Renée Soutendijk in „Alphamann“; rechts: Jochen Horst in „Die Blendung“.

** Dienstag 20.15 Uhr.

FREIZEIT

Gestauchte Kuppen

Was macht ein Skateboard-Fahrer, wenn er Stürze nicht mehr so ohne weiteres wegsteckt? Er sattelt auf die Miniaturvariante seines Lieblingssports um, auf Fingerboard. Schon Anfang der Achtziger entdeckten leidenschaftliche Skater, dass man den Skateboard-Schlüsselanhänger mit zwei oder drei Fingern zum Springen bringen konnte. Kunstvolle Tricks gelangen wegen der beschränkten Fahreigenschaften des Anhängers nicht. Als eine US-Firma voll funktionsfähige Miniaturboards und -rampen auf den Markt brachte, boomte der Kneipen-Sport. Mittlerweile verkaufen auch in Deutschland viele Skateboard-Läden mehr Fingerboards als herkömmliche Bretter, und es gibt genügend Aktive für einen Fingerboard-Wettbewerb (am 20. Oktober im Berliner Szene-Club WMF). Vorkenntnisse durch Skateboard-Erfahrung sind empfehlenswert, denn ganz harmlos ist die Geschicklichkeitsübung nicht. „Nach misslungenen Sprüngen“, weiß Spezialist Peter Brunsberg, 28, „kann man sich übel die Fingerkuppen stauchen.“



Berliner Fingerboard-Sportler



Herbst-Kreationen mit Straußenfedern

MODE

Vogel auf dem Laufsteg

Für diesen Herbst mussten viele Vögel Federn lassen, denn Modemacher können kaum ohne sie. Vom Kopfschmuck bis zum Pumps zieren Rebhuhn- und Fasanenfedern die Kleidungsstücke (SPIEGEL 41/1999). Mehr noch als europäische Wildvögel ist der afrikanische Laufvogel Strauß modisch gefragt. Dessen meist für staubanziehende

Boas auf Diseusen-Schultern verwendete Federpracht reizte Designer wie Gaultier, Saint-Laurent und Torrente zum Wettkampf. Zur massenhaften Anfertigung straußenbefederter Kleider wird es dennoch nicht kommen. Der an Auslauf gewöhnte Vogel neigt bei Stallhaltung dazu, sich vor Langeweile die Federn selbst auszureißen.



FOTOS: P. STABLE / J.W.T.

PSYCHOLOGIE

Vergnügte Ratlosigkeit

Sollte jemand eine Bestätigung dafür suchen, dass kreative Menschen nicht begründen können, weshalb sie tun, was sie tun – dieses neue Buch liefert sie. „Warum sind Sie kreativ?“ Das wollte der Frankfurter Werbeagentur-Geschäftsführer Hermann Vaske, 43, von über 70 Prominenten wissen. Die Antworten, die ihm Künstler, Politiker, Regisseure oder Werber gaben, zeugen von vernünftiger Ratlosigkeit. Manche verdanken alles elterlicher Förderung (Steven Spielberg), andere begründen ihren Hang zum Schöpferischen mit dem totalen Mangel an Kreativität bei



Werbemann McCabe

Vater und Mutter (Dennis Hopper). Einige erschaffen gegen die Langeweile (Klaus Staeck), andere aus Lebensfreude (Wim Wenders). Stolz machen ihre Natur verantwortlich (Otto Schily, Günter Grass), Bescheidene zweifeln, ob sie sich überhaupt als kreativ bezeichnen dürfen (Richard von Weizsäcker). Die Versuche der Befragten, sich per Zeichnung aus der Begründungs-Bredouille zu retten, sind aufschlussreicher als das oft verlegene Gestammel. Die einleuchtendste Antwort stammt vom Werbemann Ed McCabe. Der beobachtete Menschen auf einer Party und stellte fest, dass es die meisten schönen Frauen und die meisten guten Witze bei den Kreativen gab – woraufhin er beschloss, einer von ihnen zu werden.

MOTORSPORT

„Der reinste Friedhof“

Niki Laudas Unfall machte die Nordschleife des Nürburgrings zum Mythos – hunderte von Rasern fahren dort am Wochenende private Rennen. Jetzt starb ein junger Motorradfahrer. Seine Familie stellt Strafanzeige wegen des Verdachts der fahrlässigen Tötung.

Es war sein erster Sturz, denn Ralf war ein begabter Fahrer. Einer, der in ein paar Stunden gelernt hatte, wie man mit dem Knie auf dem Asphalt durch die Kurven gleitet. Einer, der freitags seine Honda CBR 600 auf den Hänger lud und samstags um fünf Uhr in Barwedel losfuhr, um fünf Stunden später auf der Nordschleife zu sein.

„Ralf war sehr schnell“, sagt sein Freund Holger Schubert, 31.

„Ralf ging in den Kurven immer aufs Gas“, sagt sein Freund Andreas Knigge, 28, „er hat sich einige Sachen geleistet.“

„Bin ich froh, dass ich nicht direkt hinter ihm war“, sagt Holger.

Als er an jenem Sonntag in der Rechts-Links-Kombination kurz vor dem Streckenabschnitt „Wippermann“ ankam, sah Holger, dass jemand winkte. Er sah, dass ein Mädchen bei irgendjemandem am Boden kniete und dass da ein Helm lag. Dann sah er, dass der Mann am Boden sein Freund war.

„Ralf“, rief er.

Ralfs Augen standen offen, der Blick war starr, und das Mädchen fühlte keinen Puls mehr. Holger hielt Ralfs Hand und sah, dass sein Freund am Bein verletzt war. Er lehnte sich gegen die Leitplanke, und dort kamen die Tränen. Holger hörte den Notarzt, dann die Polizei. Die Strecke wurde gesperrt, und er hörte den Arzt fragen: „Sie wissen Bescheid?“ „Ich weiß Bescheid“, antwortete Holger.

Wann und wo hat sich der Unfall ereignet, fragt der „Bericht über den Unfalltod“. Antwort: „08.08.1999, 12.45 h, Nürburgring, Nordschleife, Wippermann.“ Art der Verletzung? „Komplette Halswirbelsäulen-Fraktur, offenes Schädel-Hirn-Trauma, traumatische Unterschenkelamputation.“ Ralf Tuchan, 29, Lackierer bei Volkswagen in Wolfsburg, starb, weil sein Helm an der Rückseite aufgeplatzt und weggefliegen war und weil die Leitplanke sein Bein durchgeschnitten hatte.

„Man fährt an der Stelle eigentlich nicht schnell, 140 vielleicht“, sagt Holger, „es gab nicht mal Brems Spuren.“



Tourenwagen auf der Nordschleife: „Wenn's richtig Spaß machen soll, muss man Vollgas geben, da



Zuschauer am „Brünnchen“: Erleben, wie die Laien scheitern



Tödlicher Unfall (im August)
Kreuze sind an der Strecke verboten



trennt sich die Spreu vom Weizen

„Er hat die Linkskurve einfach nicht genommen“, sagt Andreas, „vielleicht hat er geträumt oder ist vom Pedal abgerutscht.“

Die Freunde wollen verstehen; die Familie Tuchan aus Barwedel bei Wolfsburg will kämpfen und beauftragte in der vergangenen Woche den Koblenzer Anwalt Werner Hecker, Strafanzeige gegen Unbekannt wegen des Verdachts der fahrlässigen Tötung zu stellen. „Unbekannt“ ist eine taktische Formulierung; die Anzeige zielt auf die Nürburgring GmbH, die viel Geld mit Leuten wie Ralf Tuchan verdient.

Die Nürburgring GmbH will erreichen, dass die Familie Tuchan die Leitplanke ersetzt. Die Tuchans wollen erreichen, dass Autos und Motorräder nicht mehr gemeinsam auf die Strecke dürfen und dass Auslaufzonen angelegt werden, weil Leitplanken für Autos gemacht und für Motorradfahrer mörderisch sind.

„Es ist nicht damit getan, dass man sagt, jeder sei für sich selbst verantwortlich“, sagt Torsten Tuchan, 34, Ralfs Bruder.

„Ich fühle mich für ein 11-jähriges Mädchen im Straßenverkehr verantwortlich und nicht für einen 30-Jährigen auf der Nordschleife“, sagt Anton Barz, 52, Leiter der Polizeiinspektion Adenau.

„Die Gesellschaft muss junge Leute manchmal vor sich selbst schützen“, meint Torsten Tuchan.

„Dann müsste man auch die Schweiz verklagen, wenn wieder einer vom Mat-

chan, die 20 Mark für die Runde oder 955 Mark pro Jahr ausgeben und alle Haftung übernehmen, nur um zu spüren, dass das Leben mehr ist als ein Job bei VW.

Für Ralf Tuchan begann es mit dem Mofa zu Hause; zur Nordschleife fuhr er erstmals mit einem Golf GTI 16 V. Ein teurer Spaß: Jedes Mal war ein Satz Bremsen hin, und die Reifen waren durch. Das Kurvenfahren auf dem Motorrad übte Ralf im Kreisverkehr vor dem Wolfsburger Theater.

Seine Freunde hielten Ralf für einen Lebenskünstler, da er wenig Geld hatte, aber

Kurven und Wellen Die Nordschleife: 20,8 km (25,4 km mit Grand-Prix-Kurs)



terhorn fällt“, erwidert Barz, „wollen wir denn alles verbieten?“

Die Nordschleife des Nürburgrings, 1927 als „Erste Gebirgs-, Renn- und Prüfungsstrecke“ eröffnet und vom Formel-1-Fahrer Jackie Stewart später „Grüne Hölle“ getauft, ist so etwas wie das Matterhorn der Auto-Gesellschaft – ein Ort der Sehnsüchte, der Heldensagen und Katastrophenberichte. Laien benötigen eine gute Viertelstunde für die 20,8 Kilometer. Experten lächeln über jede Zeit jenseits der elf Minuten, denn die Rekorde liegen unter acht. 7.49,71 Minuten brauchte der Motorradfahrer Helmut Dähne, 7.56 Minuten Walter Röhrl mit einem Porsche 911 GT3.

Und alle waren sie hier.

Rudolf Caracciola siegte 1927 bei der Premiere. Bernd Rosemeyer gewann 1936 bei Nebel und zehn Meter Sichtweite. Jochen Rindt fuhr auf dem Ring, Manfred von Brauchitsch rollte bei 150 Sachen das Vorderrad davon. Und Niki Laudas Unfall machte die Piste zum Mythos.

An jenem 1. August 1976 verabschiedete sich die Formel 1 von der Nordschleife; ein 4,5 Kilometer langer Hochgeschwindigkeitskurs wurde gebaut. Der Nordschleife blieben die Tourenwagen, die 24-Stunden-Rennen und Leute wie Ralf Tu-

dennoch ein Mobiltelefon und ein Premiere-Abo; mit Krediten kannte er sich aus.

Seine Freundin Nicole hatte Ralf einem anderen ausgespannt. Eineinhalb Runden Nordschleife hielt sie auf dem Beifahrersitz durch, dann stieg sie ab.

„Wenn ich versucht hätte, ihm das Motorradfahren auszureden, hätte ich gehen können“, sagt Nicole.

So ist das bei allen, die in die Eifel reisen und sich sonntags um acht auf den zwei Parkplätzen vor dem Restaurant „Grüne Hölle“ versammeln. Sie reden von einer Sucht, der Faszination, die Geschwindigkeit zu beherrschen, und dem Wunsch, einmal nicht Mittelmaß zu sein.

Einer hat 60 000 Mark investiert, um sich den schnellsten Manta des Rings zu züchten; ein anderer reitet zwei Porsches mit den ziemlich witzigen Kennzeichen KO-KS 964 und KO-KS 911 aus; und die Brüder Dirk und Axel Nennen haben wieder die ganze Woche an ihren Opel herumgeschraubt und warten nur noch darauf, dass die Strecke abtrocknet.

Es sind ruhige Menschen dabei und Verrückte, die Krieg führen: Auto- gegen Motorradfahrer, was sich lohnt, weil Motorräder auf den Geraden und Autos in den Kurven schneller sind. Die Hierarchie in der

Welt der Nordschleife ist kompliziert: Bei den Motorradfahrern gibt es die Sportler, die Tourenfahrer und die Chopper-Piloten, die bloß zeigen wollen, wie viel Kraft sie zwischen den Lenden haben. Bei den Pkw-Piloten gibt es die Golf- und die Manta-Fahrer, die sich immer noch hassen wie damals in den Achtzigern. Es gibt Porsche- und Ferrari-Chauffeure, die ein schnelles Luxus-Abenteuer suchen. Und es gibt jene, die sich für die wahren Kenner halten.

Das sind Männer wie Franz Jung, 57, aus Schwetzingen, der 1957 sein erstes Rennen sah und selbst Kart, Motocross, Slalom und Langstrecken fuhr. Jung ist kein reicher Mann, und deshalb kaufte er sich für 2000 Mark einen Kadett C, Baujahr 1978, den letzten Kadett mit Hinterradantrieb, die billigste Möglichkeit, schnell zu fahren.

Die Kiste wog damals 920 Kilogramm, und jetzt, ohne Rückbank, Beifahrersitz, Heizung und das ganze Zeug, wiegt sie 850. Jung hat Bremsen vom Omega eingebaut und Federn von Mercedes, die so lang sind, dass man zwei erhält, wenn man eine exakt in der Mitte durchsägt. Der rote Renner hat nun 180 PS und genießt als Oldtimer Sonderrechte beim TÜV. Jung, selbstgestoppte Bestzeit 8.30 Minuten, gilt als bester Wochenend-Fahrer, aber der schnellste ist Patrick R., 30, aus Essen mit seinem Porsche Turbo, Bestzeit 8.20 Minuten.

„Ich bin noch nie überholt worden“, sagt Patrick. Er fährt seit zwölf Jahren hier.

Patrick gewann früher auf einer Kartbahn in Kerpen gegen Ralf Schumacher, der mit seinem Gefährt umging wie mit einem Stück Holz. Weil Patrick kein Geld hatte und niemanden, der ihn förderte, wurde er Versicherungskaufmann; seither verbringt er seine Sonntage auf dem Nürburgring. Die Kurven und die Bodenwellen kennen viele so gut wie er – die Kunst ist zu wissen, wo die linke Straßenseite frisch asphaltiert wurde, wo also der Belag für welches Rad auch bei Regen griffig ist.

„Die Kunst ist, dort 185 zu fahren, wo man mit 190 abfliegen würde, und in zwölf Jahren nie abzufliegen“, sagt Patrick.

Als er zum Start rollt, gucken alle auf den Parkplätzen neidisch. Der Herr des Rings fährt in das „Hatzenbach“-Geschlängel, wo es schattig und deshalb noch nass ist. Dann mit 200 Stundenkilometern zum „Flugplatz“, wo alle vier Räder in der Luft sind – hier hob 1980 Manfred Winkelhock ab und überschlug sich achtmal.

Das „Schwedenkreuz“ ist ein schwieriges Stück, „wo man Mut braucht, um schnell in die Kurve zu fahren“; danach, in der „Fuchsröhre“, „da kann man voll durchfahren, auch im Regen“. Patrick tut's, an einem Reisebus und vier englischen Motorradfahrern vorbei. Wie in der Achterbahn wird er in seinen Rennsitz gepresst.

Der „Adenauer Forst“ ist der beste Platz für Zuschauer, die mit der Videokamera filmen wollen, wie die Laien scheitern. Die kommen mit 180 an und kennen jene



Tuchan-Motorrad nach dem Unfall: „Er hat die Linkskurve einfach nicht genommen“



Tuchans Jahreskarte

Der Wunsch, nicht Mittelmaß zu sein

Rechtskurve nicht, die nur mit 50 zu fahren ist; „die Streckenposten müssen ständig den Sand neu machen“, sagt Patrick. Vor ihm rast ein Golf, der sich nicht überholen lassen will, „den hat das Fieber gepackt“. Armer Wicht, viel zu lahm.

In die „Bergwerk“-Kurve „muss man spät reinfahren, dann früh aufs Gas, denn jetzt geht's bergauf“. Hier scheiterte 1976 Niki Lauda: Mit Tempo 250 brach der Ferrari nach rechts aus, raste in die Zäune, schlug gegen die Böschung, gegen ein anderes Fahrzeug und fing Feuer. Fast eine Minute lang saß Lauda im brennenden Auto; den Helm hatte er beim Aufprall verloren. Arturo Merzario, der Italiener, befreite den Weltmeister. „Mein Gott, wo ist sein Gesicht“, fragte „Bild“.

Patrick fährt jetzt 200 und überholt das „Ringtaxi“, einen BMW mit einem Profi am Steuer, den sich Touristen für 100 Mark mieten können, wenn sie das Nordschleifen-Gefühl kennen lernen wollen.

„Ich fahre Kreise ums Ringtaxi“, sagt Patrick.

Die „Hohe Acht“ ist ein kniffliges Stück; auf der Kuppe „kann man das Auto leicht verlieren, und dann wird es wieder teuer“. Danach bergab, Kurvendurchschnittsgeschwindigkeit 120 Stundenkilometer, „Gas halten, bremsen bringt nur Unruhe ins Fahrzeug“. Dann „Wippermann“, „Brünnchen“, „hier wollen viele Zuschauer was erleben“ – Stürze wie jenen von Ralf Tuchan.

Im „Pflanzgarten“ zwei Sprunghügel, dann der „Schwalbenschwanz“, „wenn's richtig Spaß machen soll, muss man Vollgas geben, da trennt sich die Spreu vom Weizen“. Und endlich die Zielgerade.

Fünf Millionen Kilometer werden jedes Jahr auf der Nordschleife gefahren. Drei Fahrer kamen dieses Jahr bislang um; es wird ein Rekordjahr. Seit 1927 starben fast 400 Menschen auf dem Ring. „8.8.“ haben Ralfs Freunde auf die Leitplanke am „Wippermann“ gesprüht, weil Kreuze an der Strecke unerwünscht sind.

„Dann wäre das hier der reinste Friedhof“, sagt Holger.

Ralf Tuchan hatte seinen Freunden erzählt, dass er Schluss machen wolle mit der Fahrerei, vielleicht schon nach diesem Wochenende, auf jeden Fall zum Jahresende. Zu Hause, auf seinem Schreibtisch, lagen die Papiere einer Risiko-Lebensversicherung. Die war am 1. August ausgelaufen, er wollte sie wohl verlängern.

Als Ralf Tuchan am 8. August verunglückte, war auch Matthias Held, 25, mit seiner Kawasaki auf dem Ring unterwegs. Er sah die Blutlache, den Leichenwagen und machte sich Gedanken übers Aufhören. Na ja, wie man halt so ins Grübeln kommt, wenn einer stirbt. Es regnet heute, „aber es geht schon, wenn man aufpasst“, sagt Held.

Für Holger, Ralfs Kumpel, war es am Anfang schwer, „den Kopf frei zu kriegen“. Als er ein paar Wochen später wieder auf der Nordschleife war, blickte er beim „Wippermann“ während jeder Runde zur Leitplanke. Das muss aufhören, denn die Nordschleife verlangt Konzentration, und natürlich hängt Holger an seinem Leben. Einmal ist auch er schon abgefliegen, aber er brach sich nur das Schlüsselbein und das Schulterblatt.

Manchmal fragt sich Holger Schubert, wie Ralf seine letzten Sekunden wahrgenommen hat. Viel Zeit hatte er ja nicht.

„Vermutlich hat er nur noch ‚Scheiße‘ gedacht“, sagt Holger. KLAUS BRINKBÄUMER

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Das Warten auf den Tod ist Folter“

Der US-Psychiater und Neurologe James Merikangas
über das Leben im Todestrakt, das amerikanische Justizsystem und das Wesen der Gewalt

SPIEGEL: Mr. Merikangas, waren Sie je Zeuge einer Hinrichtung?

Merikangas: Einmal bin ich dazu eingeladen worden. Es war seltsam: Ich bekam ein Kärtchen wie für ein Hochzeitsfest.

SPIEGEL: Aber Sie sind nicht hingegangen?

Merikangas: Der Termin wurde verschoben. Aber – so schrecklich es auch sein mag, bei einem Mord zuzusehen – ich wäre hingegangen. Es war schließlich der letzte Wunsch dieses Mannes gewesen.

SPIEGEL: Was treibt Sie dazu, Todeskandidaten zu untersuchen?

Merikangas: Ich interessiere mich für das Wesen der Gewalt. Und die gewalttätigsten Menschen finde ich in den Todeszellen.

neration der Hochsicherheitsgefängnisse, wo die Umstände absolut inhuman sind. Die Leute leben unter totaler Sinnesberaubung. Sie haben nie eine Möglichkeit, den Himmel zu sehen. Jeder menschliche Kontakt wird unmöglich gemacht.

SPIEGEL: Aber es gibt auch andere Gefängnisse?

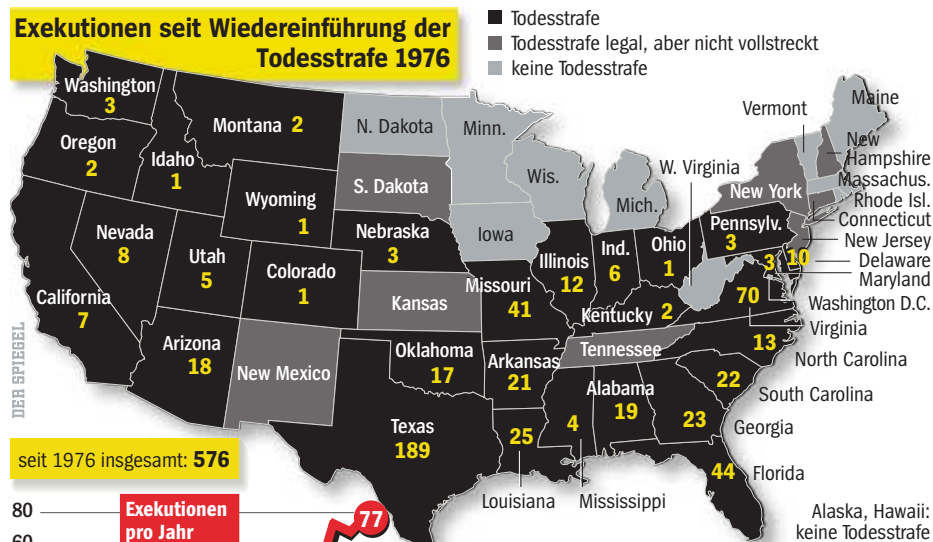
Merikangas: O ja. Als ich zum Beispiel zum ersten Mal in South Carolina im Todestrakt war, in einem sehr alten Gefängnis, da hat man mir einen Schlüssel in die Hand gedrückt. Wenig später befand ich mich in einem Raum allein mit 35 Gewaltverbrechern, und den Schlüssel hatte ich in der Tasche. Es war über 35 Grad heiß, deshalb

wählte ich für mein Interview den einzigen Raum mit Klimaanlage und etwas Ruhe: die Kapelle. Da saß ich also, allein mit einem Mörder. Plötzlich öffnete sich die Tür, und ein anderer Insasse fragte: „Was macht ihr in meinem Haus?“ Ich fragte: „Wer sind Sie denn?“ Und er: „Ich bin Gott. Und ihr seid in meinem Haus.“

SPIEGEL: Wie haben Sie reagiert?

Merikangas: Ich habe ihn freundlich gebeten: „Ich wollte nur diesen Gentleman hier in einer privaten Atmosphäre interviewen. Macht Ihnen das was aus?“ „Oh, das ist ok“, sagte er und ging wieder raus. Aber das ist Vergangenheit. Heute haben die da auch ein neues Gefängnis.

Exekutionen seit Wiedereinführung der Todesstrafe 1976



Wenn ich als Gutachter dabei auch noch der Gerechtigkeit helfen kann, ist das ein willkommener Begleiteffekt.

SPIEGEL: Unter welchen Umständen leben die Menschen, die Sie untersuchen?

Merikangas: Pelican Bay in Nord-Kalifornien zum Beispiel gehört zur neuen Ge-

* Im staatlichen Gefängnis von Starke. Der Stuhl stammt aus dem Jahre 1923 und wurde damals von den Häftlingen selbst gebaut. Als er im März 1997 benutzt wurde, kam es zum Skandal: Bei der Hinrichtung des Mörders Pedro Medina schossen 10 bis 15 Zentimeter lange Flammen unter der Gesichtsmaske hervor. Das Gespräch führte Redakteur Johann Grolle.

Die Todesstrafe

wurde in den USA 1972 abgeschafft, bereits 1976 aber wieder eingeführt. Vor allem in den vergangenen zehn Jahren nahm die Zahl der Hinrichtungen drastisch zu. James Merikangas, 60, hat als Gutachter mehr als 200 Insassen von Todeszellen psychiatrisch und neurologisch untersucht. Dabei lernte er wie wenige andere das Leben im Todestrakt kennen. Zugleich verfestigte sich sein Eindruck, dass viele Urteile fragwürdig und viele Straftäter einer willkürlich handelnden Justiz ausgeliefert sind. Gegenwärtig wertet er seine Interviews aus, um daraus Schlüsse über das Wesen von Gewalttätern zu ziehen.

Elektrischer Stuhl in Florida*

„Selbst Kinder werden verurteilt“





T. EVERKE

Psychiater Merikangas

„Falsches Geständnis leicht zu erzwingen“

SPIEGEL: Gibt es Sadismus seitens der Gefängniswärter?

Merikangas: Wenn Sie Kontrolle über andere haben wollen, ist ein Gefängnis ein guter Arbeitsplatz. Es gibt sicher viele Wärter, die so normal sind wie Sie und ich. Aber es gibt auch andere. Es gab einmal eine Studie, die hat Wärter und Insassen psychologisch verglichen. Die Forscher haben keinen Unterschied gefunden.

SPIEGEL: Was unterscheidet Häftlinge auf Lebenszeit von Todeskandidaten?

Merikangas: Für ewig im Gefängnis zu sein ist schon schlimm genug. Wie soll das weitere Leben aussehen? Einige begehen Selbstmord. Andere leben von der Hoffnung auf Begnadigung. Ich glaube, ich würde versuchen auszubrechen.

Aber wenn Sie auf Ihre Exekution warten und nicht wissen, wann: Das ist Folter. Oder wenn es heißt: „Freitag in zwei Wochen“. Und am Freitag gibt es doch noch einen Aufschub.

SPIEGEL: Kann man sich auf die Hinrichtung vorbereiten?

Merikangas: Ich habe mal einen gefragt: „Wie finden Sie es, für etwas getötet zu werden, das Sie gar nicht getan haben.“ Er hat nur geantwortet: „Wissen Sie, Doc, ich hab eine Menge anderer Dinge gemacht.“

SPIEGEL: Wie viele wollen sterben?

Merikangas: Das Problem ist ja: Wenn die Leute sterben wollen, lässt man sie nicht. Wenn sich einer selbst umbringt, sieht es nicht wie eine Strafe aus.

SPIEGEL: Wenn Sie als Gutachter für die Verteidigung arbeiten, fühlen Sie sich dann vom Staat wie ein Feind behandelt?

Merikangas: Ja, ich bin eindeutig der Feind. Die Staats-Psychiater hingegen sind Teil des Teams. Die sagen: Wieso, der ist doch völlig gesund. Und die Jury bewertet ihr Wort oft höher als das von so einem liberalen Typ aus Yale. In Texas gab es einen Gutachter, der systematisch bei Prozessen aussagte, dass von den Angeklagten eine große Gefahr ausgehe – obwohl er diese Menschen nie gesehen hatte. Zwar wurde ihm die Arbeit als Gutachter inzwischen untersagt, aber das hilft all jenen nicht mehr, die auf Grund seiner



Henry Lee Lucas

ist der einzige Gefangene in Texas, der während der Amtszeit von Gouverneur George W. Bush begnadigt wurde. Die Milde wurde ausgerechnet einem mutmaßlichen Serienkiller zuteil, der sich selbst brüstet, 600 Morde begangen zu haben. Für das ihm in Texas zur Last gelegte Verbrechen jedoch hatte er ein unanfechtbares Alibi.

Aussage hingerichtet wurden. Oder ein anderer Fall in West Virginia: Ein Arzt fälschte dort hunderte von Laborberichten, nur damit Leute verurteilt werden konnten.

SPIEGEL: Woher rührt das Bedürfnis der Amerikaner, Mörder auf dem elektrischen Stuhl zu sehen?

Merikangas: Unter den wichtigen Staaten der Welt scheinen Iran, China und die USA die Einzigen zu sein, die noch in großer Zahl Todesurteile vollstrecken. Ich frage mich auch, warum. Nicht einmal Kinder sind bei uns sicher vor einem Todesurteil. Der jüngste Mörder, den ich gesehen habe, war 15. Als Arzt empfinde ich da nur Hilflosigkeit.

SPIEGEL: Begünstigt das US-System die Todesstrafe?

Merikangas: Entscheidend ist, dass der Job des Anklägers ein politischer ist. Vielerorts werden sie gewählt. Und in der Wahlkampagne müssen sie den starken Mann markieren. Sie prahlen richtig damit: „Ich habe so und so viele Leute auf den elektrischen Stuhl gebracht.“ Denn das ist es, was die Leute wollen. Auch George Bush Junior musste als Gouverneur von Texas Leute hinrichten lassen, um zu beweisen, dass er ein Mann ist.

SPIEGEL: Er hat mehr als hundert Todesurteile ausführen lassen, mehr als jeder an-

dere US-Gouverneur seit Wiedereinführung der Todesstrafe im Jahr 1976. Und jetzt will er, wie sein Vater, Präsident werden ...

Merikangas: Das Problem ist, dass unser Justizsystem auf der Idee beruht, dass jeder seinen freien Willen hat. Das Übel ist im Herzen, wie es Bush ausgedrückt hat. Mörder haben sich also entschieden, schlecht zu sein. Und deshalb müssen sie sterben. Mit der Wirklichkeit hat das praktisch nichts zu tun. Die Fälle, die ich zu sehen kriege, sind die, wo ein Mann seine Frau in betrunkenem Zustand erschlagen hat oder wo einer aus Dummheit einen Angestellten beim Ladendiebstahl erschießt.

SPIEGEL: In den letzten zehn Jahren haben DNS-Analysen mindestens zehn zum Tode Verurteilten das Leben gerettet, weil sich zeigte, dass sie unschuldig waren. Auf einer Konferenz in Chicago trafen sich Ende letzten Jahres sogar 36 Ex-Insassen der Todesstrafe. Warum gibt es so viele Fehlurteile?

Merikangas: Das größte Problem sind falsche Geständnisse. Sie lassen sich so leicht erzwingen. Oft ist es der Mann in der Nebenzelle, der behauptet: „Er hat mir von dem Mord erzählt.“ Und der wird dann zur Belohnung freigelassen. Oder die Polizei macht Gebrauch von einer subtilen Form der Folter: Sie erlauben etwa einem Teenager nicht, seine Eltern zu sehen, und sagen: „Wenn du zugibst, dass du es warst, dann darfst du deine Mutter sehen.“ Die Mehrheit der Insassen in den Todeszellen sind da ja nicht, weil brillante Detektivarbeit sie überführt hätte. Die meisten sind da, weil sie gestanden haben.

SPIEGEL: Was geschieht, wenn sich Ihr Wunsch, den Patienten vor der Todesstra-

fe zu retten, und Ihre medizinische Diagnose widersprechen?

Merikangas: Eigentlich kann die Wahrheit nicht im Widerspruch zur Gerechtigkeit stehen. Aber es gibt natürlich Fälle, wo ich keinerlei Anzeichen von psychischer Krankheit und keine Hirnverletzungen sehe. Dann muss der Anwalt entscheiden, was er damit anfängt. Wahrscheinlich wird er gut daran tun, vor Gericht nichts über meine Gutachten zu sagen. Aber mein Job ist es, die Wahrheit zu sagen.

SPIEGEL: Entspricht es Ihrer Erfahrung, dass die Mehrzahl der Todeskandidaten psychisch krank ist?

Merikangas: Genaue Zahlen darüber gibt es nicht, weil wir diese Frage nicht untersuchen dürfen. Die Regierung will die Antwort darauf gar nicht wissen.

Jedenfalls hatten 40 Prozent derer, die ich untersucht habe, eindeutig nachweisbare Hirnschäden.

Und mindestens 80 Prozent waren psychisch krank. Aber das ist natürlich keine allgemeine Aussage: Ich kriege ja nur die Leute zu sehen, bei denen es bereits einen Verdacht auf eine seelische Störung gab.

SPIEGEL: Sind nicht viele der Insassen von Todeszellen einfach deshalb verrückt, weil sie in der Todeszelle sitzen?

Merikangas: Erstaunlich wenige. Viele fangen im Gegenteil an, Bücher zu lesen oder zu studieren. Denken Sie nur an Cervantes: Er schrieb Teile seines Don Quijote im Gefängnis. Seneca saß hinter Gitter, genau

Walter und Karl LaGrand

wurden im Frühjahr dieses Jahres im US-Staat Arizona hingerichtet – als erste deutsche Staatsbürger seit einem halben Jahrhundert. Gegenwärtig sitzen noch drei weitere Deutsche in amerikanischen Todesktrakt. Über alle internationalen Proteste setzten sich die US-Behörden bisher hinweg. Allein in den letzten drei Jahren exekutierten sie elf Ausländer. In keinem Fall waren die Opfer bei der Verhaftung auf ihr Recht hingewiesen worden, sich an ihre Botschaft zu werden.



wie Dostojewski. Sie alle überlebten dank ihres Intellekts.

SPIEGEL: Wollen Sie sagen, dass es in den US-Gefängnissen von Dostojewskis oder Senecas wimmelt?

Merikangas: Nein, die meisten sind natürlich alles andere als intelligent. Aber nehmen Sie zum Beispiel Mumia Abu-Jamal, ein Schwarzer, der verurteilt wurde, weil er einen Polizisten ermordet haben soll. Er hat seine Erfahrungen in einem Buch beschrieben. Und er hatte eine Radio-Show: Er hat sie im Gefängnis mit einem Kassettenrecorder aufgenommen und schickte seine Tapes an den Sender – bis das verboten wurde.

SPIEGEL: Welchen Nutzen hat Ihre Forschung? Hilft sie, der Gewalt vorzubeugen?

Merikangas: Gewalt ist sehr häufig eine Folge von Depressionen. Ein großer Teil der Gewalt zwischen Mann und Frau zum Beispiel. Auch viele Alkoholiker greifen zur Flasche, weil sie depressiv sind. Und das lässt sich schlicht mit Psychotherapie und mit Antidepressiva behandeln – und der Patient wird nicht mehr gewalttätig sein.

SPIEGEL: Das klingt ein bisschen zu einfach.

Merikangas: Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Ein junger Mann, ein Karate-Experte, hatte einen Job als Rausschmeißer in einer Bar. Er hatte seine eigene Weise, den Kunden klarzumachen, dass sie das Lokal verlassen sollten. Er brach einem Kunden das Bein –

Merikangas: Das führt uns auf die philosophische Frage des Körper-Seele-Problems: Was ist der freie Wille? Ich, als Neurologe und Psychiater, gehe davon aus, dass das Gehirn das Organ des Verhaltens ist. Und ein beschädigtes Hirn verursacht beschädigtes Verhalten.

SPIEGEL: Gibt es Siege vor Gericht, auf die Sie stolz sind?

Merikangas: Es gibt wenig Grund, stolz zu sein. Ein Fall in Connecticut, der viel geändert hat, war der eines Mannes, der eine

eben noch geschlagen werden. Im Allgemeinen bedeutet es für die Anwälte schon einen Sieg, wenn es ihnen gelingt, die Todesstrafe abzuwenden. Für mich bedeutet es immer noch Unrecht. Denn Kranke sollten in ein Krankenhaus kommen, nicht in den Knast. Die Statistik der vergangenen Jahre zeigt: Je weniger Leute in der Psychiatrie sind, desto mehr landen im Knast.

SPIEGEL: Gelingt es denn nie, einen Verbrecher in die Psychiatrie statt in den Knast zu bringen?

Merikangas: Extrem selten. Ich wurde zum Beispiel zu Rate gezogen in einem Fall, wo jemand in einer hoch rituellen Form seine Familie ermordet hatte. Er benutzte einen Feuerlöscher, ein Messer, Eis und ein Schwert. Dann malte er die ganze Wohnung rot an. Es gibt irgendeine Stelle in der Bibel, nach der er das alles ausgearbeitet hatte. Er war furchterlich psychotisch und feuerte all seine Anwälte – und er hatte verdammt gute Anwälte. Ich habe ihn untersucht und kam zu dem Schluss: Er ist völlig unfähig zu begreifen, was er tut.

SPIEGEL: Trotzdem wurde er ins Gefängnis gesteckt?

Merikangas: Der Richter hat ihn erst ins Krankenhaus geschickt, wo er zwangsmedikamentiert wurde. Dann, wieder ansprechbar, wurde er erneut vors Gericht zitiert. Und was hat er getan? Er hat darauf verzichtet, auf geistige Krankheit zu plädieren, weil er genau wusste, dass er aus der Psychiatrie nie wieder herauskommen würde.

SPIEGEL: Persönliche Beziehungen unterhalten Sie mit keinem Ihrer Patienten in den Todeszellen?

Merikangas: Nein. Wenn ich ehrlich bin, gibt es auch nicht allzu viele, mit denen ich privat Kontakt haben wollte.

SPIEGEL: Verfolgen Sie das weitere Schicksal Ihrer Patienten?

Merikangas: Das ist oft schwierig. Manchmal melden sich die Anwälte nie mehr. Für sie bin ich nur ein Werkzeug, das sie benutzt haben. Und dann lese ich eben in der Zeitung, wenn jemand hingerichtet wird oder einen neuen Prozess bekommt.

SPIEGEL: Beschäftigt es Sie, wenn Sie wissen: Heute Nacht wird derjenige umgebracht, den ich untersucht habe?

Merikangas: Natürlich. Aber glücklicherweise sind es bisher nur sehr wenige. Vielleicht liegt es nur daran, dass es bis zur Hinrichtung so lange dauert. Aber vielleicht gibt es ja doch so etwas wie Erfolge.

SPIEGEL: Mr. Merikangas, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Paris Carriger

entkam seiner Hinrichtung durch fleißiges Briefeschreiben. Aus dem Todestrakt baute er im Laufe vieler Jahre zu insgesamt 2600 Menschen Briefkontakte auf. Seine engsten Brieffreunde bezahlten Carriger schließlich teure Anwälte, die vor Gericht dann seine Unschuld beweisen konnten.

und wurde gefeuert. Er schlug auch seine Frau, und als ihn jemand mit dem Wagen abgedrängelt hatte, jagte er ihm nach, zerschlug das Wagenfenster, zog den Fahrer raus und verdrosch ihn. Er selbst war bestürzt über sein Verhalten und kam in meine Praxis. Also gab ich ihm das Medikament Carbamazepin, einen Stimmungsstabilisator, der plötzlichen gewalttätigen Ausbrüchen vorbeugt. Wenn ihn jetzt ein anderer im Verkehr schneidet, sagt er: „Na ja, wieder so ein Idiot.“

SPIEGEL: Glauben Sie, Gewalttätigkeit lasse sich auf biologische Ursachen zurückführen?

Frau ermordet hatte und das Rückgrat ihres Babys gebrochen hat. Eine schreckliche Sache und damit genau das, was ein Ankläger für sein Plädoyer braucht. Ich habe diesen Mann untersucht und nachgewiesen, dass er eindeutig verrückt war. Die Jury hat ihn nicht zum Tod verurteilt.

Allerdings setzte der Ankläger danach alles daran, das Gesetz zu ändern. Er forderte, je schrecklicher das Verbrechen, desto kränker müsse der Täter sein, um der Todesstrafe zu entgehen. Und tatsächlich: Das Gesetz wurde geändert.

SPIEGEL: Und das betrachten Sie als Sieg?

Merikangas: Im Prozess war es ein Sieg. Immerhin haben wir einen Menschen vor dem Tod bewahrt. Die nächste Schlacht muss



Studentenunruhen in Jakarta

INDONESIEN

Lieber Schlaf als Ränkespiel

Vier Monate nach dem Sieg der indonesischen Opposition in den ersten freien Parlamentswahlen seit 1955 muss deren Spitzenkandidatin Megawati Sukarnoputri noch immer um den Ausgang des Rennens um die Präsidentschaft bangen. Kritiker und Parteifreunde werfen der Tochter des Staatsgründers Sukarno vor, sie habe es im Freudentaumel nach dem Urnengang versäumt, genügend Stimmen hinter sich zu bringen. Zwar verfügt Megawatis Partei PDI-Kampf im 500-köpfigen Parlament über fast ein Drittel der Stimmen. Zur Präsidentschaftswahl am Mittwoch wird das Parlament aber mit 200 Vertretern der Provinzen und gesellschaftlichen Gruppen zur so genannten Beratenden Volksversammlung aufgestockt. Megawati, der nachgesagt wird, dass sie einen guten Mittagschlaf dem politischen Ränkespiel vorzieht, hat sich um diese Vertreter wenig bemüht.

Ganz anders handelte der geschmeidige Amtsinhaber B. J. Habibie, dem angeblich enge Mitarbeiter beisprangen, die seine Wahlkampfkasse mit Millionenbeträgen aufstockten – das Geld soll von einer verstaatlichten Bank zugeflossen sein. Zusätzliche Unterstützung verspricht sich Habibie von der Berufung des Verteidigungsministers und Generalstabchefs Wiranto zum Vizepräsidenten. Das Pech für Habibie: Wenn ein Rechenschaftsbericht, den er der Beratenden Volksversammlung vorgelegt hat, abgelehnt würde, droht ihm das politische Ende. Er müsste dann im letzten Augenblick seine Präsidentschaftskandidatur zurückziehen. Bei schweren Unruhen forderten Studenten Habibie letzte Woche auf, genau das zu tun. Für die Konkurrentin Megawati würde dann nur noch der fast blinde Muslimführer Abdurrahman Wahid gefährlich sein. Obwohl der Vorsitzende des größten Muslimverbands seinen Gefolgsleuten lange geraten hatte, sich für die Oppositionsführerin zu entscheiden, ging er überraschend auf Distanz zu ihr. Grund: Auf einer gemeinsamen Flugreise zu den Gräbern von Sukarno und Wahids Vater habe Megawati sich geweigert, über die Zukunft des Landes zu sprechen. Sie habe lieber geschlafen.



Megawati



Habibie



Wahid

BALKAN

Aufbauhilfe statt Waffengeld

Der iranische Außenminister Kamal Charrasi hat dem Balkan-Koordinator Bodo Hombach die Beteiligung der islamischen Länder am Stabilitätspakt für die Region offeriert. Der Iraner ist zurzeit Vorsitzender der Organisation Islamische Konferenz. In dieser Eigenschaft will er sich demnächst mit



Balkan-Koordinator Hombach

Hombach treffen. Der nahm das Angebot unter der Bedingung an, dass bei der Begegnung auch über das Problem

der „Finanzierung paramilitärischer Kräfte“ durch islamische Länder auf dem Balkan gesprochen werde. Der Iraner hatte keine Einwände. Hombachs Plan: Er will die Islam-Staaten überreden, nicht die vor allem in Bosnien operierende Soldateska von Moslem-Freischärlern mit Öldollars zu beglücken, sondern das Geld lieber offiziell und transparent in die Projekte des Stabilitätspaktes zu stecken. Eine Beteiligung an diesen Bemühungen, lockt Hombach, werde die Islam-Staaten international aufwerten.

IRAK

„Washington will Vasallen im Sattel“

Tarik Asis, 61, Vizepremier und enger Vertrauter von Staatschef Saddam Hussein, über den Streit um das Uno-Embargo

SPIEGEL: In der Uno-Vollversammlung sind die Sanktionen gegen Ihr Land heftig umstritten. Rechnen Sie mit einem Ende des Boykotts?

Asis: Wir verlangen, dass die unmenschlichen Maßnahmen endlich beendet wer-

den. Aber man hat uns noch nicht einmal eingeladen, um unseren Standpunkt darzulegen.

SPIEGEL: Erfüllt Bagdad denn alle Uno-Auf-

Asis: Wir haben alles getan, was von uns verlangt wurde: Kuwait ein für alle Mal als unabhängigen Staat anerkannt und sogar die uns aufgezwungene neue Grenz-

SPIEGEL: ... und gleichzeitig die Uno-Kontrolleure aus dem Land geworfen.

Asis: Der Irak hat alle beanstandeten Waffen und Fertigungsstätten vernichtet und ist weiterhin zu echter Zusammenarbeit bereit. Drei der fünf ständigen Mitglieder des Weltsicherheitsrats – Russland, China und auch Frankreich – sind mit dem Boykott schon lange nicht mehr einverstanden. Doch sie scheitern immer wieder am Veto der Amerikaner und Briten.

SPIEGEL: Könnte der Irak mit entschärften Sanktionen leben?



Asis



Irakische Ölpipeline nach amerikanischem

Asis: Das könnte tatsächlich ein Ergebnis sein. Aber den Engländern und Amerikanern geht es nur um den Sturz unserer Regierung. Washington will in Bagdad ein Vasallen-Regime in den Sattel heben.

SPIEGEL: Der Irak hat einen hochgestellten Fürsprecher: Papst Johannes Paul II. kritisierte die Flugzeugangriffe der Amerika-

TUNESIEN

Putsch gegen den Alten

Der italienische Geheimdienst hat 1987 den Machtwechsel in Tunesien organisiert. Das enthüllte jetzt der damalige Chef des militärischen Abwehrendiensts (Sismi), Admiral Fulvio Martini. „In einer Art von Putsch“, so behauptet

der pensionierte Agentenchef, habe man den charismatischen, aber eigensinnigen tunesischen Staatschef Habib Burgiba, der das nordafrikanische Land seit der Unabhängigkeit im Griff hatte, durch General Sein al-Abidin Ben Ali ersetzt. Der regiert noch heute in Tunesien. Kommenden Sonntag stellt er sich zum dritten Mal zur Wahl. Der damalige Premierminister Bettino Craxi und dessen Außenminister Giulio Andreotti hätten schon Anfang 1985 die Order gegeben, so Martini, Burgiba gewaltfrei zu entmachten. Beide dementieren eher lau: Andreotti kann sich „an nichts dergleichen erinnern“, Craxi ist der Vor-



Präsident Ben Ali, Burgiba

gang „nicht bekannt“. Nach Darstellung des Sismi-Admirals wurde der Putsch-Plan 1984 ausgeklügelt, um ein militärisches Eingreifen Algeriens im Nachbarland zu verhindern. Algier sorgte sich um einen wichtigen Devisenbringer, die Gasleitung nach Europa, die mitten durch Tunesien führt und dort durch islamistische Burgiba-Gegner gefährdet schien. Rom bat die algerischen Machthaber um Geduld und leitete eine „außenpolitische Operation ein“ (Martini). Im tunesischen Innenminister und früheren Geheimdienst-Boss Ben Ali fand sich ein geeigneter Kandidat, in Artikel 57 der tunesischen Verfassung eine Klausel, die dem Coup ein rechtsstaatliches Gewand gab: Ist

ein Präsident zu krank, um ordentlich zu regieren, darf er abgesetzt werden. Am Abend des 6. November 1987 war es so weit: Sieben Mediziner unterschrieben ein entsprechendes Bulletin, kurz nach Mitternacht drangen Soldaten in den Präsidentenpalast und erklärten den „Großen Alten“ zum Pensionär.

ARGENTINIEN

Befremdliche Thesen

Mit einem schwülstigen Erinnerungsbuch bereitet der scheidende argentinische Präsident Carlos Menem seine Rückkehr im Jahr 2003 vor. In den weitgehend von einem Ghostwriter



Menem beim Tango



Raketenangriff

ner und Briten auf militärische Anlagen im Irak als „Aggression“. Sehen Sie den für Dezember vorgesehenen Papst-Besuch im Irak als Bestärkung Ihrer Politik?

Asis: Seine Heiligkeit – ich bin übrigens selber Christ – besucht unser Land als Pilger. Wofür und wogegen er sich aussprechen will, wird er selbst entscheiden.

verfassten Memoiren mit dem Titel „Universos de mi tiempo“ (Welten meiner Zeit) verklärt das peronistische Staatsoberhaupt seine zehnjährige Regierungszeit und erörtert befremdlich klingende Thesen. So spricht er sich gegen Scheidung und Abtreibung aus – offenbar, um seinen Ruf als leichtlebiger Parvenü zu korrigieren. Dabei hat er sich schon vor Jahren von seiner Frau Zulema getrennt, die vor kurzem eingestand, dass sie vor 30 Jahren mit Menems Einverständnis abgetrieben habe. Dem mit Zitaten vom früheren französischen Staatspräsidenten François Mitterrand und Bibeln versen geschmückten Buch sollen weitere Werke mit Ereignissen aus Menems Amtszeit folgen. Diese Ankündigung ist offenbar als Drohung an seine politischen Gegner gerichtet. Bei den Wahlen am kommenden Sonntag darf Carlos Menem aus verfassungsrechtlichen Gründen nicht antreten. Der Kandidat seiner peronistischen Partei hat wenig Chancen. Dem voraussichtlichen Sieger Fernando de la Rúa von der Radikalen Partei will Menem als Oppositionsführer sozusetzen, dass er in vier Jahren selber als Retter des Vaterlands an die Macht zurückkehren kann.



„Stealth“-Bomber F-117A

TARNKAPPENBOMBER

Trümmer verkauft

Wo befinden sich die Wrackteile der amerikanischen Tarnkappenmaschine vom Typ F-117A „Nighthawk“, die am 28. März nordöstlich von Belgrad abgeschossen wurde? Russische Militärs behaupteten bisher, die Trümmer mit ihrer geheimen Schicht aus radarschluckenden Werkstoffen seien nach China gebracht worden – als freundschaftliche Geste der Serben, die Peking nach dem Bombenangriff auf die chinesische Botschaft in Belgrad als Verbündeten gewinnen wollten. Erstmals hat sich nun der Befehlshaber der U. S.



Serben auf Tarnbomber-Tragfläche

Air Force, General Michael Ryan, im Fachblatt „Aviation Week“ zum Verbleib der „Nighthawk“-Reste geäußert: „Die Serben haben sie offenbar jemandem überlassen, der Geld bezahlt hat – die brauchen viel Bares.“ Beamte des US-Verteidigungsministeriums geben an, dass die Trümmer aber nicht nach China, sondern nach Russland gebracht wurden: Moskaus Rüstungstechniker seien hauptsächlich an den Infrarotziel- suchsystemen und Lasergeräten der F-117A interessiert. Die Chinesen hingegen wären nicht fähig gewesen, die Technologie der „Stealth“-Maschine nachzubauen.

BÜCHER

Europas Himmel und Hölle

Dass der Balkan, zumindest der Mentalität nach, südlich von Frankfurt beginnt, ist wohl eine Mär bössartiger Nordlichter. Derart Abtrüggliches käme Dorothea Gräfin Razumovsky, 64, einer geborenen Hessen-Prinzessin, kaum in den Sinn. Harsch geht die Publizistin, lange Jahre in Belgrad auf Posten, mit jenen Westeuropäern ins Gericht, die in der Region zwischen Karawanken, Kosovo und Kreta hochmütig Europas wilden, antizivilisatorischen Hinterhof sehen. Befand doch schon Bismarck, der barbarische Balkan sei nicht „die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers wert“. Dabei gab es hier schon blühende Kulturlandschaften, als das Gros der West- und Nordeuropäer noch als Halbwilde herumirrte. Höhnisch belehrte der Kommunist Georgi Dimitrov beim Reichstagsbrand-Prozess 1933 die

Ankläger aus dem Nazi-Herrenvolk, seine „primitiven“ Bulgaren hätten längst eine eigene, von den Slawen-Aposteln Kyrillos und Methodios geschaffene Schriftsprache benutzt, als deutsche Gelehrte und der deutsche Adel noch ausschließlich Lateinisch schrieben, weil sie sich der deutschen Sprache schämten. Noch Kaiser Karl V. sprach Deutsch nur zu seinem Pferd. Gewiss: Der Balkan war zeit lebens friedlos – unter dem halb barbarischen Hellenen Alexander dem Großen wie im Spannungsfeld zwischen Rom und Byzanz; mit dem Einwandern der Slawen, den Kreuzzügen und unter der Herrschaft von Osmanen wie Habsburgern.

Akribisch, mit enormer Detailfülle und ohne Angst vor befremdlichem Knoblauchduft hellt Dorothea Razumovsky den kulturhistorischen Hintergrund dieser Region an der Schnittstelle zwischen Orient und Okzident auf. Ein Buch, das souverän den Bogen schlägt bis zu den ethnischen Konflikten dieser Tage „und der neuen Demarkationslinie, die Europa in Himmel und Hölle teilen wird“.



Dorothea Gräfin Razumovsky: „Der Balkan“. Piper Verlag, München; 421 Seiten; 44 Mark.

PAKISTAN

Der Putsch des Racheengels

Premierminister Nawaz Sharif verlor den Machtkampf gegen die Armee. General Pervez Musharraf putschte nach minutiösem Plan und regiert jetzt unter Ausnahmezustand. Doch der neue starke Mann ist schon gewarnt: Die USA dulden keine Junta.

Er entmachtete einen Präsidenten und den obersten Richter, er erzwang den Rücktritt zweier Admirale und eines Armeechefs. Er strangulierte die Presse, schüchterte jegliche Opposition ein und ließ Demonstranten, die gegen solche Willkür aufmuckten, ins Gefängnis werfen.

Er versuchte, das politische und das Rechtssystem zu islamisieren und neue Steuern einzuführen. Seine Familie hortete Geld und Macht, während sein Land immer tiefer in Armut versank – nach Jahrzehnten kostspieligen Säbelrasseln, wegen internationaler Sanktionen und exorbitanter Staatsschulden. Und er gehorchte dem Amerikaner Bill Clinton, indem er den jüngsten Waffengang gegen den Erzfeind Indien mit einem unrühmlichen Rückzug beendete.

Der Putsch am vorigen Dienstag gegen Pakistans Premierminister Nawaz Sharif, 49, kam wahrlich nicht überraschend. Gerüchte über einen bevorstehenden Staatsstreich kursierten schon seit Monaten. Nun ist General Pervez Musharraf, 56, der neue starke Mann. Seine Machtübernahme erfolgte nach minutiösem Plan – eine unblutige, seit drei Wochen bis ins Detail vorbereitete Operation.

Am Dienstag vergangener Woche, um 17.30 Uhr, gab das Staatsfernsehen die Entlassung Musharrafs durch Sharif bekannt. 40 Minuten später verwandelte sich die Nachrichtensendung in ein Standbild, und das 10. Corps der Armee, bekannt als Königsmacher der pakistanischen Politik, setzte in einer landesweiten Blitzaktion den Premier, seine Minister und den einflussreichen Sharif-Bruder Shabbaz unter Hausarrest. In der Hauptstadt Islamabad fielen Warnschüsse, Stiefelschritte hallten durch die Straßen, patriotische Musik erscholl, das Telefonnetz wurde abgeschaltet. Mehr war nicht.

Musharraf selbst befand sich während des Umsturzes noch in der Warteschleife. Um 15.45 Uhr hatte er in Sri Lanka, wo er eine Konferenz besuchte, den Heimflug angetreten. Am frühen Abend, in Karatschi, wollten ihn regierungstreue Fluglotsen



Kontrahenten Sharif, Musharraf*: „Der Demokratie nicht den geringsten Dienst erwiesen“

zunächst nicht landen lassen; das Flugzeug hatte bald kaum noch Sprit. Da stürmten schwer bewaffnete Soldaten den Airport – Punkt 19.47 Uhr setzte die Maschine der Pakistan International Airlines auf dem Rollfeld auf.

Zwei Stunden später flimmerte ein schmales Textband über die TV-Schirme. Die Nation erfuhr vom Machtwechsel.

Musharrafs 138 Millionen Landsleute, sofern sie nicht Sharif-Anhänger waren und vorsichtshalber zu Hause blieben, nahmen den Coup d'état wie ein Naturereignis hin. Banken und Börse blieben am Mittwoch zunächst geschlossen, aber die Geschäfte öffneten, Grünhocker priesen lautstark wie gewohnt ihr Gemüse an, die Gassen waren mit dem üblichen Passantengewusel verstopft. Sogar der „Freundschaftsbus“ zwischen Lahore und Neu-Delhi, die Erfindung Sharifs und seines indischen Amtskollegen Vajpayee, verkehrte weiter.

* Bei einem Besuch der Grenztruppen am 16. Juli.

Als „totales Gefühl der Erleichterung“ beschrieb die Menschenrechtlerin und Anwältin Asma Jehangir die vorherrschende Stimmung in der Hauptstadt Islamabad. „Sharif hat der Demokratisierung Pakistans nicht den geringsten Dienst erwiesen.“

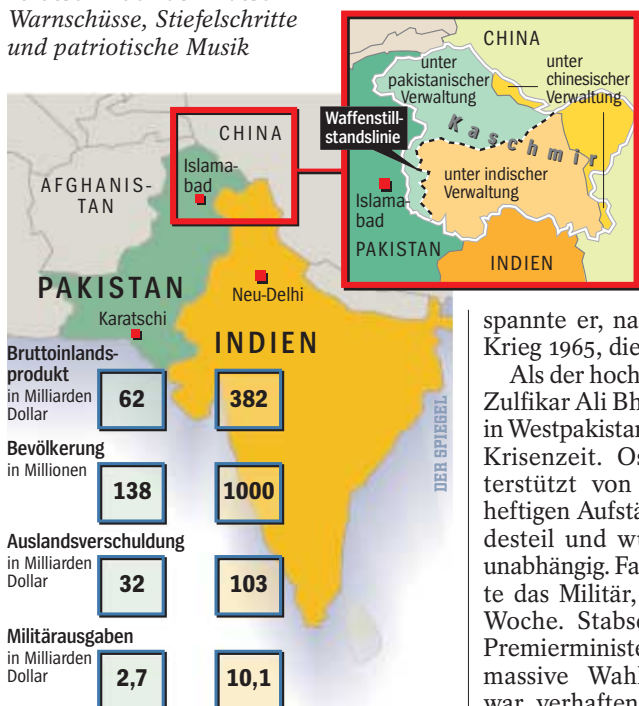
Aus solcher Enttäuschung, aber auch aus Erfahrung reagierte die Bevölkerung gelassen. Wann immer das am 14. August 1947 durch Teilung Britisch-Indiens hervorgegangene und 1956 zur Islamischen Republik erklärte Land von Unruhen geschüttelt wurde, hatte die Armee eingegriffen. Fast die Hälfte der Zeit herrschten Generäle über die zu 97 Prozent muslimischen Pakistaner.

Sharifs Vorgängern machte schon der Geburtsfehler ihrer Nation, die Teilung in ein westliches und ein östliches Staatsgebiet, dazwischen Indien, zu schaffen. Zwölf Millionen Flüchtlinge wechselten über die Grenzen. Ein Regierungswechsel folgte dem anderen, bis 1958 der hilflose Präsident Iskander Mirza seinem Armee-Oberbefehlshaber Mohammed Ayub Khan freie



ZADA / SIPA

Karatschi nach dem Putsch Warnschüsse, Stiefelschritte und patriotische Musik



Hand gab, für Ordnung und Stabilität zu sorgen. Khan, mit unumschränkter Machtbefugnis ausgestattet, schob die Wirtschaft an und lenkte das prowestliche Pakistan in ein ausgewogeneres Verhältnis zu den Großmächten USA, UdSSR und China. Zudem entspannte er, nach dem zweiten Kaschmir-Krieg 1965, die Beziehungen zu Indien.

Als der hochfahrende Ex-Außenminister Zulfikar Ali Bhutto 1970 die freien Wahlen in Westpakistan gewann, war schon wieder Krisenzeit. Ostpakistan löste sich, unterstützt von indischen Truppen, nach heftigen Aufständen vom westlichen Landesteil und wurde 1971 als Bangladesch unabhängig. Fast sechs Jahre später putschte das Militär, gewaltlos wie auch vorige Woche. Stabschef Zia ul-Haq ließ den Premierminister Bhutto, der offenbar für massive Wahlfälschung verantwortlich war, verhaften und am 4. April 1979 nach

Verurteilung in einem fadenscheinigen Prozess wegen Anstiftung zum Mord hinhängen.

Der machthungrige Zia verfolgte einen strikten Islamisierungskurs, und Pakistan wurde zu Beginn des sowjetischen Einmarsches in Afghanistan Ende 1979 Frontstaat. Zeitweilig regierte Zia unter Kriegerecht – aber mit Billigung der USA, für die Pakistan ein strategisch wichtiger Verbündeter war. 1988 starb Zia ul-Haq bei einem Flugzeugabsturz. In der Folge führten abwechselnd die herrische Bhutto-Tochter Benazir und der Chef der Pakistan Muslim Liga (PML), Nawaz Sharif, die Regierungsgeschäfte. Sharif entledigte sich der Rivalin schließlich auf juristischem Weg: Bhutto wurde wegen Korruption angeklagt und ging ins Londoner Exil, ihr Mann Asif Ali Zardari blieb in Haft.

Um sein Land steuern zu können, in dem Terror, Bestechung, Vetternwirtschaft und bürokratisches Chaos Alltag sind und das Pro-Kopf-Einkommen nur 480 Dollar jährlich beträgt, musste Sharif sich das Wohlwollen des Militärs sichern – wie sei-



Ex-Premierministerin Bhutto
„Sehr mutiger Soldat“

ne Vorgänger. Seit 1988 wurde noch jede Legislaturperiode vorzeitig beendet. Doch Sharifs Allianz war labil, und sie zerbrach nach dem Kaschmir-Konflikt im Sommer dieses Jahres.

Zwei Atommächte führten da gegeneinander Krieg. Pakistans Generäle stellten Sharif zum Teil vor vollendete Tatsachen. Ihre Offensive, für die der Zeitpunkt günstig schien, führte zu einer innenpolitischen Machtprobe und war zugleich ein außenpolitischer Test, welchen Stellenwert ihr seit 1998 nuklear aufgerüsteter Staat hat. Das Ergebnis war ernüchternd: Sharif knickte ein – und blamierte in den Augen der Hardliner die pakistanischen Interessen gründlich.

Als er auch noch Musharraf, dem Antreiber der Invasion auf indisches Gebiet, die Hauptschuld für die Niederlage in die Schuhe schieben und ihn abservieren wollte, zogen sie die Notbremse. Sharif war reif für den Sturz, das Militär reagierte getreu seinem Selbstbild – als „Stahlband“ der Nation.

Pervez Musharraf gilt jedoch nicht nur als Racheengel der frustrierten Kriegstreiber. Brennende Sharif-Poster und tanzendes Volk auf den großen Plätzen der Städte signalisierten freudiges Einverständnis mit dem plötzlichen Ende eines egomanischen und erfolglosen Staatslenkers.

„Ich habe vor einem Jahr über den Tod der Demokratie geweint“, sagt pathetisch der unter Sharif verhaftete Regimegegner und Chefredakteur der „Friday Times“, Najam Sethi. „Deswegen

werde ich jetzt nicht wieder in Tränen ausbrechen.“ Er sieht Musharraf als „ernsthaften“ Hoffnungsträger, Sharif hingegen habe sein Schicksal „selbst verschuldet“.

Der aus Delhi gebürtige Musharraf, ein Immigrant, diente sich seit 1964 in der Armee empor. Schulungen in Großbritannien förderten seine Karriere. 1998 installierte ihn Sharif als Nachfolger von Armeeführer Jehangir Karamat, der mehr politische Mitsprache gefordert hatte. Musharraf galt als politisch weniger ambitioniert.

Das änderte sich nun. Sharif überspannte mit der Entlassung den Bogen. Für den altgedienten Musharraf stand das Prestige seiner Truppe, ihre Glaubwürdigkeit als größter Machtfaktor im Staat auf dem Spiel – für das unter Zia ul-Haq zum regionalen Player hochgerüstete Entwicklungsland Pakistan geht es um noch weit mehr.

Die darniederliegende Wirtschaft muss sich regenerieren, aber ob dies unter den jetzt geänderten Vorzeichen gelingt, ist fraglich. Pakistan hat Auslandsschulden in Höhe von 32 Milliarden Dollar, größter Gläubiger sind die USA. Schon während des Kaschmir-Krieges hatten die dem Verbündeten die kalte Schulter gezeigt und Stellung zu Gunsten Indiens bezogen – denkbar schlechte Bedingungen für einen Neuanfang unter Musharraf.

Aus dem Londoner Wartestand empfahl sich Benazir Bhutto in eiligen Interviews als Retterin und schmeichelte Musharraf, er sei ein „sehr mutiger Soldat“. Sie selbst sei „innerhalb von zehn Tagen“ zur

Rückreise bereit, sofern der General die „Kräfte der Demokratie“ unterstütze.

Vergangenen Freitag waren solche Spekulationen und Ambitionen schon wieder Makulatur. Die neuen Machthaber unter sagten erst eine geplante Sitzung des Parlaments, dann lösten sie diese Kammer und den Senat gleich ganz auf sowie alle Provinzparlamente. Bhutto verweigerten sie die gewünschte „sichere Einreise“.

Musharraf ernannte sich zum Staatsführer, die internationale Besorgnis kümmerte ihn wenig. Er verhängte den Ausnahmezustand und gab sich Sondervollmachten, ließ Politiker-Konten einfrieren und beschränkte die Gerichtsbarkeit. Sharifs Bank- und Geschäftsverbindungen wurden einer peniblen Prüfung unterzogen, um den Verdacht auf Korruption zu belegen. Wichtige Urteile muss ab sofort das Militär genehmigen. Tarar, der Präsident von Sharifs Gnaden, untersteht seiner persönlichen Weisung.

Der Westen verlangt allerdings die umgehende Rückkehr zur Demokratie. Als erste Reaktion setzte der Internationale Währungsfonds die mit Sharif begonnenen Verhandlungen über Kredite aus. US-Außenministerin Madeleine Albright stufte den Putsch als „neues Maß an Unsicherheit“ ein, und ihr Chef ließ eine Drohung verlauten, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

„Wir mögen es nicht“, teilte Bill Clinton bündig mit, „wenn militärische Führer gewaltsam gewählte Regierungen ersetzen.“

RÜDIGER FALKSOHN, PADMA RAO



Jubelnde Bhutto-Anhänger: Plötzliches Ende eines Egomanen

ATOMWAFFEN

Zurück zum Faustrecht

Bill Clintons Teststopp-Debakel erschüttert die Welt und gefährdet die nukleare Abrüstung. Die Außenpolitik der Supermacht wird von Innenpolitik beherrscht.

Alles, was sich in der ersten Oktoberwoche in der Sierra Nevada tat, sah aus wie bei einem Atomtest: der über 300 Meter tiefe Bohrschacht, der unter dem Wüstenboden in eine aus dem harten Felsen gefräste Sprengkammer mündete; die Beobachtungselektronik; die armdicken Kabelstränge, die in nahe gelegene Bunker führten; und schließlich der Stahlcontainer, in dem eine Plutoniumladung, eingehüllt in hochbrisanten Sprengstoff, auf die Zündung wartete.

Und es war eine Art Atomversuch, der unter dem Codenamen „Oboe“ schließlich gezündet wurde – ein Atomversuch allerdings, der beweisen sollte, dass die USA auch nach dem Verbot aller Nukleartests die Einsatzfähigkeit ihres Waffenarsenals garantieren könnten.

Minitests wie Oboe, bei denen die nukleare Ladung von wenigen hundert Gramm weit unter der kritischen Masse von rund 2,5 Kilogramm spaltbaren Materials bleibt, die für eine Kettenreaktion nötig ist, und Simulationen an Supercomputern sind die Hilfsmittel, die nach Meinung der meisten Nuklearexperten ausreichen, um die Funktionsfähigkeit der Atomwaffen auch ohne Testsprengungen sicherzustellen.

Solch diffiziler Simulationen bedarf es womöglich nicht mehr, seit der Senat in

Washington vergangene Woche in einer Aufsehen erregenden Entscheidung mit 51 gegen 48 Stimmen die Ratifizierung des 1996 in der Uno ausgehandelten Comprehensive Testban Treaty (CTBT) in Bausch und Bogen ablehnte.

Die Ohrfeige für Präsident Bill Clinton, der dieses Ab-

kommen als erster Staatschef unterzeichnet hatte, erschütterte die ganze Welt. Nun könne das sorgsam austarierte Gebäude der nuklearen Rüstungsbegrenzung ins Wanken geraten, warnte bereits die Regierung in Moskau und sprach von einem „gefährlichen Präzedenzfall“.

Peking äußerte „tiefes Bedauern“, Japans Außenminister Yohei Kono sah „gar nicht abschätzbare negative Folgen“. Der neue Nato-Generalsekretär George Robertson zeigte sich ebenso „tief besorgt“ wie sein Amtsvorgänger Javier Solana. Auch die deutsche Hauptstadt Berlin mel-

der gut 24 Stunden alte Militärputsch in Pakistan.

Erst im vergangenen Jahr hatte Westasiens Muslimrepublik sechs Nuklearsprengsätze gezündet, nachdem der verfeindete Nachbar Indien mit fünf Atomversuchen vorgeprescht war. Nirgendwo ist die Gefahr eines Atomkriegs derzeit größer als auf dem Subkontinent.

Weder solch dramatische Risiken noch die Versicherungen der Experten, die Kritik der Gegner des Vertrages sei unbegründet, konnten die Senatoren der oppositionellen Republikaner von ihrer Demonstration „verantwortungsloser Parteipolitik“ (Clinton) abbringen.

In dem Bestreben, dem verhassten Demokraten im Weißen Haus eins auszuwischen, torpedierte die Senatsmehrheit erstmals seit beinahe 80 Jahren ein gewichtiges internationales Vertragswerk. Seit der Senat im März 1920 den Versailler Vertrag von Präsident Woodrow Wilson ablehnte, wurde kein amerikanischer Staatschef durch diese Kammer international so desavouiert wie in der vergangenen Woche Bill Clinton.

Doch dessen Empörung über das „rücksichtslose Verhalten“ seiner Gegner fällt auf ihn selber zurück. Während normalerweise ratifizierungspflichtige Verträge, wichtige zumal, binnen Wochen nach ihrer Unterschrift dem Senat zugeleitet werden, sammelte der CTBT-Vertrag ein Jahr lang Staub an. Erst dann wurde er 1997 auf den Kapitolshügel weitergeleitet.

Anschließend war der Präsident zu beschäftigt mit den Folgen seiner schwer kontrollierbaren Libido, als dass er sich um eine Mehrheit im Senat hätte kümmern können. Völlig ent-

gangen war Clintons Helfern das Ausmaß der Wut bei vielen Republikanern, dass der Präsident sich aus der peinlichen Lewinsky-Affäre herauszuwinden verstand.

So war es für den erzkonservativen Eissenfresser Jesse Helms ein Leichtes, mit der Mehrheit von 51 Parteifreunden das Vertragswerk, das angeblich Amerikas Vorherrschaft in der Welt gefährde, wie angeordnet „zu begraben“.

Wie sehr Außenpolitik in den Vereinigten Staaten zum Spielball innenpolitischer Erwägungen geworden ist, verdeutlicht auch die kaum verhohlene Freude, mit der Berater von Vizepräsident Al Gore dieses weltpolitische Debakel betrachten: Klamm an zündenden Ideen, begeistern sie sich, dass die Republikaner ihnen nun wenigstens ein Wahlkampfthema geliefert haben.

SIEGSMUND VON ILSEMANN



Krater nach unterirdischem US-Atomtest: „Verheerendes Signal“

dete sich mit unüberhörbaren Untertönen von Abscheu und Ärger.

Der Beschluss sei ein „verheerendes Signal“ an Schwellenländer und „alle Möchtegern-Atomwaffenstaaten“, fürchten die Internationalen Ärzte für die Verhütung des Atomkriegs. Sie rügen: „Die USA wenden sich von einer Politik der Vertrauensbildung durch Rüstungskontrolle ab und kehren zurück zum Faustrecht.“ Und George Perkovich, Autor des Buchs „India's Nuclear Bomb“, glaubt gar, Amerika, der einstige „Meister der Nichtweitergabe von Atomwaffen“, werde nun „zum Schurkenstaat für deren Ausbreitung“.

Schon wächst die Angst vor einem unkontrollierten Ansturm auf Atomwaffen in den Krisenzonen dieser Welt. Wie ein Metekel hing über der Senatsentscheidung



Präsident Clinton

KAUKASUS

Fatales Schweigen

Mit einem grausigen Video sucht Moskau westlichen Rückhalt für seinen Kampf gegen die tschetschenischen Rebellen.

Die Post, die Montag voriger Woche Bundeskanzler Gerhard Schröder und Außenamtschef Joseph Fischer erreichte, war nichts für schwache Nerven. Ein Kurier hatte zwei kleine Päckchen gebracht, in ihnen lag jeweils ein Videoband. Der Absender: Sergej Krylow, Russlands Botschafter in Berlin.

Den 15-minütigen Streifen hätte jede Filmaufsichtsbehörde sofort auf den Index gesetzt: Er zeigt – laut beigelegtem Kommentar – misshandelte Geiseln, die in die Hände tschetschenischer Rebellen gefallen sind; vor der Kamera flehen sie um ihr Leben.

Grausiger Höhepunkt des farbigen Zusammenschnitts: die Hinrichtung dreier Männer. Einem wird der Kopf mit dem Beil abgetrennt, einem anderen die Kehle durchgeschnitten. Fall Nummer drei: ein Kopfschuss. Die Kamera hält ohne Schwenk die Szenen fest: Die Henker freilich sind maskiert, die Tatorte nicht identifizierbar.

Die Aufnahmen, angeblich in Tschetschenien erbeutet und vom Innenministerium zusammengestellt, sind Moskaus wertvollste Propagandawaffe zu Beginn des neuerlichen Kaukasus-Feldzugs. Mit ihrer Hilfe will der Kreml endgültig die öffentliche Meinung hinter sich bringen.

Premier Wladimir Putin hatte das Grauelvideo zuerst der Staatsduma und einer Gruppe russischer Journalisten vorgeführt. Dann wurde der Film im privaten Fernsehsender NTW gezeigt, schließlich – über die Moskauer CNN-Dependance – den Ame-

rikanern zugespielt. Auch die Deutschen sollen urteilen, so Krylow, ob diese Tschetschenen „Menschen sind oder nicht“.

Hintergrund der Meinungs Offensive: Moskau ist besorgt, die Stimmung im Westen werde sich über kurz oder lang gegen Russlands Tschetschenien-Kurs wenden und die Unterstützungsfront daheim ins Wanken bringen. Westliche Medien könnten das Vorgehen der russischen Truppen gegen die „islamistischen Banditen“ als unangemessen werten und die Ereignisse im Nordkaukasus bald nur noch als humanitäre Katastrophe präsentieren, warnte Außenminister Igor Iwanow.

Die Furcht ist berechtigt. Mit 30 000 Soldaten steht Russland durchaus nicht in der am Terek eingerichteten „Sicherheitszone“ ausharren, sondern sich ganz Tschetschenien unterwerfen will. „Wir sind bereit, Grosny zu befreien, wenn uns die echten Tschetschenen darum bitten“, tönte der Marschall. Unter „echt“ versteht Moskau die aus Exil-Tschetschenen gebildete Marionettenregierung, die im Schlepptau der Armee in Grosny einziehen soll – ein Rezept, mit dem der Kreml bereits beim letzten Waffengang jämmerlich scheiterte.

Verteidigungsminister Igor Sergejew gab zu, dass Russland durchaus nicht in der am Terek eingerichteten „Sicherheitszone“ ausharren, sondern sich ganz Tschetschenien unterwerfen will. „Wir sind bereit, Grosny zu befreien, wenn uns die echten Tschetschenen darum bitten“, tönte der Marschall. Unter „echt“ versteht Moskau die aus Exil-Tschetschenen gebildete Marionettenregierung, die im Schlepptau der Armee in Grosny einziehen soll – ein Rezept, mit dem der Kreml bereits beim letzten Waffengang jämmerlich scheiterte.

Vorige Woche attackierte die Armee das im Nordwesten gelegene Goragorsk, vermeintlicher Aufenthaltsort des Erzfeindes Schamil Bassajew, der mit dem Jordanier Chattab die Rebellen anführt. Nach tagelanger Belagerung zwangen die Russen das Dorf, das nie als Hochburg der Islamisten galt, in die Knie. Leiter der Operation: General Wladimir Schamanow – ein Mann, dessen „bis zur Grausamkeit reichende Härte“ laut Moskauer „Iswestija“ im ersten Tschetschenien-Feldzug Legende war.

Der Sturm auf das zivile Goragorsk dürfte endgültig „der Beginn des zweiten Tschetschenien-Krieges“ sein, hatte die



Rebellenführer Chattab, Bassajew
Durch Belagerung in die Knie zwingen

„Iswestija“ zuvor gewarnt. Tatsächlich begann die Militärführung letzten Freitag „Phase zwei“ der Offensive, den Marsch auf Grosny.

Um sich freie Hand beim neuerlichen Vorstoß in den Kaukasus zu verschaffen, hatte Moskau diesmal vorab den Westen ruhig zu stellen versucht. Der von den Amerikanern gesuchte Superterrorist Ibn Ladin, so ließ der Kreml durchblicken, hätte auch in Tschetschenien seine Hand im Spiel – habe nicht Washington seinetwegen Freischärlerlager mitten in Afghanistan bombardiert? Und habe nicht auch der Nato-Luftkrieg gegen Jugoslawien Opfer unter der Zivilbevölkerung gebracht?

Psychologisch gut dosiert sickern Behauptungen des „Russischen Informationszentrums“ – eines Propagandastabes der Armeeführung – in ausländische Medien. Von drohender Sprengung russischer Atomkraftwerke durch die Rebellen ist die Rede und von der „Sicherheitszone“, die suggerieren soll, dass es keinerlei offensive Kampfhandlungen gibt.

Als erste Fernsehbilder tschetschenischer Flüchtlingstrecks den Westen erreichten, höhnte Premier Putin, das Volk stimme mit den Füßen gegen seine eigenen Führer ab – dabei zeigten die Kameras Frauen und Kinder, die ihr Leben vor russischen Bomben zu retten versuchten. Ethische Säuberung à la Milošević?

Trotzdem sei die Sympathie des Westens diesmal „auf unserer Seite“, frohlockte die „Nesawissimaja gaseta“. Die Regierungen verstünden, dass die russischen Behörden „in einer Wohnung ihres großen Hauses

Russische Artillerie in Tschetschenien: „Wir sind bereit, Grosny zu befreien“

LASKI DIFFUSION / GAMMA / STUDIO X



Ordnung schaffen“ wollen, so der Radiosender Golos Rossii.

Tatsächlich hielten sich Washington und Berlin, im Kosovo-Krieg Vorkämpfer für die Einhaltung der Menschenrechte, mit Kritik bislang zurück. Die Amerikaner, um ihren Einfluss in der Ölregion besorgt, warnten immerhin vor einer „Wiederholung des katastrophalen Krieges 1994 bis 1996“.

Deutschland zeigte lediglich „tiefe Besorgnis“. Russlands Festhalten an territo-



P. LANGROCK / ZENIT

Russisches Gräueltvideo

Vom Henker die Kehle durchgeschnitten

rialer Integrität sei ebenso rechtmäßig wie der Kampf gegen Terroristen. Nebulös verlangte Außenminister Fischer, der Iwanow Ende voriger Woche in St. Petersburg traf, eine „politische Lösung mit den gewählten Kräften in Tschetschenien“. Nur: Moskau versteht darunter das im letzten Krieg von ihm eingesetzte Parlament, das nur kurz amtierte – nicht die unter Maschadow in freier Wahl bestimmten Volksvertreter.

Im Berliner Auswärtigen Amt herrscht angesichts des Gemischs von Wahlkampf, Attentatsserien, Korruptionsaffären und Tschetschenien-Konflikt tiefe Ratlosigkeit. Die Russen zum Dialog zu bewegen, sich aber nicht in deren innere Angelegenheiten einzumischen sei „ein Manövrieren zwischen Skylla und Charybdis“.

Eine von EU und OSZE angebotene Vermittlung lehnt der Kreml ab, aus Furcht, der Öffentlichkeit könne das wahre Ausmaß der Militäraktion offenbar werden. Sanktionen wiederum schließen deutsche Experten aus, sie würden nur die „Hardliner“ in Moskau stärken. Mit diesem Argument hatte der Westen schon bei Russlands letztem Waffengang Zurückhaltung geübt – und Moskau Anfang 1996, mitten im Krieg, sogar in den Europarat gehievt.

General a. D. Klaus Naumann, der bis Mai Vorsitzender des Nato-Militärausschusses war, hält das Schweigen des Westens für fatal. „Wir müssen die Russen auffordern, Verhältnismäßigkeit im Kampf gegen die Terroristen zu wahren.“ Litauens Parlament drückte sich deutlicher aus: „Die Gleichgültigkeit der großen Staaten ist gleichbedeutend mit schlichter Kumpanei.“

CHRISTIAN NEEF

TSSCHECHIEN

Wall gegen die Schwarzen

Eine Mauer soll in Aussig Roma von anderen Einwohnern trennen – das Prager Parlament und die EU verlangen den Abriss.

Der Bezirksbürgermeister der nordböhmischen Stadt Aussig – Ústí nad Labem – ist ein freundlicher Mann, der unangenehme Auseinandersetzungen nicht scheut. Am vergangenen Mittwoch ließ Pavel Tošovský, 37, trotz vehementer Proteste in der kleinen Matiční-Straße nahe dem Elbe-Hafen eine Mauer errichten. Sie soll vier Häuser, in denen „weiße“ Tschechen wohnen, von zwei Wohnblöcken ihrer „schwarzen“ Mitbürger trennen – so werden die Roma hier genannt.

Ein „kleiner sozialer Konflikt“ könne so gelöst werden, sagt Tošovský frohgemut: „Die Bevölkerung steht hinter mir.“

Die Mauer mit drei Türen ist 62 Meter lang und 1,80 Meter hoch. Ein eigentlich unspektakuläres Bauwerk, aus dem mittlerweile jedoch eine Staatsaffäre geworden ist, die Tumulte im Parlament in Prag auslöste. Vergangene Woche verlangten die Abgeordneten den sofortigen Abriss des Schandmals.

Was sich für den Bürgermeister als schlichte Notwendigkeit darstellt, um den Stadtfrieden zu wahren, entwickelte sich zum Politikum, das Tschechiens Ruf beeinträchtigt. Die EU sorgt sich seither um die demokratische Reife des Beitrittskandidaten: „Europa wird nie wieder neue Mauern akzeptieren, die Europäer voneinander trennen“, dekretierte EU-Kommissionspräsident Romano Prodi.

Apartheid in Tschechien? Ein zu großes Wort – die Mauer in Aussig ist vor allem ein Akt der Hilflosigkeit im Umgang mit einer fast immer unerwünschten und traditionell schwierigen Minderheit.

Die Probleme in der Matiční-Straße begannen schon vor sechs Jahren, als die Stadtverwaltung etlichen mittellosen Roma-Familien mietfreie Wohnungen zuwies. Bald lebten in den zwei Wohnblöcken etwa 160 Menschen, und vor allem lebten sie bis spät in die Nacht auch davor: auf der Straße, dem Gehweg, dem Vorplatz.

Fast alle erwachsenen Roma sind arbeitslos, und so suchten

sie sich eine andere Beschäftigung. Tonnenweise karrten sie Sperrmüll heran, sortierten ihn, ließen den Rest achtlos liegen. Mitten im Unrat landeten Küchenabfälle.

Das Treiben auf der anderen Straßenseite missfiel natürlich den „weißen“ Nachbarn. „Überall dieser Lärm, Schmutz und Gestank“, klagte Haná Chladková, 27, Mutter eines dreijährigen Kindes. „Die schmeißen ihren Müll aus dem Fenster und pissen vom Balkon.“ Gemeinsam mit anderen Bewohnern forderte sie die Stadtverwaltung auf, etwas zu unternehmen.

So entstand die Idee, eine Mauer zu bauen. Knapp 35 000 Mark wollte sich die Stadt die Barriere kosten lassen, inklusive eines Spielplatzes für die Roma-Kinder.

Die Roma selbst erhoben zunächst keine Einwände. Doch dann bekam die Sache die übliche Eigendynamik. Die Kunde, dass in Aussig eine Mauer gebaut werden sollte, drang nach Prag, das Wort vom Ghetto geriet in Umlauf, Anklänge an die Berliner Mauer kamen auf. Staatspräsident Václav Havel warnte in seiner Neujahrsansprache mit deutlicher Anspielung auf Aussig vor Fremdenhass, Rassismus und Wällen zwischen ethnischen Gruppen.

Roma- und Menschenrechtsorganisationen schalteten sich ein, zumal in letzter Zeit vermehrt gewalttätige Übergriffe von Skinheads registriert werden. Und es war auch nicht das erste Mal, dass tschechische

Bürgermeister seltsamen Einfallsreichtum bewiesen, um Roma auszugrenzen oder gar loszuwerden. Im mährischen Ostrau spendierten die Behörden einigen sogar Flugtickets, damit sie in Kanada Asyl beantragen konnten.

„So lassen sich Konflikte doch nicht lösen“, meint Stanislav Daniel, der Roma-Berater von Innenminister Václav Grulich. Daniel ist selbst Roma, seine Eltern waren



Roma in der Matiční-Straße: Konflikt um Schmutz

Analphabeten. Ihm habe geholfen, dass er in einem Plattenbau inmitten von „Weißen“ aufgewachsen sei, erzählt er. „Roma integrieren sich leichter, wenn sie nicht in Gruppen zusammen leben.“ Integration aber sei das einzige Mittel gegen die eskalierenden Konflikte. „Außerdem brauchen die Leute Arbeit und Bildung.“

Viele Roma-Kinder landen in Sonderschulen, weil sie die Eingangstests für das allgemeine Volksschulsystem nicht bestehen. Das liegt oft an Verständigungsschwierigkeiten – die meisten Kinder sprechen ein Gemisch aus Romanes und Slowakisch. Mehrere Eltern klagen inzwischen wegen Diskriminierung vor dem Verfassungsgericht.

Der Staat gelobt schon Besserung, die psychologischen Tests zur Schulreife sollen überarbeitet werden. Außerdem gibt es mittlerweile landesweit einführende Vorschulklassen, in denen die Kinder Tschechisch, aber auch grundlegende hygienische Normen lernen.

So lange aber will Aussigs Bürgermeister Tošovský nicht warten. „Alles schön und richtig“, sagt er, „aber den sozialen Konflikt zwischen den Menschen haben wir hier und jetzt.“ Der Spielplatz für die Roma-Kinder steht, die Mauer auch, und den Prager Parlamentsbeschluss, das Bauwerk wieder einzureißen, nimmt der Bürgermeister zur Kenntnis. Befolgen will er ihn aber nicht: „Das Recht ist auf unserer Seite.“

HANS-ULRICH STOLDT

Bau der Mauer in Aussig: Barriere für den Stadtfrieden





T. EINBERGER / ARGUM

UKRAINE

Mit Geld und Granaten

Durch allerlei unsaubere Tricks sucht Amtsinhaber Leonid Kutschma seine Wiederwahl zum Präsidenten der Ukraine zu sichern. Chancenreiche Konkurrenten wünschen den Schwenk nach Osten mit Anschluss an Russland.

Die Frau weiß, wie sie sich ganz rasch 18 Millionen Dollar verschafft: Wenn sie die Präsidentenwahl am 31. Oktober gewinnt, will Natalja Witrenko, 48, sofort alle Flugplätze, Bahnhöfe und Häfen absperren lassen. Dann nimmt sie flüchtenden Kaufleuten und Politikern die mitgeführte Barschaft ab, sie kann die Beute sogar schon beziffern.

Und danach geht es erst richtig los: Den 51 Millionen Einwohnern der Ukraine garantiert sie das Einkommen, die Preise friert sie ein, und natürlich bedient sie keine Auslandsschulden mehr. Das Land holt sich seine abgerüsteten Atomwaffen zurück und schließt mit den Nachbarn Russland und Belarus eine „slawische Union“ wider den Westen.

Mit solch demagogischen Parolen puscht Witrenko, ausgebildete Dozentin für Marxismus-Leninismus und Che-

fin der Progressiv-Sozialistischen Partei, ihre Wahlchancen. Mehr noch half ihr ein Attentat: In der ostukrainischen Stahlstadt Kriwoi Rog warfen zwei Männer Handgranaten in ihre Wahlkundgebung. 33 Menschen, darunter Witrenko, wurden verletzt; einer Frau musste das Bein amputiert werden.

Schon am nächsten Tag stand der angebliche Hintermann fest, ein Russe, Sergej

Iwantschenko, behauptete die Polizei, habe das Blutbad organisiert und die Sprengkörper besorgt. In seiner Wohnung soll ein ganzes Arsenal von Handgranaten, Pistolen, Kalaschnikows und Panzerfäusten gefunden worden sein. Iwantschenko ist Wahlhelfer des Sozialisten Alexander Moros, 55. Der ist ein Bauer von Haus aus, vormals Parlamentsvorsteher, bar jeglichen

Korruptionsverdachts – ein weiterer der 13 Kandidaten für die Präsidentschaft.

Moros spricht von einem abgekarteten Spiel, um ihn zu desavouieren. Genützt hat das Blutbad von Kriwoi Rog dagegen eher dem amtierenden Präsidenten Leonid Kutschma, 61. Der ehemalige Raketeningenieur hätte im zweiten Wahlgang, wenn er nur noch gegen Frau Witrenko antreten müsste,



Wahlkämpfer Kutschma
Schlagersänger in der Oper

leichtes Spiel, er braucht nur die rote Gefahr zu beschwören. „Die Leute werden Kutschma als das kleinere Übel wählen“, prophezeit der Politologe Mykola Tomenko vom unabhängigen „Politik-Institut“. Denn: „Die Menschen haben genug von 70 Jahren Kommunismus.“

Kutschma gilt als Reformler und Freund des Westens, bei ausländischen Investoren ist er seit einem Praktikum im Ruhrgebiet wohlgekommen. Witrenko appelliert hingegen an Sowjet-Nostalgie. Dieses Gespenst geht um in der Ukraine: Auch Kommunisten-Chef Pjotr Simonenko, 47, der sich auf eine straffe Parteiorganisation von 120 000 Genossen stützt, propagiert den wirtschaftlichen Wiederanschluss der Ukraine an Russland.

Sein dortiger Führungsgenosse Sjuganow gewährt bereits brüderliche Hilfe im alten Stil: Es heißt, er übe Druck auf Simonenko aus, von der eigenen Kandidatur wenigstens in der Stichwahl zurückzutreten – zu Gunsten des Sozialisten Moros.

Dem wiederum kommt ein Landsmann in die Quere, der zu Sowjetzeiten im kommunistischen Jugendverband sein Vorgesetzter war und es damals noch zum Landwirtschaftsminister der Ukraine brachte: Alexander Tkatschenko, 60, der heutige Parlamentschef. Er findet vor allem beim Landvolk Resonanz.

Nach der Wende hatte Tkatschenko eine Gesellschaft „Land und Leute“ gegründet, die ihn zum Wohlstand führte, als er 70 Millionen Dollar aus einer US-Spende für den Maisanbau zu verteilen hatte. „Arbeit für alle, die arbeiten wollen“, verspricht er und appelliert an „Ehre und Würde des Volkes“, ruft zur „Rettung der Heimat“ samt weiteren Losungen aus dem Wortschatz seines Idols Alexander Lukaschen-



Wahlkämpferin Witrenko
Attentat auf der Kundgebung

ko, welcher es derart nebenan in Belarusland zum Präsidenten brachte.

Wie der das gemacht hat? Weil er, tönt Tkatschenko, „den süßen Märchen aus Übersee vom Markt ohne Grenzen wenig Aufmerksamkeit schenkt“ – und trommelt auch für die Union der Slawen-Staaten.

Der Schwenk nach Osten trifft auf eine verbreitete Stimmung, nach dem Nato-

Luftkrieg gegen die serbischen Slawenbrüder dem Westen wieder zu misstrauen. Der Lebensstandard in der Ukraine, die – hoch verschuldet – von russischem Öl und Gas abhängt, ist niedriger als beim großen Nachbarn. Und im Land leben elf Millionen Russen. Die meisten Stadtbewohner sprechen ohnehin Russisch, nur die Ansage in der Kiewer U-Bahn ertönt auf Ukrainisch.



Wahlkämpfer Moros
Abgekartetes Spiel

So identifiziert sich nur noch jeder Dritte mit der selbständigen Ukraine, und die Hälfte der erwachsenen Bevölkerung sehnt sich laut Umfragen gar nach einer Wiederherstellung der Sowjetunion. Die Unabhängigkeitsbewegung „Ruch“, die vor acht Jahren die Lostrennung von Russland anstieß, hat sich gespalten. Ihre Präsidentschaftskandidaten sind chancenlos, ihr legendärer Führer Tschornowil starb im März bei einem Autounfall.

Auch Platzhalter Kutschma muss sich nach fünf erfolglosen Amtsjahren dem Trend anpassen. Pries er früher die „friedenssichernde“ Rolle der Nato, lehnt er sich jetzt an den „strategischen Partner“ Russland an. Der Westen soll sich bescheiden: Drei Milliarden Dollar, die nächstes Jahr fällig sind, will und kann er ausländischen Kreditgebern nicht zurückzahlen – nur er erreiche einen Aufschub ohne Staatsbankrott, wirbt er, aber kein roter Amtsinhaber.

Kraft Amtes gelingt ihm noch einiges mehr: Die drei größten Fernsehkanäle und zwei zentrale Zeitungen hat Kutschma auf seiner Seite. Einem unabhängigen Sender beschlagnahmte die Steuerinspektion die Konten, und sie durchsuchte über 20-mal die Redaktion des Massenblatts „Djen“, das sich gegen den Präsidenten stellt. Unabhängigen Medien widerfahren bremsende Auflagen von Gesundheits- und Brandschutzbehörden. Zu den zehn schlimmsten Feinden der Pressefreiheit zählt das US-Komitee zum Schutz der Journalisten neben Kubas Castro, Chinas Jiang Zemin und Serbiens Milošević nun auch Kutschma.

Aber er hat seine Verbündeten. Ihm helfen die Staatsschützer, welche die Gespräche anderer Präsidentschaftskandida-

ten abhören können, und die „Oligarchen“, die Reichsten unter den neuen Reichen der Ukraine. Für seinen Wahlkampf haben sie mehr gestiftet, als alle anderen Bewerber zusammen ausgeben konnten.

Die Unterschriftenlisten für die Nominierung Kutschmas besorgte Alexander Wolkow, Waffenhändler und Kontrolleur des Fernsehkanals „Gravis“. 200 000 Eintragungen erwiesen sich als getürkt, stellte die Zentrale Wahlkommission fest. Gegen Wolkow hat das Parlament – auf Antrag des Widersachers Tkatschenko – wegen Geldwäsche und Unterschlagung von Staatseigentum einen Untersuchungsausschuss eingesetzt.

Emsig sammelt der Abgeordnete Omeltschenko Material über Machenschaften Kutschmas und seiner Umgebung. Er beschuldigte den Präsidenten sogar, ein Attentat auf ihn geplant zu haben. Der Mann ist gefährlich: Omeltschenko enthüllte bereits die dunklen Geschäfte des früheren Premiers Lasarenko, der nun in den USA in Untersuchungshaft sitzt. Er genoss Kutschmas Vertrauen.

Mindestens 20 Millionen Dollar soll Lasarenko außer Landes geschafft haben. Gegen eine Kaution von 4 Millionen Schweizer Franken kam er aus dem Untersuchungsgefängnis in Genf frei. Für 6,75 Millionen Dollar kaufte er sich die Villa des Hollywoodstars Eddy Murphy in Kalifornien mit zwei Hubschrauberlandeplätzen und 41 Zimmern.

Kutschma hat seine Vermögensverhältnisse offenbart: Er verfüge nicht über ein eigenes Wohnhaus, ein Auto, Bankeinlagen, Wertpapiere oder teure Immobilien, versicherte er. Ihm gehörten lediglich eine Wohnung (350 Quadratmeter), eine Datscha und ein Stückchen Land. Als Präsident beziehe er ein Monatsgehalt von umgerechnet 750 Mark.

Besser ergeht es da schon seiner Tochter Olena, der mit Kyiv Star eines der größten Mobilfunkunternehmen des Landes zu eigen sein soll. Ihr Lebensgefährte ist der Geschäftsmann und Parlamentarier Wiktor Pintschuk, der die präsidententreue Zeitung „Fakty“ besitzt.

Kutschmas künftiger Schwiegersohn hat angeblich aus Russland an die 200 „Image-maker“ geholt, ein Job, der gemeinhin für geschickte Wahlbeeinflussung zu sorgen hat – Stimmen kaufen, Gerüchte streuen, Gegner blamieren. Allein die Mitarbeiter der russischen Filmfirma Video International, die 1996 Wahlkampfspots für Russlands Präsidenten Boris Jelzin produzierten, empfingen Aufträge für Kutschma im Wert von 100 000 Dollar.

Kurz vor der Wahl kümmerte sich der Präsident auch noch ums niedere Volk: Er ließ rasch die drückendsten Zahlungs-

rückstände bei Renten und Gehältern im Öffentlichen Dienst begleichen. Mit dem Kursverfall der ukrainischen Griwna hat sich die Kaufkraft einheimischer Löhne fast halbiert. Etwa die Hälfte der Bevölkerung lebt an der Armutsgrenze. Das Bruttoinlandsprodukt sank seit Jahresbeginn schon wieder um fast drei Prozent, seit dem Gewinn der ukrainischen Unabhängigkeit 1991 hat es sich mehr als halbiert.

Bilanz der Wende

Daten zur Wirtschaftssituation vor der Wahl des Parlaments

	Ukraine	Russland
Auslandsschulden in Milliarden Dollar	12,5	160
Inflation in Prozent, September und seit Jahresbeginn	1,4 10,1	1,5 32,0
Einwohner in Millionen	51	146
Arbeitslose in Millionen, August	1,1	9,1
Lebenserwartung Männer, in Jahren	64	58



Zugleich wachsen allenthalben rund um die ukrainischen Städte schicke Villenviertel mit Protzbauten. Mobiltelefone und schnelle Westautos sind Statussymbole junger Geschäftsleute. Bei diesen Neureichen versucht Kutschma zu punkten. Er verspricht eine Amnestie für Fluchtkapital, wenn illegales Geld von Auslandskonten in die Ukraine zurückkehrt. Er erscheint zur Hochzeitsfeier von 16 wohl situierten Brautpaaren in Odessa und tritt dabei als Schlagersänger in der Oper auf.

So ein Populist muss auch beiseite fegen, wozu sich die Ukraine bei ihrer Aufnahme in den Europarat verpflichtet hat: die Abschaffung der Todesstrafe. Solche Humanitätsduselei soll nicht gelten, empfiehlt Kutschma im Fall des Killers Anatolij Onoprijenko, der 52 Menschen umgebracht hat.

Doch bei der Stammtischgefolgschaft übertrifft ihn noch die aufgeregte Witrenko. Wenn sie gewinne, bollert die eiserne Natalja, wandern alle neuen Kapitalisten in Uran-Bergwerke.

MARTINA HELMERICH,
UWE KLUSMANN

EU Türkische Brücke

Die EU-Kommission tut so, als habe die Türkei irgendwann eine reelle Chance auf Mitgliedschaft in der EU. Sie hat sie nicht.

Im Schutz strenger Vertraulichkeit meinte Günter Verheugen in der Sitzung der EU-Kommission am vergangenen Mittwoch ein offenes Wort sagen zu können: Eigentlich gehöre die Türkei nicht in die Europäische Union.

Gäbe es die Vorgeschichte nicht, jene über 30 Jahre immer wieder gebrochenen Versprechungen der EU für eine Aufnahme der Türkei in die Gemeinschaft, könnte man, so der deutsche Kommissar, offen über „eine ganz andere Strategie“ nachdenken: Dann ließe sich gemeinsam mit Ankara ein neues Modell nachbarschaftlicher Assoziierung entwickeln. Und dieses Modell enger Partnerschaft könnte dann auch passen für die zukünftigen Beziehungen der EU zu Russland, zur Ukraine oder zu Staaten in Nordafrika.

Entzöge man der Türkei allerdings jetzt „die Perspektive“ einer Mitgliedschaft, würde die EU verantwortlich gemacht für alle Fehlentwicklungen in Anatolien. Dass die Türkei deshalb unbedingt Mitglied werden müsse, sagte der für die EU-Erweiterung zuständige Kommissar nicht.

Auch Verheugens Chef sind neue Bedenken gekommen. Vorletzten Freitag übermannten EU-Präsident Romano Pro-

di Zukunftsängste, als er im Kreise von Vertrauten die Folgen einer formalen Kandidatur und eines etwaigen EU-Beitritts der 60 Millionen Muslime heraufbeschwor.

Prodi, der sich als italienischer Ministerpräsident beim Ratsgipfel in Luxemburg Ende 1997 noch für eine förmliche Kandidatur der Türkei mit reeller Aufnahmechance engagiert hatte, zweifelt nun an der Richtigkeit der eigenen Politik: Wie wolle man danach Armenien, der Ukraine oder Georgien den Zutritt zur Union verwehren, wenn auch diese Staaten die wirtschaftlichen und politischen Aufnahmekriterien erfüllen könnten? Die EU würde zu groß, zu diffus in ihrem Völker- und Kulturrengemisch, könnte einfach nicht mehr funktionieren.



EU-Kommissar Verheugen, Präsident Prodi
Endlich eine Grundsatzdebatte führen

Der Präsident hielt es offenbar für an der Zeit, endlich eine Grundsatzdebatte zu führen und dann auch darüber zu entscheiden, wo Europa geografisch endet. Der neue Kommissar der Niederlande, der für den Binnenmarkt zuständige Frits Bolkestein, spricht aus, wo die Grenze zu ziehen sei: von St. Petersburg im Norden bis Triest im Süden.

Bei der Kommissionssitzung am vorigen Mittwoch aber drückten sich Präsident und Mannschaft davor, zu ihren Bedenken zu stehen. Stattdessen griffen sie zu wattigen Formeln, wonach die Türkei als Kandidat „anzusehen“ sei. Es bleibt bei der Herabsetzung des Landes am Bosphorus gegenüber anderen Bewerbern, wenn auch auf höherem Niveau.

Bisher werden nur mit den am weitesten entwickelten Staaten – Polen, Ungarn, Tschechien, Slowenien, Estland, Zypern – förmliche Beitrittsverhandlungen geführt. Bulgarien, Rumänien, die Slowakei, Litauen, Lettland sowie Malta gelten zwar als Kandidaten, aber – bis auf Malta – ohne Verhandlungsreife. Dahinter noch rangiert die Türkei, die ihren Aufnahmeantrag gestellt hat, jedoch ohne klaren Status blieb.

Nun entschied sich die Kommission für eine neue Flexibilität und den Bau einer türkischen Brücke. Der Rat der Staats- und Regierungschefs im Dezember in Helsinki soll beschließen, auch mit den Kandidaten in der zweiten Reihe Beitrittsverhandlungen aufzunehmen, obgleich sie nur bei den demokratischen Standards, nicht aber mit dem Stand ihrer Wirtschaft die Voraussetzungen erfüllen würden.

Mit ihnen solle deshalb auch nicht en bloc, wie mit der ersten Gruppe, sondern einzeln, entsprechend dem jeweiligen Entwicklungsstand, verhandelt werden. Diese Blaupause für eine um zwölf Staaten aufgeblähte EU ließ Prodi von einer Neuauf-

lage des Römischen Reichs schwärmen, „nicht mit Waffengewalt, sondern auf der Grundlage gemeinsamer Ideale“.

Doch das dürfte dauern. Bulgarien und Rumänien, beide ganz hinten in der Schlange, müssen sich auf lange Wartezeiten einrichten. Und die Türkei bleibt weiter auf dem dritten Rang: Obgleich Kandidat, kommen „bei den gegenwärtigen Zuständen in der Türkei Beitrittsverhandlungen nicht in Frage“.

Trotz „einiger Verbesserungen“ im Umgang mit den Menschenrechten: An den Vorbehalten der Kommission auch wegen des mangelhaften Schutzes von Minderheiten und der starken Rolle der Armee ändert sich nichts. Zu „wirklichen Verhandlungen“ könne es erst kommen, so Prodi, wenn das Land die beim Gipfel von Kopenhagen 1993 festgelegten Kriterien, vornehmlich bei den Menschenrechten, erfülle.

Der neue Beschluss der Kommission reiht sich ein in die lange Serie der leeren Versprechungen. Denn die Türkei soll selbst dann nicht Vollmitglied der EU werden können, wenn sie eines fernen Tages die Menschenrechte peinlich genau achten und sich als mustergültige Demokratie zeigen würde.

„Ja, es ist feige, wir wissen es“, gestehen Spitzenleute der Prodi-Truppe ein. Es sei zwar ehrlicher, aber nicht klüger, offen zuzugeben, dass die öffentliche Meinung in ganz Europa und auch die Brüsseler Sorgen um die künftige Funktionsfähigkeit der Gemeinschaft den Beitritt der Türkei verbieten würden. Die Balance in der Gemeinschaft wäre nachhaltig gestört, wenn es auf Grund der fast doppelt so hohen Geburtenrate am Bosphorus bald genauso viele Türken wie Deutsche gebe und die

Türkei gleichberechtigt mit Deutschland in den EU-Institutionen säße.

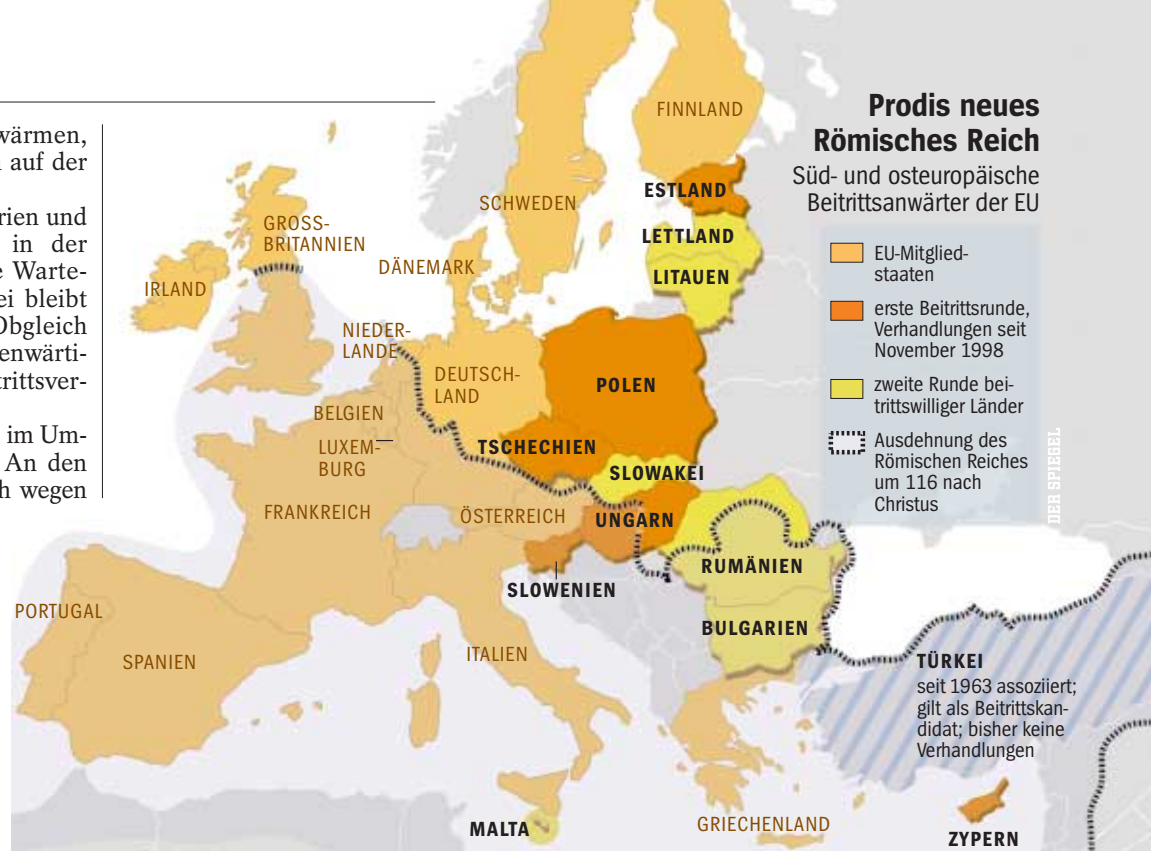
Die türkische Regierung macht bei diesem Verwirrspiel dennoch mit. Schon vor einem halben Jahr war dem deutschen Außenamts-Staatssekretär Wolfgang Ischinger bedeutet worden, Ankara brauche aus innenpolitischen Gründen den offiziellen Kandidatenstatus und wisse dabei sehr wohl, dass es bis zu einer EU-Mitgliedschaft mindestens eine Generation dauern werde.

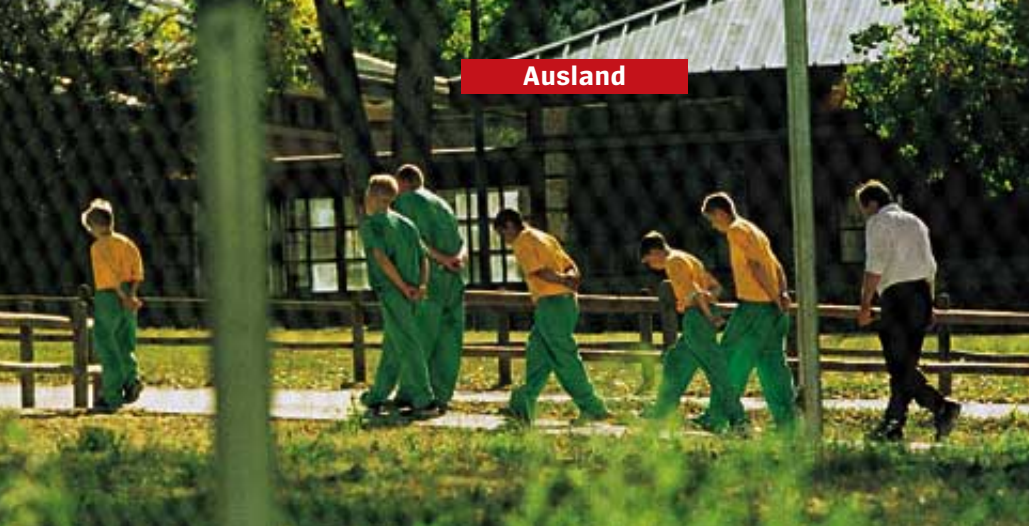
In Brüssel wie in Ankara will man von der Illusion der EU-Mitgliedschaft nicht lassen, weil angeblich nur so die demokratische, Europa-orientierte Elite zu stärken

und die islamischen Fundamentalisten im Zaum zu halten wären. Gelänge diese Stabilisierung, könnte die Türkei, so das Kalkül in der Kommission, in etwa zehn Jahren sehr viel leichter die Erkenntnis wegstecken, dass es mit der Vollmitgliedschaft schließlich doch nichts werde.

EU-Präsident Prodi hat sich bereits einfallen lassen, womit Ankara dann womöglich zu trösten wäre. Die Türkei könne sich doch gemeinsam mit Staaten wie Island und der Schweiz in einem neu organisierten europäischen Wirtschaftsraum, einer Art gehobener Freihandelszone, ganz eng an die EU anbinden – als „virtuelle Mitglieder“.

DIRK KOCH





Minderjährige Häftlinge in Colorado: „Ganz normale Prozedur“

USA

Moralische Panik

Drakonische Strafverfolgung: Wegen „schweren Inzests“ sitzt ein elfjähriger Schweizer Junge seit über sechs Wochen in Colorado hinter Gittern.

Seinen elften Geburtstag wird Raoul Wüthrich nicht mehr vergessen: Der strohblonde Junge erlebte den Ehrentag am 14. September hinter meterhohen Zäunen und elektrischen Sperranlagen, beobachtet von Überwachungskameras und bewaffneten Wachleuten.

„Es war ein schreckliches Erlebnis für Raoul“, berichtet die Großmutter Donna Wood. „Er vermisste seine drei Geschwister, er weinte und weinte.“

Zwei Wochen zuvor, am 30. August gegen 22.30 Uhr, waren sechs Sheriffs und zwei Staatsanwälte vor dem Bungalow der Familie Wüthrich am Pine Drive Nr. 28509 in Evergreen erschienen und hatten den ältesten Sohn des schweizerisch-amerikanischen Ehepaars, barfuß und in eine Decke gewickelt, nach Denver geschafft.

Der Vorwurf (Aktenzeichen 18-6-302/F3) gegen den schwächlichen Jungen, über den am Dienstag in Denver erstmals ein Jugendrichter befindet: „schwerer Inzest“.

Wie ein Sittlichkeitsverbrecher wurde Raoul vom Büro des Sheriffs durch einen unterirdischen Tunnel, an andere Jugendliche gekettet, zur Anwaltschaft gebracht. „Das ist“, erklärt Pam Russell, Sprecherin des Bezirksstaatsanwalts von Jefferson County, „ganz normale Prozedur.“

Seither sitzt der Elfjährige, der sich mit einem anderen Jungen die schlichte Zelle teilt, in dem Jugendgefängnis Mount View – mit knapp hundert älteren Delinquenten: Dieben, Dealern und Gewalttätern.

Der krasse Fall drakonischer Strafverfolgung brachte die Schweizer Öffentlichkeit gegen die US-Brachialjustiz auf. Die Eltern Raouls mobilisierten die Medien – sie waren aus den USA geflohen, weil sie



Raoul Wüthrich (mit Urgroßmutter)
Beim Pinkeln geholfen

befürchten, die Behörden könnten ihnen das Sorgerecht für ihre drei anderen Kinder entziehen – die Geschwister Raouls im Alter zwischen drei und zwölf Jahren.

Mittlerweile intervenierte Berns Botschafter in Washington. Selbst der Schweizer Außenminister bat bei den US-Behörden um Einlenken – bislang ohne Erfolg: Für die Justiz in Denver ist der Junge mit einem Schweizer und einem US-Pass ein amerikanischer Staatsbürger.

In Bewegung gesetzt hatte das Mahlwerk der Justiz eine Nachbarin der Wüthrichs. Am 25. Mai, so gab sie später zu Protokoll, wollte sie aus 25 Meter Entfernung beobachten, wie Raoul seiner Schwester Sophia im Garten die Unterhose herunterzog und sie sexuell belästigte. „Absurd“, sagt Großmutter Wood über die Vorwürfe, „Raoul hat Sophia nur beim Pinkeln helfen wollen.“

Auf diese Argumente ließen sich die bald eingeschalteten Strafverfolgungsbehörden nicht ein. Nach stundenlangen Verhören der fünfjährigen Sophia entschieden

sie im Juni auf Festnahme und Einkerkelung: „Die Beweislage ist eindeutig, daher müssen wir so handeln“, begründet Pam Russell das harsche Durchgreifen gegen Raoul: „Schließlich müssen wir die Gesellschaft vor solchen Menschen schützen.“

Vincent Schiraldi ist nicht überrascht. „Amerika führt einen Krieg gegen die eigenen Kinder“, sagt der Direktor des renommierten Instituts für Justizpolitik in Washington: „Jugendliche bis zum Alter von 18 Jahren werden zunehmend häufiger und härter strafrechtlich verfolgt, 40 US-Bundesstaaten haben in den vergangenen drei Jahren die Strafen gegenüber Jugendlichen verschärft – ironischerweise ausgerechnet in dem Jahr, in dem die Jugendjustiz ihr 100-jähriges Bestehen feiert.“

Verantwortlich für den konservativen Stimmungswandel sind spektakuläre Anschläge wie das Blutbad von Littleton – einem Vorort von Denver –, bei dem im April zwölf Schüler und ein Lehrer von zwei Klassenkameraden erschossen wurden. Sie verstärken den Eindruck, dass die braven Kids zu Monstern mutiert sind.

„Moralische Panik“ nennt Schiraldi den immer lauter werdenden Ruf nach Zucht und Ordnung: Erst machen sensationelle Berichte abweichendes Benehmen zum strafrechtlichen Trend, dann ermitteln Institute Handlungsbedarf, und schließlich verkürzen verantwortungslose Politiker ihre Rezepte zu griffigen Slogans. Die Angst vor den bösen Kindern wird zum Politikum.

„Vor zehn Jahren hätte man einen Jungen wie Raoul in die Obhut von Psychologen gegeben. Seither hat sich jedoch die Meinung durchgesetzt“, so Schiraldi, „dass Einsperren die einfachste, effektivste und zufriedenstellendste Lösung ist, um mit Kinderkriminalität fertig zu werden.“

Die Folge dieser gnadenlosen Justiz: Ein elfjähriges Kind erlebt den Tagesablauf als stumpfsinnige Routine von Mahlzeiten, Schulunterricht und ein bisschen Sport; immer in gelb-grüner Anstaltskluft und unter Aufsicht zackiger Beamter.

„Der Bub hat doch gar nicht begriffen, warum er eingesperrt ist“, meint Honorarkonsul Walter Wyss. Der Professor an der Universität von Colorado versucht Raoul bei seinen Besuchen zu trösten und abzulenken – vergangenen Donnerstag durfte er ihm die Haare schneiden.

„Wir wollen dem Jungen doch nur helfen“, sagt Pam Russell, „eine Therapie wird ihn wieder auf den richtigen Weg bringen.“ Und mit Blick auf die denkbare Höchststrafe meint die Justizsprecherin: „Maximal wird der Junge zwei Jahre in eine geschlossene Anstalt kommen.“

An solch einer Strafe, glaubt Raouls Großmutter, die ihren Enkel einmal wöchentlich für ein halbe Stunde sehen darf, könnte der Junge zerbrechen: „Dann würde Raoul auch seinen zwölften und dreizehnten Geburtstag noch hinter Gittern feiern müssen.“

STEFAN SIMONS

HOLOCAUST

„Komm zu Mengele“

Die kleinwüchsige Artistenfamilie Ovitz ging durch die Hölle des Vernichtungslagers Auschwitz. „Meine sieben Zwerge“ nannte der KZ-Arzt die rumänischen Juden und bewahrte sie vor der Gaskammer.

Perla Ovitz liebt Filme, und sie hat in ihrem Leben unzählige gesehen. Mehr als 25 Jahre betrieb sie mit ihren Geschwistern in Haifa zwei Kinos, hoch oben auf dem Karmel-Berg. Es war eine Blütezeit des israelischen Films, aber in den „Karmel-Gärten“ kamen auch Liebhaber ägyptischer und türkischer Melodramen auf ihre Kosten. Perla, die hinter der Kasse saß, ließ sich keinen Streifen entgehen.

Doch der beherrschende Film ihres Lebens wird nie im Kino laufen: Es ist der, den Josef Mengele von ihrer Familie in Auschwitz drehen ließ.

Perla Ovitz erinnert sich vor allem an dieses alles überwältigende Gefühl der Scham und der Demütigung, als sie im SS-Lazarett von Auschwitz splitter nackt vor dem Auditorium stand, das der KZ-Arzt zusammengerufen hatte. Wie ein Zoodirektor eine seltene Tierart präsentierte Mengele die kleinwüchsige jüdische Artistenfamilie aus Rumänien als kuriose „Zwerge“.

Mit einem Billardstock fuhr er über ihren zitternden, schockkalten Körper. In seiner kühlen Medizinersprache sezerte



Mengele-Opfer Perla Ovitz
Besuche vom Mann mit der Reitgerte



er jeden Knochen, jeden Muskel. Noch heute brennen die Linien manchmal auf Perlas Haut wie unsichtbare Narben.

Stunden standen sie da, Perla und ihre sechs ebenso kleinen Geschwister Rozika, Franzeska, Frieda, Elizabeth, Miki und Avraham, „wie Soldaten mit hochgerecktem Kinn“. Auch die groß gewachsenen Schwestern Leah und Seren-Sara mussten antreten, Leah mit dem einjährigem Baby Shimshon auf dem Arm. Ihre Qualen ließ Mengele penibel auf Zelluloid bannen – so erinnert sich Perla, und so beschrieb es ihre Schwester Elizabeth ausführlich in ihren Memoiren über ihre Zeit in Auschwitz.

Die Familie überstand nicht nur diese Pein, sondern auch die grausamen Experimente, die der „Todesengel von Auschwitz“ an ihnen exekutieren ließ. „Ich bin am Leben geblieben“, sagt Perla, 76, „aber wie jemand, der nicht weiß, in was für einer Welt er lebt.“

Bis heute ist sie von der Idee besessen, den Film zu finden, der mutmaßlich an jenem Augusttag in Auschwitz entstand – als Beweis für das Leid, das ihr und ihren Geschwistern geschah. So wie der spanische Schriftsteller und KZ-Überlebende Jorge Semprun den Appellplatz von Buchenwald erst in einer italienischen Wochenschau sehen musste, um zu realisieren, „dass ich Buchenwald nicht geträumt hatte“.

Sicher, nach der Befreiung schoben sich zunächst andere Bilder über den Auschwitz-Film. Die Rückkehr ins Elternhaus im rumänischen Sighet, das geplündert war.

Zwei beschützte Jahre in Antwerpen, dann der Entschluss, nach Israel auszuwandern. Die Härte des Alltags im jungen zionistischen Staat, die Rauheit der Siedler und die Verständnislosigkeit, mit denen sie den Holocaust-Überlebenden begegneten.

Das Familien-Ensemble ging wieder auf die Bühne, getreu dem Rat ihrer früh verstorbenen Mutter: „Wenn ihr zusammen spielt, bleibt ihr auch zusammen.“ Mit Boulevard-Komödien, musikalischen Kabaretts und Opern-Potpourris erntete die „Liliput-Truppe“, wie sie sich nannte, viel Beifall. Zu ihren populärsten Nummern gehörte der

Arzt Mengele (1938), Ankunft ungarischer Juden in Auschwitz*: *Qualen im Film festgehalten*

* Im Mai 1944.



Liliput-Theatertruppe um Perla Ovitz (3. v. l.): Nach der Vorstellung deportiert

„Totentanz“, in dem ihr Bruder Miki mit weiß geschminktem Gesicht den Tod spielte, der eine untreue Ehefrau holt. Ihrem eigenen Totentanz waren sie da erst ein paar Jahre entronnen.

1955, als ihre Kräfte nachließen, wechselte die Familie ins Kinogeschäft. Seit sechs Jahren, als auch ihre letzten beiden Schwestern starben, lebt Perla ganz allein in der Wohnung in Haifa, die mit Wänden voller Bilder einem Familienmuseum gleicht. Ihr Vater, Shimshon Ovitz, war ein verehrter Rabbi in Rumänien. Der kleinwüchsige Religionsgelehrte zeugte mit zwei großgewachsenen Ehefrauen zehn Kinder, davon sieben zwergwüchsige.

Auch wenn kaum noch jemand zu Besuch kommt, macht sich Perla Ovitz jeden Tag zurecht. Sich nie gehen zu lassen ist einer ihrer Grundsätze. Das rabenschwarze Haar ist mit einem glänzenden Reifen zurückgehalten, ihre Fingernägel sind rot lackiert. Sie hat noch immer ein schönes, stolzes Gesicht, dessen Züge sie mit Rouge, Lidschatten und Lippenstift betont. In der Theaterzeit wurde ihr das Schminken zur Routine, doch Perla hat auch gelernt, dass die „Großmenschen“ ihr freundlicher begegnen, wenn sie niedlich aussieht. Auf ihrer alten Singer-Maschine näht sie ihre Kleider noch immer selbst.

Meist sitzt sie auf ihrem kleinen Stühlchen im Wintergarten und schaut nach draußen. Sie liebt Kuchen, doch zu Kapulski ins Kaffeehaus kommt sie nur noch ein- bis zweimal im Jahr, wenn ihre Freundin Hannelore aus Deutschland sie besucht.

Manchmal geht sie in Schulklassen und erzählt ihre Geschichte. „Tante, warum hast du das mit dir machen lassen?“, fragen die Kinder dann. Einmal beugte sich ein Junge zu ihr herunter und küsste ihre KZ-Nummer. Das hat Perla tief gerührt.

Wenn sie sich einsam fühlt, singt sie jiddische Lieder, bis sie weinen kann. Nachts liegt sie oft schlaflos auf ihrem Bett, das fast bis auf den Fußboden abgesenkt ist.

Dann kommt Mengele zu Besuch. Der Arzt mit der Reitgerte unterm Arm und den stets blankgeputzten Stiefeln, der sie quälte – und der ihr ermöglichte, zu überleben. „Ohne Mengele“, sagt Perla, „wären wir alle im Gas gestorben.“

Viele Holocaust-Überlebende leiden unter der Schuld, überlebt zu haben, während ihre Angehörigen umkamen. Perla lebt mit dem Trauma, dem Teufel ihr Leben zu verdanken. „Er war eine Schönheit von Mann“, erinnert sich Perla. „Aber was ist das wert, wenn der Mensch nicht gut ist?“ Als sie die Meldung von seinem Tod in Brasilien in der Zeitung las, weinte sie.

„Nu, was?“, sagt sie herausfordernd, wenn man sie bei diesen Worten ungläubig anschaut. Wäre es je zum Prozess gekommen, hätte Perla sogar „für ihn ausgesagt“.

Dass sie dank Mengele und seines Forscherwahnsinns überlebten, hat sich so tief in das Bewusstsein eingegraben, dass Elizabeth Ovitz später berichtete, Mengele habe sie sogar aus der Gaskammer geholt,

in die sie irrtümlich geschickt worden seien. Experten halten das für unwahrscheinlich.

Dank ihrer Cleverness kamen die fahrenden Musikanten erst relativ spät nach Auschwitz. Mit falschen Pässen hatten sie sich bis März 1944 unbeschadet durch die Wirren von Krieg und Verfolgung in Osteuropa geschlagen. Doch da erfasste die

„Endlösung“ auch Ungarn, wo die Liliput-Truppe gerade tourte.

Die Geschwister flohen in ihre Heimatstadt Sighet, in übervollen Zügen, in denen sie fast zerquetscht wurden. Wehrmachtsoldaten, die Gefallen an den „lustigen kleinen Leuten“ fanden, hoben sie in den Zug.

In Sighet konnten sie sich noch ein paar Wochen retten, indem sie für deutsche und ungarische Offiziere Vorstellungen gaben, doch dann wurden auch sie deportiert. Am 19. Mai 1944 erreichte ihr Viehwaggon Auschwitz. „Da habe ich ja Arbeit für 20 Jahre“, rief Mengele freudig aus, als er die Geschwisterschar erblickte.

Neben seinem Wahn, die Gesetze der Vererbung und des Wachstums rassistisch

„Da habe ich Arbeit für 20 Jahre“, rief Mengele, als er die Geschwister erblickte

* In den fünfziger Jahren in Haifa.

zu begründen, war der Herr der Selektionen von einer wilden „Sammelwut“ gelei- tet, wie Häftlingsärzte beobachteten. Er sammelte Gallensteine, menschliche Augen, Föten – und nun „Zwerge“.

Ohne Rücksicht auf deren fragile Körper trieb Mengele seine Helfer zu Experimen- ten an. „Wenn die Leute gerufen haben, der Mengele kommt, ich schwöre ihnen, wer gerade gegessen hat, hat das Essen wieder aus dem Mund genommen“, er- zählt Perla. „Keiner, der überlebt hat, ist hinterher wieder fröhlich geworden.“

Obwohl ihr Gedächtnis sie immer häu- figer im Stich lässt, hat Perla die Qualen noch vor Augen. Jeden Zahn und jedes Haar, die ausgerissen wurden, jeden der Einstiche, mit denen brennende Lösun- gen in ihre Haut gejagt wurden. In ihre Ohren, berichtet sie, gossen die teuflischen Ärzte erst siedend heißes, dann eiskaltes Wasser, in ihre Augen gaben sie Tropfen, die sie stundenlang erblinden ließen. Ihre verheirateten Schwestern mussten sogar gynäkologische Versuche erdulden, „mit den Beinen auf einer Pritsche fest- geschnallt“.

Literweise habe man ihr Blut abgezapft, sogar das Baby Shimshon wurde nicht verschont. Oft seien sie vor Schwäche ohn- mächtig geworden.

Manchmal sieht sich Perla heute plötzlich wie- der mitten auf den Kacheln von Auschwitz liegen, ver- schwommen über ihr das Gesicht Mengeles. „Unser Blut ließ er in Flaschen mit der Aufschrift ‚Familie Li- liput‘ abtransportieren.“

Mengele war berüchtigt dafür, dass seine höfliche Korrektheit, die er selbst- gefällig zur Schau trug, von einer Sekunde zur anderen

in todbringenden Jähzorn umschlagen konnte. Perla und ihre Schwestern ver- suchten deshalb, sich in den Mann mit dem blütenweißen Kittel über der Uniform hin- einzuversetzen. So fanden sie heraus, dass er es gern hatte, wenn sie ihn säuberlich aufgereiht empfingen. Um zu überleben, bestärkten sie Mengele auch in dem Ge- fühl, er sei so eine Art Onkel für sie.

Tatsächlich hielt sich der SS-Mann of- fenbar gern bei den Kleinwüchsigen auf: „Über den sieben Bergen hab ich sieben Zwerge“, witzelte er. Manchmal sang er mit ihnen und brachte kleine Geschenke und Spielsachen für Baby Shimshon: „Sieh mal, was der Onkel für dich hat.“ Elizabeth rief er einmal mit den Worten: „Komm zu Mengele“, als meinte er einen Hund.

„Gnädiger Herr Mengele“, wagte die Schwester Frieda einmal einen Vorstoß, „wir möchten so gern nach Hause.“ Da antwortete er: „Frieda, du weißt, ich habe

auch Familie, und ich möchte auch dort sein. Aber was soll ich machen, wenn ich hier sein muss?“

Wenn er gehe, versprach er sogar, so Perla, nehme er sie mit. Doch dann, eines Tages im Januar 1945, ging alles sehr schnell. Das Lager stand kurz vor der Be- freiung, und Mengele „drehte vollkommen durch“, wie eine seiner Assistentinnen spä- ter notierte. Er rannte zu seinen Papieren, seinen Instrumenten und „stopfte alles, was da war, in seinen Koffer ... Unterlagen, Briefpapier, alles – packen, packen, in Win- deseile, zu uns kein Wort ...“

Am 17. Januar 1945 verschwand Menge- le, mit all seinen Aufzeichnungen – und vielleicht auch mit Perlas Film.

Ihre letzte Hoffnung, das Machwerk doch noch zu finden, setzte sie in ihre Freundin Hannelore Witkofski. Die Ham- burger Sozialpädagogin, selbst von Wachstumsstörungen betroffen, forscht über kleinwüchsige Menschen in Auschwitz.

Als Perla sie bat, nach dem Film zu su- chen, machte sie sich auf die Reise durch die Archive. In Auschwitz fand sie den Ein- trag ihrer Freundin im Lagerbuch „Owitz,



Auschwitz-Forscherin Witkofski, Owitz: *Peinliche Arbeit*

Piroschka“, „Nummer A-5087“, Diagnose „Zwerge“, Unterschrift: „Lagerarzt Men- gele“. Sie las Zeugenaussagen bei der Staatsanwaltschaft in Frankfurt, die verge- bens versucht hatte, Mengele vor Gericht zu stellen, sichtete Filmmaterial aus russi- schen Beständen, sprach mit einem polni- schen Kriegsgefangenen, der die Mengele- Opfer damals nackt fotografieren musste: „Es war eine so peinliche Arbeit.“

Über die Suche nach dem Dokument und die Freundschaft der beiden Frauen hat der junge israelische Regisseur Schahar Rosen einen anrührenden Film gemacht: „Liebe Perla“. Geplant war, dass am Ende Perla den Mengele-Film bekommt.

Doch Hannelore Witkofski hat ihn nicht gefunden. Inzwischen ist sie froh darüber. Sollte er jemals irgendwo auftauchen, wünscht sie sich, „dass er in dem Moment, in dem man die Filmdose öffnet, zu Staub zerfällt“.

ANNETTE GROSSBONGARDT



Libanesische Hauptstadt Beirut: Aufstieg wie Phönix aus der Asche zu einem neuen Paris der Levante

NAHOST

„Gebt uns den Frieden“

Im Schatten der Annäherung zwischen Syrien und Israel drängt der Libanon auf Aussöhnung mit dem jüdischen Nachbarn. Doch Damaskus duldet keinen Alleingang des kleinen Bruderlandes.

Aus der Öffentlichkeit ist er schon nahezu verschwunden, der starke Mann des Libanon. In der Beirut Einkaufsstraße Hamra sind die Plakate abgehängt, von denen Hafis al-Assad jahrelang auf die Passanten herabblickte. Auch auf dem belebten Riad-al-Sulh-Platz im Bankenviertel der libanesischen Hauptstadt ist keines der Ehrfurcht gebietenden Porträts des syrischen Präsidenten mehr zu sehen.

Als hätte es den Personenkult um den Staatschef des mächtigen Nachbarlandes nie gegeben, wollen sich selbst treue Staatsdiener nicht mehr erinnern, wo sie zuletzt große Assad-Porträts gesehen haben. Beamte im Informationsministerium weisen darauf hin, dass auch die syrischen Kontrollposten in der Hauptstadt fast völlig aus dem Straßenbild verschwunden sind. Stolz preisen sie die „Unabhängigkeit des neuen Libanon“. Doch die demonstrative Eigenständigkeit trägt.

Tatsächlich hat Assad seinen Einfluss im Libanon keineswegs aufgegeben. Noch immer hat Syrien rund 30 000 Soldaten seiner so genannten Schutztruppe im Land stationiert. Die ungewohnte öffentliche Zurückhaltung ist vielmehr eine Vorsichtsmaßnahme des gewieften Taktikers: Er will sein Gesicht wahren, falls er sich schon bald zu einem spektakulären Schwenk in seiner Nahost-Politik durchringen sollte.

Der syrische Herrscher, dessen „außergewöhnliche analytische Fähigkeiten“

schon der US-Altmeister der Nahost-Diplomatie, Henry Kissinger, bewunderte, soll erstmals bereit sein, seine Macht und Präsenz im Libanon einzuschränken – wenn Israel im Gegenzug die 1967 eroberten Golanhöhen räumt.

Die Chancen des gesundheitlich angeschlagenen Assad, 69, den Höhenzug wieder seinem Reich einzuverleiben, bevor er die Macht seinem Sohn Baschar übergeben kann, stehen seit der Wahl des neuen israelischen Premiers Ehud Barak so schlecht nicht. Der Ex-General von der Arbeitspartei schiebt nicht nur die unter seinem konservativen Vorgänger Benjamin Netanjahu festgefahrenen Autonomiegespräche wieder an, er will auch die Verhandlungen über einen Rückzug vom Golan erneut aufgrei-

fen. Arabische Diplomaten berichten, dass Barak und Assad über Mittelsmänner ein Abkommen ausarbeiten lassen wollen, das die schrittweise Räumung des Plateaus und die stufenweise Normalisierung der Beziehungen vorsieht. Eingeweihte sprechen von einer „Inkubationszeit“ von nur einigen Monaten bis zur Unterschriftsreife.

Erste Sondierungen zwischen Jerusalem und Damaskus hatten bereits unter Jizchak Rabin begonnen, bevor der Regierungschef 1995 von einem jüdischen Fanatiker erschossen wurde. Nun will Barak, wie auf dessen Reisen nach Kairo, Amman und Washington durchsickerte, die Räumung des strategisch wichtigen Golan auch mit einer Lösung des Libanon-Problems verknüpfen.

Aus dem Süden des Levantestaates schießen Freischärler der islamistischen Hisbollah („Partei Gottes“) Raketen auf Siedlungen wie Kirjat Schmona im Norden Israels und bekriegen israelische Besatzungssoldaten in der 800 Quadratkilometer großen „Sicherheitszone“. Jerusalem hatte das bis zu 20 Kilometer tiefe Gebiet einst zum Schutz vor Übergriffen palästinensischer Guerrilla-Kämpfer besetzt – und würde es jetzt gern loswerden, wenn Beirut nach einem Friedensvertrag die Sicherheit im Norden Israels garantieren könnte.

Im August lieferten sich die Schiiten-Milizen und israelische Soldaten erneut heftige Gefechte, bei denen drei Israelis getötet wurden. Die Hisbollah-Angriffe waren wohl die Rache für den Bombenanschlag auf den Milizen-Führer Ali Dib, Nom de guerre: Abu Hassan. Der Aktivist war nahe der Küstenstadt Sidon von zwei Bomben getötet worden, die unter seinem Wagen explodierten. Für die Hisbollah steht fest, dass israelische Spezialeinheiten den Anschlag verübt hatten.

Die international verurteilte Okkupation fordert viele Opfer, allein im vergangenen Jahr kosteten die Überfälle der Gottes-



partei auf die so genannte Schutzzone über 20 israelische Soldaten das Leben. „Wir müssen schnell raus aus der Hölle“, hatte schon vor geraumer Zeit der Abgeordnete Jossi Beilin gefordert, der heute Justizminister ist und zu den Beratern Baraks zählt.

Bislang gelten die Hisbollah-Kämpfer, die von ihren schiitischen Glaubensbrüdern in der Islamischen Republik Iran nicht nur ideologisch Feuerschutz erhalten, als das Ass im Ärmel Assads beim Friedenspoker. Sie dienen ihm als Stachel, mit dem er Israel empfindliche Stiche versetzen kann.

Nach Informationen arabischer Nachrichtendienste will Barak deshalb den Golan nur räumen, wenn Damaskus nicht länger in Beirut die Politik diktiert. Ein aus der Kontrolle Syriens entlassener Libanon, der die Hisbollah aus eigenem Interesse unter Kontrolle bringt, wäre für Jerusalem ein verlässlicherer Friedenspartner – zumal in Damaskus Diadochenkämpfe um Assads politisches Erbe drohen.

Ob der Libanon sich wirklich schon jetzt so weit emanzipieren kann, ist fraglich. Zumindest auf den ersten Blick scheint das konfessionell zerrissene Land mit rund 3,5 Millionen Einwohnern, in dem Christen und Muslime um die politische Vormacht ringen, wieder ein stabiler, befriedeter Staat zu sein. Die Unbekümmertheit der Jugendlichen, die im Hard-Rock-Café herumhängen, lässt fast vergessen, dass der Zedernstaat ein Pulverfass war:

Die Muslime strebten jahrzehntelang zurück in den Schoß der Mutter Syrien, während die Christen die staatliche Unabhängigkeit verfochten, um nicht in den Status einer diskriminierten Minderheit zurückzufallen wie zu Zeiten des Osmanischen Reiches. Der 1975 ausgebrochene Bürgerkrieg, in den sich auch tausende vertriebener Palästinenser einmischten, ruinierte das Land, das zur Kue rivalisierender Kriegsherren wurde – bis das Eingreifen syrischer Truppen den völligen Untergang des Staates verhinderte.

Die neueste Forderung aus Jerusalem lehnt Beirut denn auch empört ab. Angeblich, so verlautet aus Geheimdienstquellen, verlangt Barak, dass die libanesische Regierung die etwa 360 000 Palästinenser einbürgert, die seit ihrer Vertreibung aus Israel zum Großteil in elenden Lagern auf ihre Rückkehr warten. Von dem durch die Uno-Resolution verbrieften Recht auf Rückkehr der Flüchtlinge will Jerusalem nichts wissen. Doch der Libanon will die Heimatlosen auch nicht länger haben. „Das verkraften wir nicht“, klagt ein hoher Regierungsbeamter – zu groß ist die Sorge, dass die Palästinenser wieder soziale Un-



Anschlag auf Hisbollah-Führer Abu Hassan: „Schnell raus aus der Hölle“

ruhe schüren könnten. Auch Autonomie-Präsident Jassir Arafat ist gegen eine Einbürgerung der Flüchtlinge im Libanon.

Wirtschaftlich hat sich das Land stabilisiert. Vor allem Beirut, früher als Paris des Nahen Ostens gepriesen, hat wie Phönix aus der Asche zu einem Höhenflug angesetzt. Nur in einigen Gegenden wie dem Bischara-al-Churi-Boulevard, jahrelang umkämpfte Trennungslinie zwischen den Muslimmilizen im Westen und den Guerrilleros der christlichen Phalange im Osten, erinnern noch zerschossene Gebäude daran, dass 15 Jahre Bürgerkrieg mit über 150 000 Toten die Stadt ausgeblutet hatten.

Was nicht durch Bomben und Granaten völlig zerstört wurde, erstrahlt wieder in früherem Glanz, etwa der prächtige Altbau der Stadtverwaltung oder die Patrizierhäuser im Bab-Idris-Viertel. Und ein Stopp vor dem Großen Serail, dem Amtssitz des Regierungschefs Salim al-Huss und etlicher Minister im Zen-

trum der Metropole, gehört fast schon zum Pflichtprogramm der ersten Touristen aus dem Abendland, die sich allmählich wieder in den Libanon trauen. Das Gebäude gilt als Meisterstück spätosmanischer Architektur.

Die meisten Gelder der libanesischen Gesellschaft für Wiederaufbau, Solidere, wurden in die Infrastruktur investiert. Großzügige Stadtautobahnen, elegante Brücken und Viadukte entstanden, das Beiruternetz zählt inzwischen zu den modernsten im Nahen Osten, der Flughafen wird in Erwartung künftiger Besucherströme um ein Terminal erweitert.

Sollte Assad sich tatsächlich aus dem Libanon zurückziehen, könnte Beirut die Gotteskämpfer ent Waffen. Im Gegenzug

würde Barak seine Besatzungstruppen aus der Pufferzone abziehen. Das ginge für Beirut zwar nicht ohne Kraftprobe mit der Hisbollah ab, denn die weiß nur zu gut, dass sie als rein politische Partei keinen sonderlichen Machtfaktor mehr darstellen wird. Doch ohne Rückendeckung aus Damaskus wird die Gottespartei den Kürzeren ziehen, zumal auch Teheran seit der Wahl des vergleichsweise liberalen Staatschefs Chatami eher mäßigend auf die Gotteskämpfer einwirkt.

Die Sehnsucht nach Freiheit und Wohlstand ist immens. „Der Libanon wünscht sich den Abzug aller ausländischen Truppen“, beteuert der einflussreiche Maroniten-Patriarch, Kardinal Nasrallah Sfeir – und meint damit nicht nur die israelischen Soldaten und die von Jerusalem ausgehaltene Südlibanesische Armee in der Sicherheitszone. Das Kirchenoberhaupt hat auch die syrischen Besatzer im Blick.

Um die ungeliebten Schutztruppen abzuschütteln, hofft Sfeir, dass Barak mit „genügend Mut und Verstand“ in die Verhandlungen mit Assad geht: „Gebt Syrien den Golan“, appelliert er an die Israelis, „und den Libanesen den Frieden.“

Offiziell freilich gibt es keinen eigenen libanesischen Weg, noch nicht. Gleichsam als Gegenbewegung zu den Autonomiebestrebungen des Levantestaats wird von der Führung in Beirut und Damaskus unverbrüchliche Einigkeit beschworen. Als gäbe es keine Grenzen, verkündet Assad in Damaskus: „Libanesen und Syrer sind ein Volk.“ Ergeben bekräftigt sein Beirut-Amtskollege Emile Lahoud: „Unsere Länder verbinden heilige Bande.“

Präsenz zeigen in Beirut auch noch Assads Geheimdienste, auf die das syrische Regime seit fast 30 Jahren seine Macht stützt. Die Tür zum Büro der syrischen Aufpasser am neuen Flughafen schmückt weiterhin ein großes Assad-Bild.

DIETER BEDNARZ, VOLKHARD WINDFUHR



Syrischer Staatschef Assad



Pontonbrücke in Novi Sad, zerbombte Donau-Brücke: Büßen für die Belgrader Beton-Serben

SERBIEN

Frieren und demonstrieren

Keine andere serbische Stadt wurde durch die Nato-Angriffe so schwer mitgenommen wie Novi Sad, die Metropole der Vojvodina. Weil sie eine Hochburg der Opposition ist, wird ihr Wiederaufbau von Belgrad verschleppt.



Gute Nachricht für McDonald's International in Oak Brook, Illinois: Die serbische Tochter ist wieder gesund. Trotz des enormen Kaufkrafteinbruchs, den der Bombenkrieg der Nato in Serbien verursacht hat, macht sie fast wieder Vorkriegsumsätze. Das ist für ein Feindunternehmen nicht schlecht. „Wir sind wieder auferstanden“, sagt der smarte junge Filialleiter in Novi Sad.

Am 25. März, als die ersten Nato-Bomben fielen, wurden überall in Serbien McDonald's-Filialen von Demonstranten geplündert. Dragoljub Jakić, der General-

manager von McDonald's Yugoslavia, tat spontan das Richtige. Er setzte eilig ein „Serbifizierungsprogramm“ in Szene, das es der Kundschaft ermöglichen sollte, ohne patriotische Schuldgefühle Big Macs zu essen. Obwohl es im Handelsregister anders stand, versicherte er kühn, McDonald's Yugoslavia sei ein grundserbisches Unternehmen. Man möge es deshalb unterlassen, seine Läden zu demolieren. Gegebenenfalls sollten das lieber die Nato-Vandalen besorgen.

Dann wurde der Big Mac balkanisiert: Rindfleisch raus, Schweinefleisch rein und obendrauf noch zwei dicke Scheiben Paprika. Zum Schluss setzte man dem gelben Doppelbogen im Firmenlogo eine „Šajkača“ auf, die klassische serbische Bauernmütze. Bei Anti-Nato-Demos wurden in den folgenden Wochen über eine viertel Million Big Macs kostenlos verteilt. Zur Belohnung für einen guten Anti-Nato-Slogan gab es bei McDonald's in Novi Sad Gutscheine für eine Woche Cheeseburger.

Die Belgrader Sozialisten widerstanden der Versuchung, den Volkszorn auf die Nato in Sympathie für ihr Regime umzudeuten. Novi Sad ist eine Art Zitadelle der Opposition. Sie bringt seit Wochen mehr Anti-Milošević-Marschierer auf die Beine als irgendeine andere Stadt in der Provinz. Wenn man es auf die Bevölke-

rung bezieht, sind es ein paar Mal so viele wie in Belgrad.

Die Vojvodiner sind mehrheitlich bekennende Milošević-Verächter. Sie haben mit dem Stahlhelm-Patriotismus der Belgrader nicht viel zu schaffen. Deshalb haben sie bis heute nicht verstanden, warum der Feuersturm der Nato besonders heftig durch jene Städte fegte, die von der Opposition regiert werden. Warum mussten sie für den Schattenmann in Belgrad büßen?

In Novi Sad sind die meisten Bürger davon überzeugt, dass Slobodan Milošević ein Schädling ist. Aber die Hoffnungen der westlichen Allianz, die Abneigung gegen das Regime in Belgrad werde sich zum Separatismus verdichten, hat sich nicht erfüllt. Novi Sad, damals Neusatz, war über 200 Jahre lang Vorposten des Habsburger Reiches. Gleich dahinter fing der wahre Balkan an.

Die Festung Petrovaradin, drüben am anderen Ufer, war die wichtigste österreichische Operationsbasis im Kampf gegen die feindlichen Türken. Anfang August 1716 trieb das Heer Prinz Eugens beim „Gibraltar an der Donau“, wie er es nannte, 150 000 Janitscharen in die Sümpfe. In den Kasematten von Petrovaradin wurde 1914 der k. u. k. Unteroffizier Josip Broz, später Tito, für einige Tage gefangen gehalten,



nachdem er sich im Kreis von Kameraden despektierlich über des Kaisers Krieg geäußert hatte.

Weiter stromabwärts liegt Zemun, die alte Grenz- und Quarantänestation Semlin. Hier wurde Europa nicht nur gegen die Türken, sondern auch gegen die Pest verteidigt. Die türkischen und serbischen Händler mussten das Geld, mit dem sie auf dem Markt von Semlin bezahlen wollten, vorher zum Desinfizieren in Essig tunken. Die Tuche, die sie daließen, wurden mehrfach geschrubbt und geräuchert, bevor die Käufer sie übernehmen durften.

Alles, was aus Serbien kam, galt als potenziell verpestet. Auch weil dieses Vorurteil das Zeitalter der Pest um viele Jahrzehnte überlebte, dauerte es nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie so lange, bis die Vojvodiner sich damit abfanden, mit den Serben in einem Staat zu leben.

Die zweitgrößte Stadt Serbiens grenzt sich von der Hauptstadt Belgrad, die jahrhundertlang türkisch war, architektonisch und gastronomisch ab, so gut sie kann: mit gemütlichen Gässchen, viel ockerfarbenem Stuck und Wiener Salzbrezeln beim Bäcker. Ja doch, die Vojvodiner hätten schon ganz gern mehr Selbständigkeit und einen gerechteren Anteil an den Staatseinnahmen, aber sie wollen nicht aus dem jugoslawischen Staatsverband aussteigen. Vielleicht auch, weil dann die 300 000 Diaspora-Magyaren im nördlichen Grenzgebiet Lust auf Anschluss an Ungarn bekommen könnten.

Die Vojvodina ist eine Vielvölkerregion. Nirgendwo sonst in Europa ist die ethnische Landkarte so bunt gescheckt: Serben, Kroaten, Ungarn, Juden, Zigeuner, Rumänen, Ukrainer. Nur von den einst hunderttausenden deutschstämmigen Donauschwaben sind keine zurückgeblieben. Sie wurden im Krieg und in den Jahren danach vertrieben.

Novi Sad hat mehr Bombennächte erlebt als andere serbische Städte. Drei Dutzend große Betriebe wurden zerstört. Darunter auch die Getränkefabrik, die der deutsche Unternehmer Falk Holtmann 1995 in der Freihandelszone von Novi Sad gebaut hatte. Die Ölraffinerie haben die Nato-Flugzeuge 16-mal mit Raketen fusiliert, obwohl gleich die erste Salve am 25. März die Benzintanks, Pipelines und Wagons unbrauchbar gemacht hatte.

Jetzt sind 7000 von 8000 Jobs in der Raffinerie verloren. Nach Schätzungen der Stadtverwaltung wird im kommenden Winter jeder Zweite in Novi Sad ohne Arbeit sein.

Auch die Autobusse müssen vor den Tankstellen nach Sprit anstehen. Weil die



Kundgebung der Opposition in Novi Sad: *Das Volk in Geiselhaft*

Transportkapazitäten durch die langen Wartezeiten praktisch halbiert sind, beschränkt sich der Personennahverkehr im Wesentlichen darauf, die Berufstätigen an ihre Arbeitsplätze zu bringen und sie spätnachmittags wieder abzuholen.

Und warum hat die Nato in Novi Sad eigentlich alle drei Donau-Brücken zerstört und in Belgrad keine einzige? Es gab kein Kriegsszenario, in dem die Brücken von Novi Sad irgendeine Rolle spielten.

Mit den Brücken sind auch die an ihnen befestigten Wasserleitungen über den Fluss auf Grund gegangen. Drüben in Petrovaradin und rings um die alte Festung gibt es jetzt nur noch „technisches Wasser“. Das ist ein freundliches Synonym für die stinkende braune Brühe, die die Menschen krank macht. Die Reparatur der Wasserleitungen ist bisher daran gescheitert, dass die benötigten Pumpen und Ersatzteile auf der Embargoliste der EU stehen.

Zu Beginn der neunziger Jahre lebten 180 000 Menschen in der Stadt. Seitdem sind 120 000 Vertriebene aus der Krajina, dem Kosovo und aus Ostslawonien dazugekommen. Die Infrastruktur ist hoffnungslos überfordert. Und jetzt ist auch noch das Hauptkraftwerk zerstört. Der Winter wird bitter.

Für die Überquerung der Donau hat die Stadtverwaltung einen kostenlosen Bootspendelverkehr eingerichtet. Er wird eifrig genutzt, obwohl die kleinen Privatkähne, die zwischen dem linken und dem rechten Flusssufer hin- und herwieseln, viel schneller sind und nur 50 Pfennig pro Fahrt berechnen. Aber 50 Pfennig sind im Nachkriegsjugoslawien viel Geld für eine Stunde Zeitgewinn.

Die Betonserben um Milošević haben kein Interesse an einer Normalisierung der Lage. Das wird noch mal bei der Einweihung der provisorischen Pontonbrücke gleich unterhalb der skelettierten Freiheitsbrücke deutlich.

Die Zentralregierung hat dafür fünf Millionen Mark gegeben. Ein Festredner aus Belgrad erklärt, man habe es hier



genommen

mit einem eindrucksvollen Symbol des Sieges über die Nato-Barbaren zu tun, die durch die Zerschmetterung der Brücken die serbische Nation hätten zerreißen wollen. Dann erfolgt eine feierliche Begehung durch die örtlichen Würdenträger unter Beigabe von vaterländischer Blechmusik.

Die Donau ist an dieser Stelle jetzt ganz blockiert. Das soll bis auf weiteres wohl auch so bleiben. Belgrad will das jugoslawische Teilstück des Flusses so schnell nicht wieder für die internationale Schifffahrt frei machen.

Mitte August hatte der Stadtrat von Novi Sad eine Gruppe von Ingenieuren aus Wien eingeladen, die eine Projektstudie zur Schadensbeseitigung erarbeiten sollten. Aus dem Besuch wurde jedoch nichts, weil das Außenministerium in Belgrad die Einreisevisa verweigerte. Begründung: Die Ausländer wollten ja sowieso nur spionieren.

Trotzdem, das Fremdenverkehrsamt von Novi Sad macht sogar noch Scherze mit dem Elend. Es verschickt bunte Postkartenfotos in alle Welt mit dem Text: „Gruß aus Novi Sad, der einzigen Stadt, in der die Donau nicht unter den Brücken, sondern über die Brücken fließt.“

verkehr auf der Donau. Denn: „Deutschland hat Milliarden Mark in den Rhein-Main-Donau-Kanal investiert, die fließen sonst in den Sand.“

Die Donau war vor dem Krieg die wichtigste Verkehrsader Südosteuropas – Jahresfrachtkapazität in Spitzenzeiten 90 Millionen Tonnen, die jetzt über Schienen und Landstraßen rollen. Allerdings, die Blockade ist für die Deutschen nicht so katastrophal wie für die bettelarmen Rumänen und Bulgaren. Das weiß auch Milošević. Er lässt die Nachbarn im Osten schmoren, zur Strafe dafür, dass sie den Nato-Flugzeugen Überflugrechte für die Einsätze gegen serbische Städte eingeräumt haben.

Für Bodo Hombach, den Sonderkoordinator für den Balkan-Stabilitätspakt, hat das Projekt keine Priorität. Hombach zum SPIEGEL: „Es gibt Bemühungen, den Schiffsverkehr wieder zu ermöglichen. Wie die enden, weiß ich nicht.“

Jugoslawische Schiffe können den Engpass auf dem Franz-Joseph-Kanal nördlich der Donau umfahren, der noch aus der Habsburger Zeit stammt. Auch russische und ukrainische Öltanker dürfen passieren, ebenso Schmugglerboote, sofern ihre Kapitäne zahlungskräftig genug sind. Für alle anderen ist der Kanal gesperrt.

Wie es weitergehen soll? Anfang voriger Woche teilte die EU den Städten Niš und Pirot im Rahmen der Aktion „Energie für Demokratie“ eine Notration von 25 000 Tonnen Heizöl und 1000 Tonnen Diesel zu. Novi Sad ging leer aus, wohl weil die Stadt-

väter den Brüsseler Eurokraten noch nicht demütig genug sind.

„Wir werden frieren und demonstrieren“, sagt der Bibliothekar Stjepan Buratović, der an der Landstraße nach Subotica Entenfedern und Fahrradfliegezeug verkauft. Die Menschen wollen Milošević endlich loswerden, und wenn sie dafür monatelang auf die Straße gehen müssen. Aber leichter wäre es, so sagt er, wenn der Westen das serbische Volk endlich aus der Geiselhaft

entließe. Das westliche Embargo zwingt das Volk in ein Boot mit Slobodan Milošević.

Seit er seinen Job verloren hat, lebt Buratović mit seinem sechsjährigen Sohn und seiner achtjährigen Tochter in einem Kellerraum am rechten Flussufer. Er hat wenig Aussichten, in seinem Beruf jemals wieder eine Beschäftigung zu finden. Aber die Familie wird wenigstens satt. Die Geschäfte laufen ganz leidlich. Vielleicht kann er am Sonntag den Kindern bei McDonald's am Markt sogar einen Big Mac spendieren.

ERICH WIEDEMANN



Milošević-Gegnerin: Patriotismus ohne Stahlhelm

Obwohl die Räumung eine Sache von drei, vier Wochen wäre, wird sich an diesem Zustand so schnell nichts ändern. Präsident Milošević ist sich mit Stevan Vrbaski, dem sozialdemokratischen Bürgermeister von Novi Sad, einig, dass die Trümmer erst dann beseitigt werden sollen, wenn die EU die Kosten zum Wiederaufbau der Brücken übernimmt. Sie wollen keinen Wiederaufbaukredit, sondern vollen Schadensersatz.

Serbiens radikalnationalistischer Vizepremier Vojislav Šešelj will vor allem die Deutschen in die Pflicht nehmen. Er sagt, sie hätten ein vitales Interesse am Schiffs-

FRANKREICH

Sterben für die Wiedergeburt

Den zweiten Band ihrer Memoiren widmet die einstige Sex-Ikone Brigitte Bardot dem Schutz der geschundenen Tiere.

Ein Kino hat sie seit über einem Vierteljahrhundert nicht mehr betreten. Nur den Fernseher schaltet sie gelegentlich ein, und was dort zu sehen ist, findet sie so abscheulich wie die gesamte Gesellschaft von heute: „Ich hasse die Dekadenz, den moralischen und körperlichen Schmutz, die Hässlichkeit, den Verlust wesentlicher Werte, die Pornografie.“ Auch in die Kirche geht sie nicht mehr, seit die Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils in ihren Augen den feierlichen Ernst der heiligen Messe banalisiert hat: „Man duzt Gott nicht.“

Der Wandel scheint radikal, den Brigitte Bardot, 65, durchgemacht hat: „B. B.“, das erste Girlie der Nachkriegszeit, die frühe Inkarnation der befreiten Frau und das bekannteste Symbol Frankreichs nach dem General de Gaulle und dem Eiffelturm, führt schon lange ein zweites Leben, fernab vom „Zirkus“ der Filmwelt, den sie angeblich nie gemocht hat.

Nach ihrem letzten Streifen „Colinot Trousse-Chemise“ 1973 wurde aus der Sex-Ikone, dieser unwiderstehlichen Mischung aus „grünem Früchtchen“ und „femme fatale“ (so hat die feministische Urmutter Simone de Beauvoir sie beschrieben), eine Pasionaria der geschundenen Kreatur. Ihren Kreuzzug für die Rechte und den Schutz der Tiere hat sie jetzt im zweiten (und letzten) Band ihrer Memoiren geschildert, der vorige Woche mit einer Startauflage von 150 000 Exemplaren erschien*.

Der erste Teil ihrer deprimierenden Lebenserinnerungen, 1996 nach 21 Jahren Schreibarbeit vollendet, war ein Weltbestseller; er wurde in 28 Sprachen übersetzt und brachte der Autorin zehntausende mitfühlende Briefe ein.



Filmstar Bardot: Erstes Girlie der Nachkriegszeit

Fraglich nur, ob sich dieser Erfolg jetzt wiederholt. Zwar ist der Seelenstriptease genauso unbarmherzig. Aber die wahren Helden ihrer düsteren Lebenswelt sind diesmal die Hunde und Katzen, Pferde und Esel, Ziegen und Schafe, nicht zu vergessen Chouchou, das Robbenbaby, und Marcel Patapouf, das dicke Schweinchen.

Gegen sie sehen die Menschen schäbig aus, vor allem die Männer natürlich, und gemeint sind keineswegs nur Metzger und

Jäger: „Jedes Mal, wenn ich mich auf ein menschliches Wesen verlassen habe, bin ich verraten worden“, klagte sie schon früher, „das habe ich mit den Tieren gemein.“ Eine Schopenhaueranerin, ohne es zu wissen: „Wenn

es keine Hunde gäbe, möchte ich nicht leben.“

Dennoch ist sie auf beunruhigende Weise abhängig von den Männern geblieben. Allein fühlt sie sich wie eine „unnütze, schlaffe Hülle“, erst die Liebe macht sie stark und prall. Die Liebhaber kommen und gehen, Laurent, Philippe, Mirko, Allain – alle sind sie jünger als B. B., manchmal erheblich jünger. Sie wechseln so schnell, dass ihre Mutter sie tadelt, sie könne mit ihrem Gedächtnis dem Reigen nicht mehr folgen, und sie eine „wohlfeile Dirne“ nennt.

Brave Bürgerstochter, die sie trotz aller Revolten stets geblieben ist („Ich hätte lieber am Ende des 19. Jahrhunderts gelebt“), siezt sie die Eltern bis zu deren Tod und betet am Sterbebett der Mutter 50 Ave Maria.

Pluton ist in der griechischen Mythologie der Gott der Unterwelt, und das „Quadrat des Pluton“ (so die Übersetzung des französischen Buchtitels) bezeichnet eine Himmelskörper-Konstellation, die eine Wahrsagerin in Saint-Tropez B. B. 1979 deutete: „Eine Periode manchmal unüberwindlicher Prüfungen, ein völliger Bruch mit der Vergangenheit, ein Sterben für die Wiedergeburt eines anderen Lebens.“ Die nächsten zehn Jahre waren für

Brigitte Bardot die „fürchterlichsten meiner Existenz. Es ist ein Wunder, dass ich nicht tot bin“.

Ihre selbstempfundene Tragödie besteht in der tiefen Vereinsamung, die sie fürchtet wie den Tod und die sie nicht überwinden kann. Bereits deutlich über 40, übersteht sie eine Abtreibung (die letzte einer ganzen Reihe), Depressionen, die sie mit Prozac bekämpft, Trunksucht (stilsicher ist sie dem Champagner verfallen), Selbstmordversuche und Brustkrebs.

Und doch geraten die Irrungen und Wirrungen der wilden, aber zerbrechlichen Heldin immer wieder zur Opera buffa, mit Szenen von klamaukartiger Komik. Etwa wenn sie zum ersten Mal mit ihrem gegenwärtigen und mutmaßlich letzten Ehemann Bernard d'Ormale ins Bett will – sechs ihrer Hunde räkeln sich wie gewöhnlich in den Laken, und als Bernard sich nähert, beginnen sie ihr angestammtes Revier heftig zu verteidigen. „Ich sah Bernard zurückweichen, die Angst im Bauch



Bardot mit Chirac, im Tierheim: Von Menschen enttäuscht

* Brigitte Bardot: „Le Carré de Pluton“. Editions Grasset; 696 Seiten; 140 Francs.

und die Hand vor dem Schwanz. Die Nacht war bewegt, aber nicht, wie ich es gewünscht hätte.“

D’Ormale, ein Mann aus dem Dunstkreis des Front-national-Führers Jean-Marie Le Pen, brachte B. B. in den Ruf, eine Rechtsradikale geworden zu sein, was sie vehement bestreitet. Ihr Kampf gegen die „barbarische Sitte“ des Hammelschächtens zum muslimischen Opferfest Id al-adha trug ihr aber eine Klage wegen Aufwiegelung zum Rassenhass ein.

Nach Brigitte Bardots Abbild wurde 1969 die Büste der Marianne für Frankreichs Rathäuser gegossen. Ihre Heimat wähnt B. B. heute von einer islamischen Welle überflutet, gegen die es Dämme zu errichten gelte: „Von Jahr zu Jahr sehen wir überall in Frankreich die Moscheen blühen, während die Glocken unserer Kirchtürme verstummen.“

Diese Empörung teilt sie natürlich mit Le Pen, den sie 1992 kennen lernte: „Ein munterer Kerl, lustig, interessant, gebildet und empfindsam, ganz anders als das Bild, das man im Allgemeinen von ihm zeichnet.“

Vielleicht ist es der bis zur Gewaltbereitschaft reichende Kampfesmut, der sie an Le Pen fasziniert, denn fast alle anderen Politiker hält sie für feige Opportunisten: der bärtige Kommunistenchef Robert Hue – ein „stalinistischer Gartenzwerg“; der sozialistische Premier Lionel Jospin – ein „braver, langweiliger Musterschüler“; der gaullistische Präsident Jacques Chirac, mit dem sie lange befreundet war und der sie zärtlich „mein Reh“ nannte – eine Enttäuschung. In ihn hatte sie alle Hoffnungen gesetzt, doch nach seiner Wahl zum Präsidenten hatte er nichts Besseres zu tun, als die von Mitterrand aufgegebenen Nuklearversuche wieder aufzunehmen.

Dass Chirac anschließend auch noch mit der Linken zur Kohabitation ins Bett stieg, bestätigt in ihren Augen die „Feigheit desjenigen, der ein Staatsführer hätte sein können und doch nur von unsichtbaren politischen Strippen gezogen wurde“.

Als Bürgermeister von Paris pflegte Chirac sich gern mit B. B. im Arm zu schmücken und mit ihr jedes Jahr Anfang Oktober, am Tag des Heiligen Franz von Assisi, die Bevölkerung zur Adoption herrenloser Hunde und Katzen aus den städtischen Tierheimen aufzurufen. Als Schlossherr des Elysée hat er seit vier Jahren kein Wort mehr mit der ewig ungebärdigen alten Dame gesprochen.

B. B. aber gab, eine heilige Franziska der Tiere, ihre irdischen Güter, alles, was vom Glanz ihres ersten Lebens geblieben war, dahin, um das Gründungskapital von drei Millionen Francs für ihre gemeinnützige Stiftung aufzubringen. Denn deren Emblem – Katz, Hund, Esel und Robbe – soll sie unsterblich machen, nicht das Weib, das immer lockt.

ROMAIN LEICK

SEGEN

Schwarze Magie, rote Socken

Die Qualifikationsrennen für den America's Cup in Neuseeland sollen ein Spektakel ohne Grenzen werden. Um die Top-Trophäe der Hochseesegler kämpfen egomanische Skipper mit Super-Computern, Hightech und mehr Dollar-Millionen als je zuvor.



C. BORLENGHI / H + Z BILDAGENTUR

Favoriten-Yacht „Prada“ im Training: Budget nahezu ohne Limit

Samt Sockel ist die Silberkanne 69 Zentimeter hoch und wiegt vier Kilogramm. 100 Guineen hat Königin Victoria angeblich für die Anfertigung bezahlt, und das war auf jeden Fall zu viel, denn die Queen sollte an der neuen Trophäe absolut keinen Spaß haben.

Das Desaster begann am 22. August 1851. Vor der Insel Wight machten sich die 14 schnellsten britischen Yachten regattaklar, der Stolz der Seefahrernation. Neben all den Rennern mit dem Union Jack am Heck lag ein krasser Außenseiter, der Schoner „America“, Heimathafen New York.

Als das Startsignal kam, schossen die anderen Boote los. Die „America“ verhedderte sich erst mal in ihrem Ankergeschirr. Aber als sie dann freikam, konnten die Briten nur noch hinterherstaunen. Der Schoner fuhr derart überlegen, dass die Königin auf ihre Frage, wer denn als Zweiter zu sehen sei, die Antwort erhielt: „Eure Majestät, es gibt keinen Zweiten.“ Anschließend nahmen die Amerikaner den Topf mit und taufte ihn nach ihrem eigenen Boot.

Wenn heute vor Neuseeland die Qualifikationsrennen für die 30. Regatta in der Geschichte des America's Cup beginnen, segeln elf Schiffe aus sieben Nationen um die älteste internationale Sport-Trophäe. Das Rennen bedeutet für Dickschiff-Segler so viel wie Wimbledon für Tennisspieler, der Cup gilt als die Formel 1 zu Wasser.

Es wird ein Kampf von Skippern mit Egos, so aufgeblasen wie ihre bunten Spinnaker, von Wissenschaftlern, die hochgezüchtete Rennyachten mit der Technologie des Weltraumzeitalters immer noch einen viertel Knoten schneller machen will, braucht 30 Millionen Mark. Wer es ernst meint – wie der italienische Modekonzern Prada mit seinen beiden Yachten –, zahlt 100 Millionen. Das ganze Spektakel werde diesmal mehr kosten als je zuvor, schätzen Kenner – etwa eine Milliarde Mark.

In einer Serie von Duellen, dem Louis Vuitton Cup, werden erst nur die Herausforderer-Yachten in der Bucht vor Neuseelands größter Stadt Auckland gegeneinander antreten. Ab 14. Februar 2000 dann soll das schnellste Team gegen den Titelverteidiger segeln, den Neuseeländer Sir Peter Blake.

Weltweit werden alle Duelle live im Internet (www.virtualspectator.com) übertragen. Gegen Gebühr können Fans mit der Maus virtuelle Kameras steuern, die jede Yacht verfolgen. Schlichter, aber dafür kostenlos laufen die Regatten auf der offiziellen Cup-Seite (www.americascup.org).

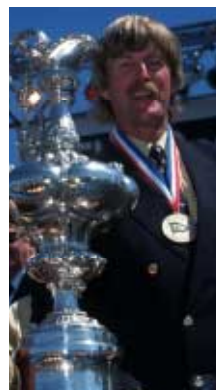
Der Aufwand dürfte sich lohnen, denn der Ausgang des Cups war selten so offen. Nach dem Überraschungssieg vor Wight konnte der New York Yacht Club alle Herausforderer 132 Jahre lang schlagen. Die Amerikaner hatten nicht nur die besseren Konstrukteure, sie legten auch die Regeln so fest, wie es ihnen passte.

Erst 1983 konnte die „Australia II“ ihnen den Cup zum ersten Mal abnehmen – dank eines revolutionären Flügelkiels, gegen den kein anderes Boot eine Chance hatte. Das Rennen fünf Jahre später war noch unfairer. US-Skipper Dennis Conner siegte auf einem Katamaran. Die Schiffe mit zwei Rümpfen sind konstruktionsbedingt auf fast jedem Kurs schneller als klassische Yachten.

Der America's Cup schien endgültig zu einem Schaulaufen verkommen zu sein, bei dem der Sieger feststeht, bevor die Boote zu Wasser gelassen werden. Doch da einigten sich die führenden Konstrukteure auf eine Vermessungs-Formel, so dass sich jetzt alle am Cup beteiligten Schiffe ähneln: etwa 24 Meter lang, mit vier Metern Tiefgang und rund 24 Tonnen Wasserverdrängung.

Als klar war, dass die Chancen nun für alle etwa gleich sein würden, zog in Neuseeland ein Zwei-Meter-Mann seine roten Socken an, weil er glaubt, nur mit ihnen gewinnen zu können: Ausnahme-Segler Peter Blake trommelte die besten Profis seines Landes zusammen und schaffte es, die Mini-Nation (3,68 Millionen Einwohner) in einen Regatta-Taumel zu stürzen. Bald trug der Premierminister rote Socken, ein Elefant im Zoo von Auckland ebenso wie das dortige Symphonie-Orchester und die Opern-Diva, und zwar auf der Bühne.

„Letztendlich kommt alles auf die Leute an“, sagt Blake, „du musst Leute haben, die an das glauben, was sie tun. Genau die haben wir.“ Anders als die meisten Teamchefs ließ Blake seine Yacht nicht nur von Konstrukteuren und Computern bauen. Die Spezialisten hatten sich nach den Vorstellungen der Crew zu richten. Als der Rumpf fertig war, ließ Blake ihn schwarz spritzen und nann-



C. BORLENGHI / SEA & SEE

Sieger Blake (1995)



„America True“-Teamchefin Riley: Bis an die Grenzen von Physik und Reglement

H + Z BILDAGENTUR

te das Boot „Black Magic“ – Schwarze Magie.

1995 trafen der sanfte Blake und der für seine Pöbeleien berühmte Teppichhändler Conner vor der US-Segelmetropole San Diego aufeinander. Es war mehr als eine Regatta. Es war Blutrache. Conner hatte nahezu alle gegen sich aufgebracht. Die erste reine Frauenmannschaft am Start eines America's Cup verunglimpfte er als „Bande von Lesben“, den neuseeländischen Yacht-Konstrukteur Bruce Farr hatte er auf dem Podium einer Veranstaltung beschimpft: „Geh runter von der Bühne. Dies ist für Gewinner. Du bist ein Verlierer. Du steckst doch voller Scheiße.“

Draußen auf dem Wasser stopfte Blake dem „dreckigen Dennis“, wie Conner in Neuseeland genannt wird, den Mund. Die „Black Magic“ deklassierte die Amerikaner, „so wie ein Ferrari einen Volkswagen überholen würde“, entsetzte sich das US-Magazin „Time“. Einer aus Conners Crew stöhnte: „Ich glaube, die haben nicht mal mehr nach hinten geguckt.“

Hatte Amerika seinem Helden Conner einst wie einem siegreichen General eine Konfetti-Parade durch die Wall Street gegönnt, forderten Mitglieder des New York Yacht Club nun, der Kopf des Versagers solle auf jenen jetzt leeren Sockel geschraubt werden, auf dem bis dahin der America's Cup stand. Auf der anderen Sei-

te des Atlantiks ernannte Queen Victorias Ururenkelin Elizabeth derweil den Sieger aus dem Commonwealth-Land Neuseeland zum „Ritter des Britischen Empire“.

Jetzt gehen die alten Gegner wieder aufeinander los. Sir Peter Blake glaubt, er sei



Admiral's-Cup-Duell vor Neuseeland
„Majestät, es gibt keinen Zweiten“

mit seinen 51 Jahren zu alt für den Kampf an Bord; er tritt jetzt als Teamchef auf und hat seine einstige Crew noch mal zusammengerufen. Das neue Schiff heißt zwar offiziell „New Zealand“, aber die meisten Segler nennen es stur weiter „Black Magic“. Die Yacht glänzt diesmal nicht spiegelnd schwarz, sie wurde düster matt gespritzt wie ein Tarnkappen-Bomber, weil das aerodynamisch günstiger sein soll. „Wir wollen keinen Schönheitswettbewerb gewinnen“, so Blakes alter Kumpan und Taktiker Brad Butterworth, „wir wollen das schnellste Boot haben.“

Auch Conner tritt wieder an, breitbeinig wie eh. Seine Yacht heißt selbstverständlich „Stars and Stripes“ – genau wie die Yankee-Bar, die er schon mal an Aucklands Uferpromenade eröffnet hat.

Nach der Niederlage von San Diego schicken amerikanische Yacht-Clubs freilich noch vier weitere Teams ins Rennen, teilweise mit zwei Booten. Auf einen gemeinsamen Kampf konnten sich die Clubs nicht einigen, Vorstöße prallten schon am Ego der Skipper ab.

Aus San Francisco etwa sind zwei Teams am Start. „America One“ unter dem Kommando des Whitbread-Siegers Paul Cayard und die Yacht „America True“ unter Dawn Riley, einst Skipperin der von Conner so geschimpften „Lesben-Bande“. Cayard meint eisig, Riley wolle aus Eitelkeit nicht

kooperieren: Als Teamchefin werde sie ja jetzt „in einer Reihe genannt mit Leuten wie Dennis Conner und Paul Cayard“, höhnt Paul Cayard – „Leute, mit denen sie nichts gemein hat“. Riley kontert, Cayard wolle nur die Millionen ihres Sponsors.

Neben den Amerikanern werden noch Boote aus Japan, Italien, Spanien, Frankreich und der Schweiz starten. Die Eigner der russischen „Age of Russia“ mussten aus Geldmangel absagen; und deutsche Segler haben es noch nie geschafft, eine Yacht ins Rennen zu schicken. Ende der achtziger Jahre versuchten einige zwar, Sponsoren für eine „Maid of Germany“ zu gewinnen. Doch der Wettbewerb leuchtete Industrie-Managern nicht hinreichend ein, um Millionen lockerzumachen.

Aus Deutschland hat nur ein Solist den Weg nach Neuseeland gefunden: Jochen Schümann, dreimaliger Goldmedaillengewinner bei Olympischen Spielen, der beste Segler des Landes. Er hat als Steuermann

nur knapp zwei Tonnen schweren Rumpf gespart. Die können sie nun ihrem rund 20 Tonnen schweren Kiel hinzufügen, was allenfalls zwei Zehntel eines Knotens – also nicht einmal einen halben Stundenkilometer – an Geschwindigkeit bringen kann.

Die Schweizer Yacht wurde zu großen Teilen von Ingenieuren der Technischen Hochschule Lausanne konstruiert. Allein die Berechnung des Reibungswiderstandes der diversen Rumpf-Modelle lastete Supercomputer von Silicon Graphics für jeweils zehn Stunden aus.

Entscheiden werde sich das Rennen diesmal aber über den Wellen, mutmaßen US-Experten – in den rund 35 Meter hohen Riggs. Drehbare Masten, aerodynamisch überlegen, sind zwar verboten, aber die Masten mancher Boote werden sich bis an die Grenzen von Physik und Reglement winden lassen.

Bloß die Natur macht den Konstrukteuren zu schaffen. Die Bucht vor



Sieger-Yacht „Black Magic“ (1995): *Es war Blutrache*

auf der „Fast 2000“ angeheuert, dem Boot aus der Schweiz.

Gewinnen dürften die Alpin-Segler dennoch kaum. Als Favoriten gelten in der Qualifikation die „America One“ unter Cayard sowie die beiden „Pradas“. Eines dieser Schiffe wird dann wohl gegen Blakes schwarzen Renner antreten. Cayard wird solide gesponsert etwa von Ford, und die Italiener haben ein Budget nahezu ohne Limit.

Rund 20 Millionen Mark kostet allein der Entwurf einer konkurrenzfähigen Yacht. Schon beim Bau können winzige Änderungen an Kiel und Ruder über Sieg oder Niederlage entscheiden. „Ab einem bestimmten Level gewinnt man nur noch wenig im Verhältnis zu dem, was man hineinsteckt“, sagt John Marshall, Chef des Teams „Young America“.

Seine beiden Boote ließ er mit Hilfe eines Spezial-Lasers so präzise montieren, dass die Rümpfe auch ohne Lackierung spiegelglatt wurden. Rund 90 Kilogramm haben die Amerikaner damit am sowieso

Auckland ist ein unberechenbares Revier, manchmal sanft, manchmal aber „bläst es dort die Hunde von den Ketten“, wie ein Cup-Meteorologe warnt. „Es wird interessant sein zu sehen“, so das US-Fachblatt „Sail“, „ob die neuen Riggs auch stehen bleiben, wenn der Wind mit 30 Knoten pfeift.“ Beim letzten Cup brach das überzüchtete australische Boot auseinander und sank innerhalb von zweieinhalb Minuten.

Vier Monate lang kann Titelverteidiger Blake ruhig zusehen, wie sich die anderen in wechselnden Winden verschleifen. Zudem haben die neuseeländischen Landsleute des abergläubischen Teamchefs für ein gutes Omen gesorgt. In zehn Tagen wird in New York die Replica jenes Schöners Segel setzen, mit dem alles anfang: Pünktlich zum Showdown soll die „America“ in Auckland einlaufen.

Festmachen wird das alte Holzschiff aus den USA nicht in der Nähe der Landsleute, sondern neben Blakes tiefschwarzer „New Zealand“.

CLEMENS HÖGES



und links. Auch die konstruierte Torwart-Diskussion in der Nationalmannschaft hat mich weitergebracht.

SPIEGEL: Weil Sie plötzlich der Gejagte waren?

Kahn: Das ist eine völlig andere psychologische Situation. Ich habe ja seit 1994 Welt- und Europameisterschaften immer von der Reservebank erlebt. Wenn man Jäger ist, kommen viele, die einem auf die Schulter klopfen und sagen: Mensch, du bist doch so gut, du müsstest eigentlich spielen. Wenn man jedoch die Position der Nummer eins hat, ist das plötzlich alles nicht mehr da. Man muss sein Revier verteidigen, wird ständig angegriffen. Aber auch damit habe ich mich abgefunden.

SPIEGEL: Das überrascht, wo Sie doch kürzlich geheimnisvoll drohten, einen „Schlusstrich“ zu ziehen. Wollten Sie auswandern?

Kahn: Eine Flucht ins Ausland wäre ja keine Lösung. Aber wenn ich merke, dass mein Privatleben und meine Familie unter den Dingen, die das Geschäft mit sich bringt, zu leiden beginnen, dann kann ich sehr, sehr konsequent werden. Und in der letzten Saison gab es Phasen, da war dieser Punkt erreicht.

SPIEGEL: Welche Dinge meinen Sie?

Kahn: An manchen Vorfällen, die dazu geführt haben, dass etwa diese Affenlaute von den Rängen kommen, dieses „Uh-Uh-Uh“, war ich ja selbst beteiligt. Nur nimmt es irgendwann Ausmaße an, dass es keinen Spaß mehr macht. Und als ich neulich

in Monaco als bester Torwart Europas ausgezeichnet wurde, haben mich viele Leute darauf angesprochen, wie es möglich ist, dass ich im eigenen Land permanent in Frage gestellt werde. Es beschlich einen das Gefühl, dass man im Ausland höhere Anerkennung genießt als im eigenen Land.

SPIEGEL: Die Berichterstattung drängt Sie zum Ausstieg?

Kahn: Die Berichterstattung bestimmt nicht. Aber man wird sich doch noch kritisch damit auseinander setzen dürfen, wenn es nur noch um das Verkaufen geht und nicht mehr um Informationen. Über den FC Bayern wird wochenlang berichtet, dass einer den anderen im Training ohrfeigt. Sportliches kommt nur noch am

Rande vor, Privates wird viel zu wichtig genommen.

SPIEGEL: Sie leben allerdings gut von der Wandlung des Fußballs zum Showgeschäft.

Kahn: Es ist gar kein fußballspezifisches Phänomen, sondern ein gesellschaftliches. In unserer Gesellschaft ist manches degeneriert. Schalten Sie mal mittags den Fernseher ein. Diese so genannten Talkshows – was einem da für ein Niveau geboten wird. Ich würde meinen Kindern verbieten, so etwas anzuschauen.

Torwart Kahn: „Im Ausland genießt man höhere Anerkennung“

FUSSBALL

„Einmal etwas ganz anderes“

Nationaltorwart Oliver Kahn über zunehmenden Stress, die Auswüchse des Showgeschäfts und seine Ausstiegspläne

Kahn, 30, seit 1994 bei Bayern München, wurde nach der Weltmeisterschaft 1998 Stammtorwart der Nationalmannschaft. Teamchef Erich Ribbeck erklärte ihn zum Gewinner des Duells mit seinem Dortmunder Rivalen Jens Lehmann.

SPIEGEL: Herr Kahn, was ist mit Ihnen passiert? Sie waren ja zuletzt die Ruhe selbst auf dem Platz.

Kahn: Sie hätten mich, etwa zuletzt bei der Europameisterschafts-Qualifikation gegen die Türkei, eher tobend erwartet?

SPIEGEL: Zumindest im handfesten Dialog mit der deutschen Abwehr, als die so mächtig ins Schwimmen geriet.

Kahn: Die Kunst des Torhüters besteht darin, ein Spiel zu lesen. Dieses in München war durch die Stimmung von den Rängen schon emotional aufgepeitscht. Wenn man da noch mehr Emotionen hineingießt, bringt man sie noch mehr durcheinander. Mit meiner Erfahrung kann ich inzwischen spüren, ob ich die Jungs von hinten aufwecken oder beruhigen muss.

SPIEGEL: Vergangene Saison wünschte Sie ein Bundesliga-Funktionär noch „in den Käfig“. Täuscht der Eindruck, oder sind Sie besonnener geworden?

Kahn: Seit der vergangenen Saison gibt es ja nichts mehr, was mich noch erschüttern könnte. Mein Platzverweis gegen Mön-



Rivalen Kahn, Lehmann: „Sein Revier verteidigen“

chengladbach, diese Geschichte in Dortmund ...

SPIEGEL: ... wo Sie einem Gegenspieler fast in den Hals gebissen hätten ...

Kahn: ... dann die beiden verlorenen Endspiele mit Bayern München in der Champions League und im DFB-Pokal. Die folgenden drei Monate Pause wegen Verletzung und Krankheit. Da hat man Zeit nachzudenken. Ich habe festgestellt, dass ich mit sturer Verbissenheit nur den Fußball gesehen habe, nichts mehr rechts

SPIEGEL: An welche Konsequenzen denken Sie, wenn Sie ein Opfer der Spaßgesellschaft sind?

Kahn: Ich sehe mich nicht als Opfer. Aber man macht sich Gedanken, ob man nicht einmal etwas ganz anderes machen möchte. Eine andere Aufgabe – aber momentan gibt mir der Fußball einfach noch zu viel. Torwart zu sein ist eine Leidenschaft. Nur, wenn mir die irgendwann abhanden kommen sollte, beginne ich nachzudenken.

SPIEGEL: Sie sind am Wirtschaftsleben interessiert, kennen sich an der Börse und auf dem Immobilienmarkt aus. Was schwebt Ihnen als Alternativ-Job vor?

Kahn: Schwierig, das jetzt schon zu konkretisieren. Momentan habe ich es jedenfalls so im Kopf, dass der Fußball für mich irgendwann ein Lebensabschnitt gewesen sein wird und darauf ein ganz anderer Abschnitt folgen sollte.

SPIEGEL: Haben Sie noch Zeit, sich mit anderem zu beschäftigen? Viele Spieler klagen über zunehmende Belastung.

Kahn: Meine neunmonatige Tochter sehe ich nur sporadisch. Man merkt jetzt, was die Ausweitung der Champions League bewirkt. Immer mehr Spiele von immer schlechterer Qualität. Man kann doch den Gregorianischen Kalender nicht überlisten: Der Monat hat nicht mehr als maximal 31 Tage. Bei Bayern München ist das noch extremer. Immer am Limit zu spielen, jedes Spiel gewinnen zu müssen. Was glauben Sie, wie das an die Substanz geht. Dieses ständige Unterwegssein, das ist eine richtige Ochsentour.

SPIEGEL: Brauchen Sie mehr Pausen?

Kahn: Es gibt eine Lösung, wie man das Programm gut bewältigen kann. Nämlich die, dass man uns mindestens sechs Wochen Urlaub am Stück gewährt. Da könn-

te man sich ausreichend erholen und regenerieren. Doch das ist im Fußballgeschäft, wenn man an der Spitze ist, kaum möglich.

SPIEGEL: Sie sind nun mal Nationaltorwart. Ihr Rivale Jens Lehmann vermutet, er sei jetzt nur deshalb zum Reservisten erklärt worden, weil man sicher sein könne, dass er deshalb nicht ausraste. Wie hätten Sie reagiert, wenn Teamchef Ribbecks Entscheidung anders herum ausgefallen wäre?

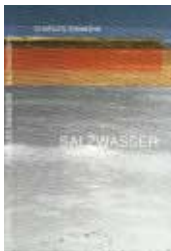
Kahn: Ich bin auch kein Mensch, der ausrastet. Nur muss man die Vorgeschichte sehen. Es war ein sehr langer und harter Weg für mich, an die Spitze zu kommen. Wenn nun die Reservebank wieder Thema geworden wäre – ich kann es nicht sagen, man müsste mit dieser Entscheidung konfrontiert werden, man müsste diese Enttäuschung spüren. Aber ich kann mir gut vorstellen, dass ich auch dann noch mal gekämpft hätte.

INTERVIEW: JÖRG KRAMER

LITERATUR

Liebe, Sex und Tod

Michael ist 15, voller Vertrauen in sich, in seine Eltern, in diesen Sommer, den er auf Bone Point verbringt, einer schmalen Insel vor der Ostküste der USA. Er gerät zum ersten Mal in den Bann eines schönen Mädchens, eine neue, verwirrende Erfahrung. Er hat Angst, seiner Angebeteten nicht zu genügen, zu versagen, er verliert schließlich seine Unschuld – in jeder Beziehung. „Im Sommer 1963 verliebte ich mich, und mein Vater ertrank.“ So lapidar, kühl und gleichzeitig geheimnisvoll beginnt die wunderbar leichte, sentimentale Sommergeschichte „Salzwasser“, der fünfte Roman des amerikanischen Autors Charles Simmons, 75. Seine Geschichte, die sich orientiert an Iwan Turgenjews Novelle „Erste Liebe“, beschreibt mit klarer, kraftvoller Sprache und psychologischem Scharfsinn einige Strandwochen, innerhalb derer sich das



Leben sämtlicher Sommergäste gänzlich verändert. Der junge Michael steht im Mittelpunkt, ein Teenager, der sich die Endlichkeit der Liebe nicht vorstellen kann, er verliebt sich „kopfunter“ in die 20-jährige Zina, die mit ihrer attraktiven Mutter im Gästehaus wohnt, und liefert sich ihr rückhaltlos aus. Die Erwachsenen, müde, aber erlebnishungrig, feiern Partys, misstrauen einander, belauern und belügen sich. Michael durchschaut ihre Spiele nicht. Er liebt seine Mutter und vergöttert seinen Vater, der in seinen Augen attraktiv ist wie ein Filmstar, souverän, schweigsam in seinem Umgang mit Frauen, ohne dabei routiniert zu erscheinen. Die Frauen, erklärt der erfahrene Vater seinem Sohn, „tun etwas Wichtiges mit mir. Sie zeigen, wie die Jahre vergehen. Sie machen Zeit Erinnerungswürdig, bewahren sie davor, dass sie sich einfach in Nichts auflöst“. Plötzlich blickt Michael hinter das Verwirrspiel der Älteren, und die Geschichte steuert auf eine Katastrophe zu. Simmons hat ein wehmütiges, poetisches Buch geschrieben über die vielfältigen Spielformen der Liebe, die unendlichen Möglichkeiten, sie zu verraten, und den lebenslangen Schmerz über den erlittenen Verlust.

* Charles Simmons: „Salzwasser“. Aus dem Amerikanischen von Susanne Hornfeck. Verlag C. H. Beck, München; 136 Seiten; 34 Mark.



Moik bei der Probe in Peking

VOLKSMUSIK

China-Stadt in der Verbotenen Stadt

Erst die Oper „Turandot“ mit dem Star-Dirigenten Zubin Mehta, nun Volksmusik mit dem Österreicher Moik Karl – nach der hohen Kunst hat die leichte Musi Pekings Verbotene Stadt als Kulisse entdeckt. Im Auftrag von ORF, ARD, dem Schweizer und dem chinesischen Fernsehen produzierte Moik, 61, am vergangenen Wochenende im Kaiserpalast seinen „Musikantenstadl“. Bei den Proben sah das so aus: Vor dem Mittagstor trällern die Zellberg Buam („Lasst Sie's Umma“) und die Wiener Sängerknaben („Tritsch-Tratsch-Polka“). Zwischen durch trippeln chinesische Balletteusen, verbiegen sich Artisten der Volksbefrei-

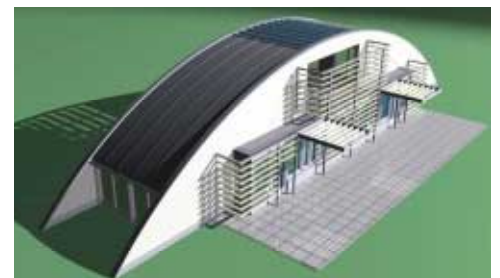
ungsarmee. Sein Publikum brachte Moik gleich mit: rund 4000 Fans aus der Heimat. Auch ohne diese Unterstützung hätte Moik die Plätze gefüllt: Volksmusik ist als exotisches Klangerlebnis sehr populär. Die Professionalität der chinesischen Kollegen imponierte Moik: „Die moach'n Shows, wo wir was uns abschneiden könn' in Europa.“ Allerdings haderte er mit der Pekinger Bürokratie. Die Idee, einen Teil der Kulisse abzubauen, um den Blick auf andere Gebäude des Palastes freizugeben, ließ Moik fallen: Er hätte dafür die Genehmigungen von 25 Behörden gebraucht. Die Aufzeichnung sendet die ARD am 23. Oktober.

ARCHITEKTUR

Tunnel am Stadtrand

Nein, dies ist keine Mausefalle, dies ist eine Menschenfalle, ein Designerhaus, entworfen vom Wiener Architekten-Star Gustav Peichl. Das erste Mal hat sich Peichl mit dem Einfamilienhaus beschäftigt, und er begibt sich gleich in die Niederungen des Fertighauses, eine vor kurzem noch verpönte Bauform. Doch die allgemeine Unzufriedenheit mit öden Vorstadthäusern hat auch bei Baukünstlern zu einem Stimmungswechsel geführt – ran an die Fertigware. Peichl will offenbar das Urthema des Wohnens aufgreifen: die Höhle. Sein

von der Firma „Hanlo“ gefertigtes Klein-Gebäude ist tunnelförmig, mit voller Rücksicht aber auf den Drang nach draußen: von jedem Zimmer kann der Einwohner ins Freie treten. Es muss nicht immer Spitzdach sein.



Fertighaus von Peichl (Modell)

POP

Vom Bandit zum Bandmitglied

Vor knapp zwei Jahren, als er mit seinen beiden Kollegen Kaos und Meister unter dem Namen Terranova ein erstes Mix-Album veröffentlichte, erklärte DJ Fetisch: „Wenn ich mein Haus in Berlin verlasse, passiert überhaupt nichts. Es gibt keine Inspiration.“ Jedenfalls nicht im Vergleich zu New York und London, wo er einige Jahre lang Platten aufgelegt hatte. Ganz so schlimm kann Berlin trotzdem nicht gewesen sein, denn die CD wurde sogar von der hyperkritischen britischen Pop-Presse bejubelt. Auch das neue Album „Close the Door“ hat Hit-Qualitäten: langsam dahinschaukelnde elektronische Klänge für nette Entspannungstrips. Alexander Hacke von den Einstürzenden Neubauten und der britische Sound-Künstler Tricky haben mitgewerkelt. Das Gelingen des Albums hat aber wohl auch mit einer neuen, sehr besonderen Inspirationsquelle zu tun: Fetischs Freundin, die Schauspielerin Nicolette Krebitz, hat mitgetextet und mitgesungen. Das hat die Aktrice auch schon in Katja von Garniers Film „Bandits“ (1997) gemacht, aus dem ein erfolgreicher Soundtrack hervorgegangen ist. In „Bandits“ spielte sie ein Bandmitglied mit krimineller Energie. Das scheint geholfen zu haben. Das Album ist gelungen.



Krebitz (r.), Bandmitglieder, in „Bandits“ (u. l.)



BUENA VISTA

Kino in Kürze



BUENA VISTA

Ledger, Stiles in „10 Dinge ...“

„10 Dinge, die ich an dir hasse“. Dass es sich hier um eine Verfilmung des Shakespeare-Stücks „Der Widerspenstigen Zähmung“ handelt, würde vermutlich nicht einmal Mister Shakespeare selbst bemerken, so frei geht diese High-School-Liebelei (Regie: Gil Junger) mit

den Motiven des Meisters um. Aber was soll's: Die Geschichte um einen maulfaulen Außenseiter (Heath Ledger), der bestochen wird, damit er eine stachelige Grunge-Diva (Julia Stiles) becirt, passt prima in die Gegenwart von Seattle – allerdings: So rabiat wie beim Klassiker wird der Kratzbürste in dieser Girl-Power-Fassung das Selbstbewusstsein nicht ausgetrieben.

Selbst im Versmaß dagegen ist der „Sommernachtstraum“ seiner literarischen Vorlage treu. Artig hüpfen ein ganzer Trupp kostspieliger Schauspieler (darunter Michelle Pfeiffer und Kevin Kline) in kleidsamer Tracht durch eine dramatisch ausgestattete Zauberwald-Kulisse. Filmemacher Michael Hoffman setzt Shakespeares phantastische Fabel mit der Inspiriertheit eines zu Geld gekommenen Stadttheater-Intendanten

in Szene; der anarchische Geist, mit dem die Feenherrscher eine Nacht lang die verwirrten Menschen quälen, ist ihm offenbar äußerst unbehaglich. Gezähmt wurde hier ein widerspenstiges Stück.



Szene aus „Sommernachtstraum“

TWENTIETH CENTURY FOX

AUTOREN

„Wild überschätzt“

Anglist Dietrich Schwanitz, 59, über die von Kritikern beklagten Wissenslücken in seinem jüngsten Buch „Bildung – Alles, was man wissen muss“

SPIEGEL: Herr Professor Schwanitz, in Ihrem Buch über den Bildungskanon wird Nobelpreisträger Günter Grass nicht erwähnt. Ist das Absicht?

Schwanitz: Ja. Es ist gar nicht nötig, ihn zu erwähnen. In meinem Buch beschreibe ich die kulturelle Tradition, die nötig ist, um Grass zu verstehen. Mit dieser Bildung kann sich jeder das Werk von Grass leicht selber erschließen.

SPIEGEL: Germanisten und Kritiker zählen Grass, ob Sie wollen oder nicht, längst zum literarischen Kanon ...



Schwanitz



Grass

Schwanitz: ... aber dem deutschen. Ich will den Blick europäisieren, und da musste einiges Deutsche herausfallen. Literarische Figuren wie Hamlet oder Madame Bovary sind wie ein Bekanntenkreis, Kürzel für Schicksalsfigurationen. Da sollten wir auch die kennen, über die unsere Nachbarn sich verständigen.

SPIEGEL: Spielen Nobelpreise da keine Rolle?

Schwanitz: Der Nobelpreis ist ein Starsystem für Literatur, keine Rangbestimmung. Es gibt offenbar krasse Fehlurteile und auch nationalen Proporz dabei.

SPIEGEL: Dass Sie ihn übergehen, richtet sich also nicht gegen Grass?

Schwanitz: Grass lebt mit seiner zweifellos vorhandenen Größe davon, dass er keine Konkurrenz hat. Mit dem Blechtrommler Oskar Matzerath hat er tatsächlich ein Mythologem geschaffen. Aber literarisch halte ich ihn für wild überschätzt.

KULTURDENKMÄLER

Fans in aller Welt

Die Nachricht verblüffte: Warum bloß stiftet Medizin-Nobelpreisträger Günter Blobel den größten Teil der ihm zugedachten Summe von rund 1,8 Millionen Mark für den Aufbau der Dresdner Frauenkirche, ein Projekt, das einem gebürtigen Schlesier, der seit über 30 Jahren in Amerika lebt, fern liegen müsste. Kaum bekannt ist, dass drei der wichtigsten Fördervereine für die Wiederrichtung im Ausland liegen. Blobel ist Gründer und Vorsitzender der „Friends of Dresden“, denen auch der Ex-US-Außenminister Henry Kissinger angehört. Die spendablen Freunde, insgesamt 700, wollen 11 Millionen Dollar für die Kirche sammeln. Mit dem Geld soll ein Teil des Chores, dessen Rekonstruktion vor kurzem begonnen wurde, finanziert werden. In England engagierte sich „The Dresden Trust“ (Schirmherr: der Herzog von Kent) vor allem für ein neues Kreuz, das die Turmspitze zieren

soll. Der britische Kupferschmied Alan Smith gestaltet es – dessen Vater hatte als Pilot Anfang 1945 Bomben über Dresden abgeworfen. Die britische Regierung überwies auf das Trust-Konto 30 000 Mark. Über 2000 Unternehmen, Kirchen und Privatpersonen trugen bereits 1,2 Millionen Mark zusammen.



Wiederaufbau der Frauenkirche

Auch in Frankreich wird gesammelt: Die „Association Frauenkirche Paris“ überwies 44 000 Mark nach Dresden. Von den veranschlagten 250 Millionen Mark sind bereits 170 Millionen zusammengekommen. Dem Spendenfluss entspricht das rasche Bau-Fortkommen: Die Kirche ist mit 25 Metern Höhe zu einem Viertel fertig gestellt.

Am Rande

Stolz, geschwellt

Not macht erfinden und Gelegenheit Diebe. Für alle Lebenslagen bietet die gesammelte deutsche Spruchweisheit universellen Rat. Auch fürs Schönste, die Dauerpräsenz in Film, Funk und Fernsehen, weiß der Volksmund die passende Redewendung: Erfolg schwellt die Brust. Und siehe da: Es stimmt. Unsere Gazetten-Gazelle, unser Peep!- und Blupp-Püppchen, unser aller Verona F. ist der Beweis. „Ich hatte nur vier Männer“, vertraute sie ihrem „geheimen Tagebuch“ an und somit einem Organ für leicht erregbare Massen, der „Bild“-Zeitung. Aber bevor uns die Erschütterung über den stocksoliden Lebenswandel übermannt – jede Fleischereifachverkäuferin aus Bielefeld bringt es auf größeren Kerle-Konsum –, setzt die Dominanz der Bilder ein. Fotos sagen mehr als tausend Worte. Tagebuch-„Bild“ zeigt Verona nämlich „ganz am Anfang ihrer Karriere“ in einem weißen Bikini. Doch die erste Seite derselben Ausgabe ziert ein aktuelles Foto der properen IQ-Ikone. Nach heftigem Blättern hin und zurück steht's nun endlich fest: Im Laufe der Jahre durfte es – wenigstens obenrum – ein bisschen mehr sein. Und da die Dativ-Diva Eingriffe in ihre Bel étage vehement geleugnet hat, kann es nur der Stolz über das Erreichte sein, der die Brust hat schwellen lassen. Nun halten wir auch andere Weisheiten für wahr: Lügen haben kurze Beine, oder: Die dümmsten Bauern haben die dicksten Kartoffeln. Oder waren nicht doch Mopszüchter gemeint und ihre Hunde?



„Ich musste mich wehren“

Literatur-Nobelpreisträgerin Toni Morrison über Glauben und Aberglauben, Rassismus, die Sexualität Bill Clintons und ihren neuen Roman „Paradies“

Das erste Buch, das ein Schriftsteller nach dem Gewinn des Literatur-Nobelpreises verfasst, wird stets mit besonderer Spannung erwartet. Die afroamerikanische Romanautorin und Literaturprofessorin Toni Morrison, die den Preis 1993 erhielt, hat sich mehrere Jahre Zeit gelassen. Jetzt liegt „Paradies“ endlich auf Deutsch vor; Morrison, 68, stellt den Roman gerade auf einer Lesereise durch Deutschland vor*. Erzählt wird die Geschichte des schwarzen Dorfes Ruby, dessen Gründerfamilien einst aus der Sklaverei aufgebrochen waren. Doch weil sie nicht nur von Weißen, sondern auch von anderen Schwarzen auf Grund ihrer tiefdunklen Hautfarbe verachtet und verjagt wurden, pflegen die Bewohner von Ruby inzwischen

– der Roman spielt in den siebziger Jahren – ihren eigenen umgekehrten Rassismus, haben sich gegen die Welt abgeschottet und verhindern hartnäckig jede Erneuerung. Ihr Paradies wird allmählich zur Hölle. Außerhalb von Ruby siedeln sich mehrere junge, aus der Bahn geworfene Frauen in einem verlassenen Kloster an. Ihre Freizügigkeit und ihr regelloses Leben veranlassen die Patriarchen von Ruby, in ihnen den Kern allen Übels der neuen Zeit zu sehen. Eines frühen Morgens brechen sie zu einer Hexenjagd auf.

„Paradies“ erzählt vielschichtig und vielstimmig, variiert Tonfälle und schlägt zahlreiche große thematische Bögen. Neben dem kürzlich verfilmten „Menschenkind“ ist der Roman sicherlich Morrisons komplexestes und reifstes Werk.

SPIEGEL: Frau Professor Morrison, Ihr neuer Roman „Paradies“ beginnt mit dem Satz: „Das weiße Mädchen erschießen sie zuerst.“ Danach ist nie wieder die Rede davon, welche der vier jungen Frauen, die am Anfang gejagt und umgebracht werden, die weiße war. Im Gegenteil: Sie lassen jeden Hinweis auf ihre Rasse weg. Wollten Sie Ihre Leser als Detektive beschäftigen?

Morrison: Ich wollte sehen, was passiert, wenn man alle Markierungen, die an Rasse gekoppelt sind, einfach streicht. Das war ein faszinierendes Schreibexperiment. Ich dachte mir: Wenn ich den Lesern alles über eine Figur erzähle, was irgendwie wichtig ist, außer ihrer Hautfarbe, wird sie das vielleicht irritieren und aus dem Gleichgewicht bringen. Und tatsächlich: Manche Leser durchsuchen das Buch fieberhaft nach Indizien, die das Rassenrätsel lösen könnten ...

SPIEGEL: ... tun das nicht alle Leser?

Morrison: Nein, nur die, denen es wichtig ist. Andere beschließen, dass es keine Rolle spielt, und vergessen, danach zu suchen.

SPIEGEL: Finden Sie das erstrebenswert?

Morrison: Sehr. Das ist ja gerade die Krux der Rassenfrage: Man schaut den anderen Menschen nicht mehr als Individuum an.



D. FEINGOLD / OUTLINE / INTER-TOPICS

Schriftstellerin Morrison: „Den Preis hatte ich wirklich verdient“

Wenn ich die Rasse eines Menschen kenne, kann ich zwar ein paar grundsätzliche Aussagen über ihn treffen, aber was weiß ich denn wirklich über denjenigen? Was weiß ich über Sie, nur weil ich auf Grund Ihrer Rasse fünf oder sechs Vermutungen anstellen kann? Es gibt doch tausende von Faktoren, die eine größere Rolle spielen. Im Grunde sagt die Rasse eines Menschen nichts über ihn aus.

SPIEGEL: Da sind die Schwarzen in „Paradies“ anderer Meinung: Sie sind sehr stolz auf ihre rassische „Reinheit“, die sich in ihrer tiefschwarzen Hautfarbe zeigt.

Morrison: In „Paradies“ gibt es zwei Gruppen von Menschen: Die Frauen, die sich in dem verlassenen Kloster zusammenfinden, bilden eine Gemeinschaft, für die Rasse vollkommen irrelevant ist. Den schwarzen Bewohnern des nahe gelegenen Dorfes Ruby dagegen bedeutet Rasse alles. Die Reinheit ihres Blutes ist ihr Lebensinhalt,

und sie verdammen jeden, dessen Stammbaum nicht genauso schwarz ist. In dieser Gegenüberstellung kann der Leser die Spannung spüren zwischen einer Gesellschaft, die von Rasse besessen ist, und einer, die sich davon freigemacht hat.

SPIEGEL: „Paradies“ ist der dritte Roman einer Trilogie, zu der auch „Menschenkind“ und „Jazz“ gehören. Was verbindet die Bücher?

Morrison: Sie handeln alle von den Verwicklungen und Verzerrungen der Liebe. Ursprünglich wollte ich ein Buch namens „Beloved“ in drei Teilen schreiben. Aber als ich den ersten Teil fertig hatte, war er so lang, dass wir ihn als eigenständiges Buch publizierten. Ich war ziemlich niedergeschlagen, weil dadurch mein Titel vergeben war. Also musste ich mir zwei neue ausdenken. In „Beloved“ ...

SPIEGEL: ... auf Deutsch als „Menschenkind“ erschienen ...

Morrison: ... habe ich über die Schwierigkeiten der Liebe zwischen Eltern und Kind geschrieben; „Jazz“ handelte dann von der Liebe zwischen Mann und Frau. Ich hatte eine Fotografie von James Van Der Zee aus den zwanziger Jahren gesehen, die ein junges Mädchen aus Harlem zeigte, das unter ganz sonderbaren Umständen zu Tode gekommen war. Noch während die junge Frau im Sterben lag, hatte sie verschwiegen, dass auf sie geschossen worden war.

* Toni Morrison: „Paradies“. Aus dem Amerikanischen von Thomas Piltz. Rowohlt Verlag, Reinbek; 496 Seiten; 45 Mark.
Das Gespräch führte Redakteurin Susanne Weingarten.



Schwarzer Gottesdienst in den USA: „Es gibt manchen Aberglauben, der einem hilft, das Leben zu meistern“

O. MARTEL / ICONE / AGENTUR FOCUS

Denn der Täter war ihr Liebhaber, und sie wollte ihm die Gelegenheit zur Flucht geben. Nur ein sehr unerfahrener, romantischer Teenager würde so in den Tod gehen, dachte ich damals – und daraus entstand die Idee zu „Jazz“.

SPIEGEL: Von Liebe ist aber im hassgetränkten Klima von „Paradies“ nicht viel zu spüren.

Morrison: Doch, es geht um religiöse Liebe – darum, etwas zu lieben, was größer als man selbst ist, und darum, wie diese Liebe zu etwas Böartigem gerinnen kann, so dass sich am Ende die Gläubigsten von allen in diejenigen verwandeln, von denen sie selbst einst terrorisiert worden waren.

SPIEGEL: Religiosität ist häufig Thema Ihres Werks. Glauben Sie selbst an Gott?

Morrison: Es wundert mich, dass Sie das fragen. Mir werfen religiöse Leser immer wieder vor, dass meine Romane zu wenig Religion enthielten. Schließlich müsse ich doch wissen, dass Schwarze sehr religiös seien. Religion spielte eine große Rolle im Leben meiner Familie und aller Menschen, die ich kannte. Ich kann mir kaum vorstellen, wie jemand aufwächst, ohne mit der Bibel vertraut zu sein. Wie kann so jemand überhaupt Kunst und Kultur begreifen? Schließlich macht die christliche Überlieferung einen großen Teil unserer Kultur aus. Den meisten afroamerikanischen Romanen würde etwas fehlen, wenn keine

Gläubigen darin vorkämen oder zumindest keine Figuren, die über Fragen des Jenseits, der Unsterblichkeit und der moralischen Lehren nachdenken.

SPIEGEL: Sind Sie heute noch gläubig?

Morrison: Darüber kann ich mit Ihnen nicht sprechen.

SPIEGEL: Sie sollen abergläubisch sein.

Morrison: Auch darüber fällt es mir schwer, mit Ihnen zu sprechen. Es ist schwierig, eine Unterscheidung zu treffen: Religiosität ist Aberglaube. Alle Glaubensrichtungen basieren auf etwas, das nicht wissenschaftlich beweisbar ist. Ich bin Katholikin. Und Sie glauben doch nicht etwa,



Clinton, Geliebte Lewinsky
„Sie haben ihn sexualisiert“

dass es in der katholischen Kirche keinen Aberglauben gibt, oder? Aber es gibt eben manchen Aberglauben, der einem hilft, das Leben zu meistern.

SPIEGEL: Sie haben früher behauptet, dass der Roman die Musik als wichtigstes Ausdrucksmittel schwarzer Kultur verdrängt habe. Sehen Sie das immer noch so?

Morrison: Damals war ich optimistisch. Obwohl ich davon eigentlich immer noch überzeugt bin, kann es sein, dass ich total falsch liege – denn inzwischen wurde der Rap erfunden. Es gab eine Zeit, in der Afroamerikaner aus ihrer Musik sowohl moralische wie auch ästhetische Kraft bezogen haben. Der Jazz drückte ihren Widerstand, ihren Zorn und ihre Lebensfreude aus. Aber dann geschah mit dem Jazz das, was mit großer Kunst immer passiert – er ging in den Besitz der ganzen Welt über. Jetzt gibt es Japaner, die großartigen Jazz spielen.

SPIEGEL: Was ist daran schlimm?

Morrison: Gar nichts. Aber es bedeutete, dass der Jazz nicht mehr *uns* gehörte. Und das hinterließ ein Vakuum: Es gab keine ästhetische Form mehr, die nur aus der schwarzen Kultur entsprang und eindeutig als schwarz identifiziert werden konnte. Und ich hatte die Hoffnung, dass Romane dieses Vakuum füllen könnten.

SPIEGEL: Aber ist nicht gerade der Roman eine zutiefst westliche Form?

Morrison: Das glaube ich nicht. Erzählungen gab es in vielen Kulturen – sie wurden nur nicht unbedingt als Romane veröffentlicht. An den Romanen, die schwarze Autoren in den zwanziger und dreißiger Jahren geschrieben haben, hat mich immer gestört, dass sie als Zielgruppe eine weiße Leserschaft hatten. Das merkte man daran, dass sie vieles erklärten, was die schwarzen Lesern nicht hätten erklären müssen. Wenn ich sie las, wusste ich: Ich bin nicht angesprochen. Dahinter steckte ein sonderbares Verlangen, in der weißen Welt akzeptiert zu werden. Und ich dachte: Das tun andere Schriftsteller nicht. Ein tschechischer Romanautor legt seine Bücher nicht so an, dass sie auf Samoa verstanden werden. Als Schriftsteller – oder als Künstler überhaupt – schreibt man aus der Kultur heraus, der man entstammt, und für diese Kultur. Darum war mir die Frage sehr wichtig: Gibt es etwas, was der schwarzen Literatur eigen ist? Gibt es eine Art zu schreiben, die so schwarz ist, wie der Jazz schwarz war?

SPIEGEL: Haben Sie eine Antwort gefunden?

Morrison: Nein. Aber im Laufe dieser Suche habe ich meine eigene Sprache und Stimme entdeckt und ein riesiges Themenfeld für mich aufgetan. Nehmen Sie nur die Sprache: Sie hat so viele Schichten und Spielarten, den Straßenslang, die Sprache der Bibel und der Predigt, das Standard-Englisch, das Lyrische, und ich kann all das mischen und damit spielen, denn genau das tun Schwarze im Alltag: Sie verbiegen die Sprache und schaffen etwas Neues aus dem Vertrauten.

SPIEGEL: Was ist mit einem afroamerikanischen Autor, der nur Standard-Englisch

schreibt: Gilt der in Ihren Augen als „schwarzer“ Schriftsteller?

Morrison: Selbstverständlich. Jeder kann schreiben, wie er will. Um auf die Analogie mit der Musik zurückzukommen: Bloß weil es John Coltrane gab, heißt das nicht, dass es nicht auch Dizzy Gillespie geben konnte. Es gibt keinen Königsweg.

SPIEGEL: Sie gelten als Stimme des schwarzen Amerika. Stört Sie das manchmal?

Morrison: Ja, denn es bedeutet, dass ich immer etikettiert und kategorisiert werde. Weder im SPIEGEL noch sonst wo wird je meine Rasse weggelassen. Das geschieht doch nicht auf meinen Wunsch, oder?

SPIEGEL: Vor einigen Jahren bestanden Sie noch darauf, als afroamerikanische Schriftstellerin identifiziert zu werden.

Morrison: Das war eine andere Situation. Damals sollte ich sozusagen zur Ehrenweißen ernannt werden. Die Leute sagten zu mir: Sie schreiben so gut, da lassen wir das kleine Adjektiv „schwarz“ vor Ihrem Titel weg. Als ob das eine Beförde-



Van-Der-Zee-Fotografie: „Der Täter war ihr Liebhaber“

JAMES VAN DER ZEE (C) DONNA MUSSENDEN VANDERZEE



„Menschenkind“-Verfilmung*: „Diesen Ballast des Rassismus endlich abwerfen“

TOUCHSTONE

* Mit Thandie Newton, Kimberly Elise.

rung wäre. Dagegen musste ich mich wehren.

SPIEGEL: Wenn Sie heute einfach nur als Schriftstellerin beschrieben werden, werten Sie das also keineswegs mehr als „Beförderung“?

Morrison: Nein, heute nicht mehr. Schon am Anfang meiner Karriere wäre es mir lieber gewesen, nur Schriftstellerin genannt zu werden. Aber das hat man mir nicht gestattet. Ich musste mich durch die Erwartungen und Kategorisierungen der anderen hindurch kämpfen. Fast 20 Jahre lang habe ich als Verlagslektorin gearbeitet, und ich konnte keine zwei afroamerikanischen Titel gleichzeitig herausbringen, weil sie dann nicht mehr als eigenständige Bücher rezensiert wurden. Einmal hatte ich eine Kurzgeschichtensammlung, einen Lyrikband und die Autobiografie von Angela Davis im Programm, und die drei Titel wurden immer zusammen besprochen, obwohl sie nichts gemeinsam hatten außer der Tatsache, dass ihre Verfasser Schwarze waren. Also beschloss ich, nur ein Buch eines Schwarzen pro Saison zu veröffentlichen. Wie in diesem Fall waren – und sind – viele meiner Handlungen ausgesprochen politisch motiviert. Es ging mir darum, die Kontrolle zu behalten, eben auch darüber, wie ich in der Öffentlichkeit bezeichnet wurde.

SPIEGEL: Nun bringen Sie jeden, der über Sie schreibt, in eine ausweglose Lage: Wer Sie eine schwarze Schriftstellerin nennt, steckt Sie in eine Schublade; wer es nicht tut, macht Sie zur Ehrenweißen.

Morrison: Das ist genau das Problem, das in einer rassistischen Gesellschaft existiert. Aber ich konnte den anderen nicht die Definitionsmacht überlassen. Ich wollte den Code verändern, indem ich darauf bestand, eine schwarze Autorin genannt zu werden.

SPIEGEL: Ihr ganzes Werk beschreibt eine durch und durch von Rasse geprägte Welt. Können Sie sich überhaupt eine Gesellschaft vorstellen, in der die Hautfarbe keine Rolle spielt?

Morrison: Ich versuche es, aber es fällt mir schwer. In meinem Alltag versuche ich, so zu leben, dass ich andere Menschen nicht auf Grund ihrer Rasse beurteile.

SPIEGEL: Das widerspricht Ihrer Aussage, dass Sie 60 Prozent Ihres Wesens vor Weißen verbergen.

Morrison: Ich verstecke einen Anteil meiner Persönlichkeit, weil er immer unter Beobachtung steht: Wie exotisch ist sie? Wie schwarz benimmt sie sich? Darum bin ich vorsichtig und misstrauisch im Umgang mit Weißen, bis ich in eine Situation komme, in der das nicht mehr nötig ist.

SPIEGEL: Erleben Sie solche Situationen?

Morrison: Durchaus. Ich habe sehr alte Freunde, die mich ausschließlich als Person sehen. Aber wenn man die Sechzig überschritten hat, hat man genug Gelegenheit gehabt, unendlich viele Enttäuschungen mit Weißen zu erleben. Und dann kommt

es immer zu dieser Unterhaltung, die wir gerade führen.

SPIEGEL: Es ist schwierig, über Ihre Arbeit und nicht über Rasse zu sprechen.

Morrison: Warum ist das gerade bei mir schwierig? Warum nicht bei Joyce?

SPIEGEL: Weil Sie diese Frage reflektieren im Gegensatz zu Joyce.

Morrison: Das ist kein legitimer Standpunkt. Joyce schreibt dauernd über Rasse, aber kein Mensch redet darüber. Unser Gespräch ist typisch für das Dilemma, das der Rassismus auf den gesellschaftlichen Umgang hat. Der Rassismus erlaubt es einem nicht, irgendetwas Neues zu lernen und zu denken. Darum kann ich es mir nur

als wunderbare Befreiung vorstellen, diesen Ballast endlich abzuwerfen. Jüngeren schwarzen Schriftstellern gelingt das. Die haben nicht mehr meine Besessenheit, sie sind freier. Das ist das Privileg der nächsten Generation.

SPIEGEL: Hat der Nobelpreis Ihren Status verändert?

Morrison: Ich weiß es nicht. Es war eine nette Erfahrung.

SPIEGEL: Bloß nett?

Morrison: Na ja, es war nett für Amerika. Es hatte so lange keinen Literatur-Nobelpreisträger mehr gegeben, der tatsächlich in den USA geboren war. Manche Leute waren schockiert und reagierten ungläubig: Wie

konnte das passieren? Aber viele haben sich natürlich auch gefreut.

SPIEGEL: Und Sie selbst?

Morrison: Ich habe mich zum ersten Mal als Amerikanerin gefühlt. Und ich habe mich als Frau gefühlt und als jemand, der aus Ohio stammt, und als Schwarze. Ich hatte einen ganzen Wirrwarr von Gefühlen. Im Nachhinein wurde mir klar, dass ich mir immer eine schwarze Frau als Nobelpreisträgerin gewünscht hatte. Und dass ich es nun geworden war, erschien mir geradezu unglaublich, denn ich hatte den Preis wirklich verdient. Sie hätten niemand Besseres finden können. Die Bücher sind einfach gut. Aber das waren meine priva-

ten Gedanken. Was meine Auszeichnung noch besser machte, war die Tatsache, dass dadurch das Reich der offiziell anerkannten Literatur erweitert worden war. Und diese beiden Faktoren führten dazu, dass ich in Stockholm den größten Spaß meines Lebens hatte. Ich habe mir gedacht: So etwas wird nie wieder passieren. Also bin ich mit meiner Familie und meinen Freunden hingefahren, und wir haben uns alle fabelhaft amüsiert.

SPIEGEL: Hat der Nobelpreis Sie mächtiger gemacht?

Morrison: Ich habe sicher genauso viele Feinde wie früher. Aber ich werde zu mehr Anlässen eingeladen, und ich habe einigen

Einfluss. Ich achte sehr genau darauf, wie ich ihn nutze, etwa um jungen Schriftstellern zu helfen oder manchmal auch für politische Zwecke. Aber es interessiert so wieso niemanden, was ich politisch denke.

SPIEGEL: Das stimmt nicht. Als Sie während der Lewinsky-Affäre im „New Yorker“ behaupteten, dass Bill Clinton von den Medien wie ein Schwarzer behandelt würde, gab es einen Aufruhr.

Morrison: Dabei stammte diese These gar nicht von mir. Der Komiker Chris Rock hatte sie unter anderem verbreitet. Aber als ich das hörte, erschien es mir sofort einleuchtend. Clinton kam aus den Südstaaten, er hatte kein Geld, keinen Besitz, und er war kein Spross aus einer der alten Elitefamilien, sondern ein Redneck. In seiner Geschichte waren äußerst heftige Klassenkonflikte am Werk. Clinton repräsentiert alles, wovor bestimmte Klassen in den USA panische Angst haben. Das Einzige, wovor sie noch mehr Angst haben, sind Schwarze – und darum haben sie ihn wie einen Schwarzen behandelt.

SPIEGEL: Eine interessante Theorie, aber haben Sie Beweise?

Morrison: Man muss sich nur einmal die Sprache der Verachtung und des Begehrens ansehen, mit der Clinton belegt wurde. Schon in der Anfangsphase seiner Prä-

„Sie haben die Länge, die Größe und selbst den Neigungswinkel seines Penis beschrieben“

sidentschaft fingen seine Gegner an, über seine Genitalien zu reden. Die Konservativen hatten den Spitznamen „Slick Willie“ für ihn geprägt, der eine deutliche sexuelle Anspielung enthält. Sie haben ihn sexualisiert, wie es sonst nur bei Schwarzen geschieht. Als dann die Paula-Jones-Geschichte publik wurde, gab es Artikel, die ausführlich die Länge, die Größe und selbst den Neigungsgrad seines Penis beschrieben. Können Sie sich irgendein anderes Land denken, in dem ernsthafte Artikel über ein solches Thema verfasst würden? Ich war fassungslos. Die Fixierung auf Clintons Sexualität war so vehement homoerotisch, dass sie mich einfach sprachlos machte.

SPIEGEL: Clintons Amtszeit läuft in gut einem Jahr ab. Haben Sie Angst vor einer konservativen Wende?

Morrison: Ja, denn die Republikaner, die heute kandidieren, brauchen die Unterstützung der äußersten Rechten. Früher waren die Republikaner einfach nur diejenigen, die keine Steuern zahlen wollten, aber heute ist ein starker Einschlag von religiösem Fundamentalismus dazugekommen, der Andersdenkende und Anderslebende ausgrenzt. Das ist erschreckend, und davor habe ich Angst.

SPIEGEL: Frau Professor Morrison, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

REGISSEURE

Menschenfresser mit Herz

Bernhard Wicki war der Star des deutschen Nachkriegskinos – nun sieht er sich als gescheiterter Künstler. Ein Erinnerungsbuch huldigt dem Filmemacher und Schauspieler zum 80. Geburtstag.

Eine bärenhafte, eine riesenhafte Erscheinung, silbermählig und mit silbernem Knebelbart, ein Besucher, der von weit her zu kommen scheint, viel Raum verdrängt, viel Abstand schafft: So hat das TV-Publikum Bernhard Wicki aus den siebziger und achtziger Jahren in Erinnerung, als seltenen, umso eindrücklicheren Gast beim „Alten“, beim „Kommissar“ oder bei „Derrick“ – imposant, doch unergründlich.

So wird er wieder zu sehen sein, zum Monatsende hin, in dieser oder jener Wiederholungssendung zu seinem 80. Geburtstag am 28. Oktober; und auch ein anderer, früherer Wicki wird noch einmal auftauchen, das geliebte Mannsbild aus dem deutschen Kino der fünfziger Jahre: Breitschultrig, schnauzbärtig, dunkelgelockt, ein Kumpel zum Anfassen, ein Kerl, wie ihn die Frauen liebten.

Seine letzte große Rolle, die einer hintergründigen „Gott-Vater-Figur“, hat er 1993 in Budapest gespielt, für den Münchner Autor und Regisseur Richard Blank in dessen Film „Prinzenbad“. Seither ist er mit dem 20 Jahre Jüngeren befreundet. Blank war als Chauffeur und Trauzeuge dabei, als Wicki 1995 in der Schweiz seine Lebensgefährtin Elisabeth Endriss heiratete; Blank war ein treuer Besucher am Bett des ewig kränkelnden Feuerkopfs, und über die Jahre stapelte Blank Tonbänder von Gesprächen mit Wicki. Daraus hat er jetzt ein Erinnerungsbuch gemacht: „Jenseits der Brücke“*.

Natürlich bezieht der Titel sich auf den Erstlings-Spielfilm „Die Brücke“, mit dem der Schauspieler Wicki, schon 40-jährig, 1959 unerwartet und unerhört wirkungsvoll als Regisseur hervortrat: Dieses herbe, expressive Kriegsend-Drama wurde damals zu Recht rund um die Welt wie zuvor kein Film aus der Bundesrepublik gefeiert. Es gehört zur stetigen Ungerechtigkeit der Branchenverhältnisse, dass mit diesem Kraftakt keine folgerichtige Regiekarriere begann, nicht fürs deutsche Kino und erst recht nicht für Hollywood, vielmehr eine Geschichte riskanter Überlebenskämpfe und gescheiterter Hoffnungen.

In Augenblicken der Desperation lässt Wicki im Gespräch mit Blank von seinem mächtigen Œuvre nichts gelten und meint,

er sei „sein ganzes Leben lang gescheitert ... Hoch hinaus wollte ich, zu hoch, zu angestrengt – ich habe alles selbst zerstört“. So war es nicht. Natürlich konnte Wicki, offenbar schon als junger Schauspieler, ein Querkopf und unnachgiebiger Streithammel sein, wenn es um seine Überzeugungen ging, und als Regisseur erst recht zwang ihn bei der Verteidigung seiner Projekte sein Stolz in die Rolle des Unbeug-



Stars Liselotte Pulver, Wicki in „Die Zürcher Verlobung“ (1957): Kumpel zum Anfassen

samen, der die Arbeit niemandem schwerer macht als sich selbst. Doch das war nicht Selbstherrlichkeit, sondern die altmodisch pathetische Überzeugung, dass auch ein Filmemacher ein Künstler und als Künstler ein Schmerzensmann sei, dem die Welt Respekt schuldet.

Richard Blanks Erinnerungsbuch, etwas locker, salopp, in Details wenig akkurat, ist erfüllt von naiver Zuneigung und von Vertrauen in Wickis recht subjektive Sicht mancher Ereignisse.

Über die öffentliche Figur Wicki, über den Schauspieler und Filmemacher gibt die 1994 (als Heyne-Taschenbuch) erschienene Monografie von Robert Fischer weit kundiger, gründlicher Auskunft; Blanks Darstellung hat den Charme der Nähe und Intimität.

So wird hier mit üppigen Farben die wechselhafte Jugend des 1919 in St. Pölten geborenen einzigen Sohns eines Schwei-

zer Ingenieurs und einer Österreicherin ausgemalt. Eine innere Unrast scheint ihm für immer geblieben zu sein, die Lebensmotorik eines Umgetriebenen, eines stürmischen Einzelgängers, eines Anti-Familienmenschen – so sieht er sich selbst, obwohl seine Ehe mit der Schauspielerin Agnes Fink, die er 1943 in München kennen gelernt hatte, fast 50 Jahre (bis zu ihrem Tod) währte und obwohl er seinen Wohnsitz seit einem halben Jahrhundert ständig in München hat.

Er sei in seiner ganzen Jugend nie im Theater gewesen, behauptet Wicki; er habe Dichter werden wollen. Und doch bewarb er sich 1938 in Berlin an der Staatlichen Schauspielschule, deklamierte bei der Aufnahmeprüfung, die im Schnitt nur zwei von fünfzig Kandidaten schaffen, mit schwer österreichischem Zungenschlag Shakespeare und Kleist – und wurde miraculöserweise angenommen.

* Richard Blank: „Jenseits der Brücke“. Econ Verlag, München; 240 Seiten; 39,90 Mark.

Vielerlei hat er, nicht immer wählerisch, im Lauf seiner Filmschauspieler-Karriere in den fünfziger Jahren dargestellt, doch nie einen Nazi. Über die prägende Erfahrung, die ihn bestimmte, hat er damals nie gesprochen, weil das im Adenauer-Deutschland als Makel galt, und auch später nur zögernd: Wicki wurde 1938 kurz nach seinem 19. Geburtstag verhaftet und für ein paar Monate als „Politischer“ im KZ Sachsenhausen inhaftiert. Der Schweizer Staat scheint sich um das Schicksal seines Bürgers nicht weiter gekümmert zu haben; Wickis österreichische Mutter allein erwirkte durch Bittgänge bei Hermann Göring seine Freilassung.

Die Zusammenhänge macht auch Blanks Buch nicht völlig plausibel. Offenbar fühlte Göring sich als Schirmherr der Schauspielschule und insbesondere der Schauspielschülerinnen ganz persönlich beleidigt. Wickis Schilderung seiner Konfrontation mit dem Reichsjägermeister ist drastisch, ja grotesk, und sein Bericht von Folterungen und sadistischen Exekutionen im Lager schmerzt. Das waren die Monate, in denen er erwachsen wurde, in ihnen hat seine anarchische Distanz gegenüber Staat und Militär ihren Ursprung; er wollte immer sein eigener Autokrat sein.

Wicki, wie er sich selbst sieht, das ist der unwiderstehliche Menschenfresser, der Mann, den alle Frauen lieben. Melancholisch sagt er zu Blank, er habe „mit ungezählten Frauen geschlafen“ und könne sich doch an keine besonders erinnern. Von der „elementaren Selbstverständlichkeit seines Besitzanspruchs“ spricht Blank, von seiner „ungeheuren Ausstrahlung“ spricht Elisabeth Endriss, die als junge Schauspielerin auf dem Bonner Kanzlerfest 1977 der Magie dieses „düsteren“ Menschen erlag – rasch, unbeding und für immer.

„Du glaubst es nicht, wie viele Weiber er angeschleppt hat!“, sagte die Ehefrau zu der jungen Rivalin, als die in ihrer Ausdauer nicht mehr zu ignorieren war, und dabei war beiden stets schmerzhaft bewusst, dass es wohl noch eine Dritte, eine Vierte, wenn nicht Fünfte gab. Zwischen Agnes Fink und Elisabeth Endriss hat Wicki seine späteren Jahre in München geteilt. Bei seltenen Gala-Anlässen traten sie auch zu dritt auf, und allmählich wurde, wie die Natur das offenbar will, die Geliebte zur Krankenpflegerin, für die Ehefrau wie für den Mann – auch davon erzählt Freund Blank mit geneigter Geduld.

Wicki ist es gewöhnt, gelegentlich totgesagt zu werden, zum ersten Mal 1966 nach einer riskanten Tumor-Operation und wieder 1987 nach einem Gehirnschlag während der Arbeit am „Spinnennetz“. Von Lungenentzündungen, Magenblutungen und einem Herzstillstand war später zu hören. Wie sollte er also nicht auch den Achtzigsten bestehen? Er ist doch offenbar noch wie immer: im Herzen unverwundlich, mit der Welt unversöhnt. URS JENNY

STÄDTEBAU

Operation Rheinknie

Der Düsseldorfer Hafen entwickelt sich zur Renommiermeile für Architekten. Diese Woche werden Bürotürme von US-Baumeister Frank Gehry eingeweiht: phantastische Mogelpackungen.

Das Knie ist eine empfindliche Stelle beim Menschen. Hier merkt er den Verschleiß, das Alter. Eine gute Behandlung, eine Operation kann Wunder wirken. Bei einem Fluss muss das nicht anders sein. Das so genannte Rheinknie in Düsseldorf war lange die gepeinigte, ramponierte Stelle des Stroms, sie verriet: Die vitalen Zeiten liegen weit zurück. Früher einmal war hier Düsseldorfs Hafen, es herrschte kunterbuntes Treiben zwischen klinkerrotten Lagerhäusern und wuchtigen Lastkränen. Doch jahrzehntelang brauchte niemand mehr den alten Hafen, alles verfiel.

Seit zehn Jahren jedoch gibt es die Operation Rheinknie. Spezialisten aus der ganzen Welt doktern am Ufer des Flusses herum, vor allem Architekten und Städteplaner. In wenigen Jahren haben sie den Hafen so verändert, dass Besucher, die einige Zeit nicht mehr dort waren, das Gebiet nur noch an einem Merkmal erkennen: am kühnen Knick, den der Rhein hier nimmt – eben am Knie.

Als erstes verlegten heimische Planer die mehrspurige Straße, auf der täglich tausende Autos unmittelbar am Fluss Richtung Hafen donnerten, in eine unterirdische Röhre und machten aus dem Ufer eine platanengesäumte Promenade für Fußgänger und freizeitwütige Skater, für Snakeboarder und Boulespieler.

Im übrigen Hafengebiet, so der Wunsch der Planer, soll allerdings Schluss sein mit lustig. Hier wird ge-

arbeitet, ein Bürogebäude nach dem anderen entsteht: das so genannte Stadttor etwa, ein gläserner Hochhausriese, der wirkt wie ein gigantischer Eisklotz, 80 Meter und 20 Geschosse hoch. Auf Europas größter Immobilienmesse in Cannes wurde der transparente Koloss – das Werk des Architekten Karl-Heinz Petzinka – zum besten Gebäude gekürt.

Nicht weit von ihm entfernt liegt ein vergleichsweise filigraner weißer Büroturm vom New Yorker Architekten Steven Holl, angrenzend eine umgebaute lichte Lagerhalle, entworfen und bezogen vom heimischen Top-Entwerfer Christoph Ingenhoven, und direkt daneben ein kantiges Gebilde aus krudem Sichtbeton, erdacht vom englischen Baukünstler David Chipperfield.

Der Düsseldorfer Hafen ist zum Architekturpark geworden, zum Spielplatz der Bauprominenz. Ein großes Spektrum dessen, was in den neunziger Jahren zum Thema Bürohaus gedacht wurde: Hier ist es zu besichtigen.

Am Dienstag dieser Woche wird sich das markante Ensemble um eine bizarre Variante erweitert haben. Der „Neue Zollhof“ wird eingeweiht, drei taumelnde Türme, die alle angrenzenden Neubauten zu karikieren scheinen. Sie sind weder glatt noch gläsern, nicht moderneverliebt wie die Holl-Ingenhoven-Chipperfield-Kette. Im Gegenteil: Sie geben sich dekonstruktivistisch – also: wüst und windschief. Ein gebauter Protest gegen jedwede Norm. Ersonnen hat ihn das betagte Enfant terrible



Gehry-Bau Neuer Zollhof in Düsseldorf: „Etwas

der Bauszene, Frank Gehry, 70. Der Architekt gilt spätestens nach dem Entwurf des rasant geschwungenen Guggenheim-Museums im spanischen Bilbao (Fertigstellung 1997) als hoch begabter Exzentriker. Thomas Rempn, Chef einer renommierten Werbeagentur, hat Gehry nach Düsseldorf gelockt. Auch er ist ein selbst ernannter Kindskopf, der, so sagt er, „immer etwas Neues ausprobieren muss“. Einmal im Leben wollte er Bauherr sein. Er gab die drei Gebäude in Auftrag, eines davon als Sitz seiner Firma.

Über Jahre war das Gespann Gehry/Rempn nur von einem Gedanken beseelt: „Etwas anderes, etwas total anderes zu machen“ (O-Ton Rempn). Also keine glasdominierte Coolness wie im neu-schnieken Hafengebiet sonst üblich, sondern fröhliches Chaos.

Und tatsächlich: Auf den ersten Blick scheinen sich alle wilden Wünsche erfüllt zu haben.



Architekturmeile am Düsseldorfer Hafen: Parodistische Prachtskulpturen neben Kästen aus Glas und Beton



H. & D. ZIESELE ZIEL / BILDERBERG

anderes, etwas total anderes machen“

Die drei Häuser sind unterschiedlich hoch, jedes hat eine andere Verkleidung. Das eine ist hauchdünn verklindert, die Fassade wirkt wie eine Tapete, wie eine ironische Reminiszenz an die übrig gebliebenen Steingebäude des alten Hafens.

Das mittlere Haus – in dem nun Rempen mitsamt Kreativ-Mannschaft residiert – funkelt und glitzert, ist vollständig von gefalzten Edelstahlplatten bedeckt, so als habe ihm jemand eine locker sitzende Ritterschutzhülle übergestülpt.

Das dritte und größte ist vornehm weiß verputzt, aber ebenso gekrümmt wie die anderen, so dass die Noblesse sich hier auch wieder in Neckerei verwandelt.

Die Fenster der Häuser sind in Kästen gesetzt, die aus der Fassade hervorlugen. So sieht es aus, als sprängen sie aus der Fläche hervor, als tanzten sie auf den gewellten Wänden hin und her.

Ganz klar: Neben diesen funkelnden Irrlichtern nehmen sich die benachbarten Gebäude bescheiden aus. Was vermögen schon ehrlicher Sichtbeton, was klare, sachliche Formen gegen parodistische Pracht-Skulpturen auszurichten?

Doch: Auf den zweiten Blick offenbart sich der wahre Charakter der Gehry-Bauten, und der ist ambivalent.

Wer das Innere der Häuser betritt (und dazu überhaupt Gelegenheit hat, denn so sehr sie auch locken, öffentlich zugänglich sind die Gebäude nicht), der stutzt. Keine Raum-Achterbahn, wenig Experimente. Der Besucher sieht im Gegenteil stinknormale Büros, mit Rigips abgetrennt, jederzeit verschiebbar, praktisch, bequem – die Entdeckung der Langeweile.

Größer kann ein Gegensatz zwischen innen und außen nicht sein, der dekonstruktivistische Furor verpufft, die Gehry-Bauten offenbaren sich als potemkinsche Dörfer, Kulisse ist alles. In Gehrys Vitra Design Museum in Weil am Rhein (1989) ist das anders: Hier springt die Fassade auf und ab, aber auch innen geht es drunter und drüber – Gehry in Bestform, künstlerisch konsequent.

In Düsseldorf jedoch gibt es noch einen anderen frappierenden Widerspruch, und der liegt in der Bauweise der braven Ungetüme.

Die Häuser wurden maßgeblich von der Philipp Holzmann AG gefertigt, dem Unternehmen, mit dem sich Thomas Rempen zu einer Gesellschaft zusammengeschlossen hat (Kunst und Medienzentrum Rheinhafen GmbH), um die Gehry-Bauten zu finanzieren, zu realisieren.

Die Techniker vom Holzmann-Konzern waren in der Planungsphase schier verzweifelt, weil sie nicht wussten, wie sie Gehrys geschwungene Formen stabilisieren



B. STAAB

- 1 „Stadtthor“ fertig gestellt 1998, Architekt: Karl-Heinz Petzinka
- 2 Neuer Zollhof drei Häuser, fertig gestellt 1999, Architekt: Frank Gehry
- 3 Kai Center fertig gestellt 1996, Architekt: Wolfgang Döring
- 4 Kaistraße 18 fertig gestellt 1997, Architekt: Steven Holl

- 5 Kaistraße 16a fertig gestellt 1997, Architekt: Christoph Ingenhoven
- 6 Kaistraße 16 fertig gestellt 1997, Architekt: David Chipperfield
- 7 Kaistraße 12-14a alte Speichergebäude, Sitz verschiedener Medienagenturen
- 8 Kaistraße 8 Fertigstellung 2000, Architekten: Hentrich, Petschnigg und Partner
- 9 Kaistraße 6 fertig gestellt 1995, Architekten: Rhode, Kellermann, Wawrowski und Partner



Gehry-Bau Guggenheim-Museum in Bilbao: Windschiefer Tanz der Fassadenteile

sollten. Das Museum in Bilbao ist mit einer verzogenen Skelettkonstruktion und einer davorgehängten Leichtfassade gebaut worden, doch die Holzmann-Leute wollten massive Wände aus Beton, nicht zuletzt weil diese Wärme speichern, das fertige Haus somit kostengünstiger zu bewirtschaften ist als etwa das teure spanische Vorbild.

Den Ingenieuren blieb nichts anderes übrig, als ein neues Bauverfahren zu verwenden. Sie errechneten per Computer die Maße für 355 unterschiedliche Einzelteile allein für das mittlere und kleinste Haus, bauten für diese Styroporformen, gossen sie mit Beton aus und fügten dann die Teile aneinander.

Eine kleine bautechnische Revolution, aber eben auch ein Widerspruch: Gehrys Häuser suggerieren Individualität, Abscheu vor jedem Standard, ihre Fertigungsweise aber ist streng genommen Ausdruck des Standards: Es sind Plattenbauten.

Das Äußere hat nicht viel mit dem Inneren zu tun, Anmutung und Entstehungsweise widersprechen sich. Sind also doch die anderen neuen Hafengebäude

die eigentlichen Sieger, weil sie einhalten, was die Fassaden glauben machen?

Die Düsseldorfser verzichten auf einen Schiedsspruch. Sie haben längst eine rheinisch versöhnliche, wahrhaft salomonische Lösung gefunden. Sie gaben dem gesamten Hafen einen neuen Namen, taufte ihn, weil hier so viele Werber arbeiten, „Medienmeile“, offiziell laut Verkehrsschild „Medienhafen“.

Und im Zeichen der Medien, der Werbung zumal, ist vieles erlaubt. Transparenz schadet nie, aber mehr Schein als Sein ist sowieso schick und erwünscht.

So frohlockt Thomas Rempen: „Als Werbe- und Marketingmann hat man das Ziel, eine Sache ins Gespräch zu bringen. Das Produkt heißt Düsseldorf, Düsseldorf ist Landeshauptstadt und als Schreibtisch des Ruhrgebiets das Zentrum eines ungeheuren Wandels. Wie faszinierend und erfolgversprechend diese Entwicklung ist, kann Architektur zeigen.“

Der alte Hafen hat es also geschafft. Er wurde gnädig in ein neues Zeitalter aufgenommen. Die Werbung, die an diesem Ort entsteht, verheißt es schon lange: Nichts ist unmöglich.

SUSANNE BEYER

BIOGRAFIEN

„Der Federball über dem Atlantik“

Der Schriftsteller Vladimir Nabokov floh erst vor den Bolschewisten, dann vor den Nazis, wurde Amerikaner und schließlich als „Lolita“-Erfinder weltberühmt. Jetzt erscheint auf Deutsch eine kluge und fesselnde Biografie des Jahrhundertautors.



H. TAPPE (L.); DIMITRI NABOKOV ARCHIVE MONTREUX, THE NABOKOV ESTATE

Autor Nabokov (Ende der sechziger Jahre), Ehefrau Véra auf Rügen (um 1926): Kunst als Zärtlichkeit, Neugierde, Güte, Harmonie

Sein Selbstbewusstsein ist legendär, und er liebte starke Worte: „Ich finde nicht, dass ein Künstler sich mit Gedanken an sein Publikum belasten sollte. Sein bestes Publikum ist der Mensch, dessen Gesicht er allmorgendlich im Rasierspiegel erblickt.“

Tatsächlich ist der Fall des Vladimir Nabokov einzigartig: In seiner ersten Lebenshälfte hat er Weltliteratur in der Sprache Puschkins geschrieben, in der zweiten in der Sprache Shakespeares. Als unbeirrbarer Einzelgänger hielt er ein Leben lang Distanz zu Vereinen und Bewegungen jeder Art; erst recht zu den beiden totalitären Diktaturen unseres Jahrhunderts. Sein Werk und sein Leben (1899 bis 1977) beglaubigen, ungeachtet aller äußeren Brüche, des Autors Überzeugung, die Literatur sei so autonom wie das Individuum.

Seine literarische Leistung, den härtesten Bedingungen abgetrotzt, können nun auch deutsche Leser auf dem Hintergrund seines Lebens nachvollziehen: Im Jahr von

Nabokovs 100. Geburtstag ist gerade Band eins von Brian Boyds Nabokov-Biografie, „Die russischen Jahre“ erschienen*. Die deutsche Ausgabe des zweiten Bandes, „Die amerikanischen Jahre“, mit dem die meisterliche Gesamtdarstellung abgerundet werden soll, ist in Vorbereitung.

Seine 78 Lebensjahre verbrachte Nabokov zu vier nahezu gleichen Teilen in Russland, als staatenloser Emigrant in Westeuropa, in seiner Wahlheimat USA und schließlich in einem altmodischen Schweizer Luxushotel. Doch auf die Frage nach fremden Einflüssen antwortete der fast 70-Jährige vergnügt: „Anscheinend bin ich nicht einmal einem bestimmten Kontinent zuzuordnen. Ich bin der Federball über dem Atlantik, und wie hell und heiter ist es da, in der lieblichen Bläue meines Privatimmels, fern allen Schafsköpfen und Schubladendenkern.“

* Brian Boyd: „Vladimir Nabokov. Die russischen Jahre 1899-1940“. Deutsch von Uli Aumüller, Sabine Baumann, Ursula Locke-Groß, Kurt Neff und Hans Wolf. Rowohlt Verlag, Reinbek; 944 Seiten; 78 Mark.

Die Quelle seiner Kreativität beschwor der literarische Solitär Vladimir Nabokov in den glanzvollen Memoiren „Erinnerung, sprich“; es war „die harmonische Welt einer vollkommenen Kindheit“.

Umgeben von 50 Dienstboten und allem erdenklichen Luxus, wurde er von Eltern und Verwandten zärtlich verwöhnt. Sein Vater, ein prominenter Jurist, war ein hochgebildeter Europäer, anglophiler Antizarist und führender Politiker der Konstitutionellen Demokraten.

Von Gouvernanten lernen die Nabokov-Kinder Englisch und Französisch, mit sieben Jahren spricht Vladimir drei Sprachen. Im selben Alter entzündet sich seine Leidenschaft für Schmetterlinge, denen er in den folgenden 70 Jahren auf mehreren Kontinenten nachjagen wird. Als 15-Jähriger hat er den ganzen Tolstoi auf Russisch gelesen, den ganzen Shakespeare auf Englisch, den ganzen Flaubert auf Französisch. Die väterliche Bibliothek mit ihren 10 000 Bänden befindet sich stets auf dem neuesten europäischen Stand; Vaters Privatbib-

liothekarin tippt die Gedichte des heranwachsenden Sohnes ins Reine.

Der junge Nabokov wird nach der Devise erzogen, dass Reichtum angenehm, aber nicht besonders wichtig sei: Er rechnet nach der Überzeugung des urliberalen Vaters keinerlei Dünkel. Was Nabokov nach seiner Vertreibung aus der russischen Heimat ein Leben lang begleitet, so sagt er, ist das überwache „Bewusstsein einer verlorenen Kindheit, nicht der Schmerz um verlorene Banknoten“.

Geist und Körper werden gleichermaßen gefordert: Boxen und Tennis, Reiten und Schwimmen stehen auf dem Erziehungsprogramm, „das Leder der Bücher und das der Boxhandschuhe“ sind „auf angenehme Weise vereint“ („Erinnerung, sprich“). Beim gleichfalls geschätzten Fußball kommt für den kompromisslosen Individualisten selbstverständlich nur der singuläre Posten des Torwarts in Betracht.

Mit 16 lernt Nabokov seine erste große Liebe kennen, und nach dem Ende dieser Romanze genießt der gut aussehende, kluge und sportliche Millionenerbe in vollen Zügen sein Los: freie Auswahl unter Sankt Petersburgs attraktivsten Töchtern.

„Jener abgeschmackte Deus ex Machina, die russische Revolution“, beendet, so Nabokov, den gelebten Traum seiner Kindheit. In der Nacht des Oktober-Umsturzes von 1917 dichtet der 18-Jährige zu Hause. Nach 90 Versen notiert er: „Während der Niederschrift war das widerliche Rattern eines Maschinengewehrs zu hören.“

Eine Zeitlang findet die Familie auf der Krim Zuflucht vor den Bolschewisten. Unter der Sonne des Südens erbeutet der noch nicht 20-Jährige ausgesuchte Prachtexemplare von Frauen und Schmetterlingen – und entdeckt eine neue Leidenschaft: die Komposition von Schach-Problemen. Die einsame Tüftelei, halb Wissenschaft, halb Kunst, ist wie geschaffen für Nabokov. Sie dient ihm, wie Brian Boyd treffend bemerkt, fortan als „Überlaufventil für zu viel kreative Energie“.

Im April 1919 erobern bolschewistische Truppen auch Sewastopol; per Schiff entkommt die Familie Nabokov ihrer Heimat, die Vladimir nie wieder sehen wird. Das denkwürdige Fluchtbild beschreibt die Biografie mit der ihr eigenen Detailschärfe: Unter Maschinengewehrfeuer von der Küste her erreicht die „Nadeschda“ („Hoffnung“) im Zickzackkurs das offene Meer, während Vater und Sohn Nabokov sich stoisch zum Schachspiel niederlassen.

Nach einem Literaturstudium in Cambridge, das unabhängig von der Revolution geplant war und mit den Perlen der Mutter finanziert wird, entwickelt sich der junge Nabokov unter dem Pseudonym „Sirin“ – in der altrussischen Mythologie ein farbenfroher Paradiesvogel – schnell zur literarischen Legende des russischen Exils. Wie seine Eltern und nahezu die ganze kulturelle Elite der Emigration wählt er

Berlin als Standort. Zwischen 1922 und 1937 schreibt er dort sieben Romane, etliche Erzählungen und viele Gedichte.

Über den gerade 30-jährigen Sirin staunt seine Mit-Emigrantin Nina Berberowa, er sei „wie Phönix aus dem Feuer und der Asche von Revolution und Exil“ geboren. Auch Iwan Bunin, der immerhin 1933 als

Bestseller

Belletristik

1 (1) Isabel Allende Fortunas Tochter

Suhrkamp; 49,80 Mark

2 (2) Elizabeth George Undank ist der

Väter Lohn Blanvalet; 49,90 Mark

3 (3) Donna Leon Nobiltà

Diogenes; 39,90 Mark

4 (4) John Irving Witwe für ein Jahr

Diogenes; 49,90 Mark

5 (8) Günter Grass Mein Jahrhundert

Steidl; 48 Mark

6 (5) Henning Mankell

Die falsche Fährte Zsolnay; 45 Mark

7 (6) Noah Gordon Der Medicus

von Saragossa Blessing; 48 Mark

8 (7) Henning Mankell Die fünfte Frau

Zsolnay; 39,80 Mark

9 (9) Nicholas Sparks Zeit im Wind

Heyne; 32 Mark

10 (10) Marianne Fredriksson

Maria Magdalena W. Krüger; 39,80 Mark

11 (13) Johannes Mario Simmel Liebe

ist die letzte Brücke Droemer; 44,90 Mark

12 (12) Martha Grimes Die Frau im

Pelzmantel Goldmann; 44 Mark

13 (11) Walter Moers Die 13^{1/2} Leben

des Käpt'n Blaubär Eichborn; 49,80 Mark

14 (14) Siegfried Lenz Arnes Nachlass

Hoffmann und Campe; 29,90 Mark

15 (–) Birgit Vanderbeke

Ich sehe was,
was Du nicht siehst

Fest; 29,80 Mark

Birgit Vanderbeke
schickt ihre
Heldin in ein
fremdes Land



erster Russe den Literatur-Nobelpreis erhalten wird, fühlt sich wie erschossen von Sirins treffsicherem Genie: „Dieser Junge hat sich ein Gewehr genommen und die ganze ältere Generation weggefeigt, mich selber inbegriffen.“

Doch abgeschnitten von Millionen Lesern in der verlorenen Heimat, verdient

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich
ermittelt vom Fachmagazin „Buchreport“

Sachbücher

1 (1) **Marcel Reich-Ranicki** Mein Leben

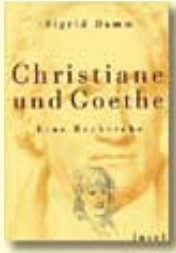
DVA; 49,80 Mark

2 (2) **Sigrid Damm**

Christiane und Goethe

Insel; 49,80 Mark

Sigrid Damm
beschreibt, wie fremd
sich Christiane
Vulpus an der Seite
Goethes fühlte



3 (3) **Waris Dirie** Wüstenblume

Schneekluth; 39,80 Mark

4 (4) **Corinne Hofmann** Die weiße

Massai A1; 39,80 Mark

5 (5) **Dale Carnegie**

Sorge dich nicht, lebe! Scherz; 46 Mark

6 (7) **Tahar Ben Jelloun** Papa, was ist

ein Fremder? Rowohlt Berlin; 29,80 Mark

7 (6) **Ruth Picardie** Es wird mir fehlen,

das Leben Wunderlich; 29,80 Mark

8 (9) **Bodo Schäfer** Der Weg zur

finanziellen Freiheit Campus; 39,80 Mark

9 (8) **Klaus Bednarz**

Ballade vom Baikalsee Europa; 39,80 Mark

10 (10) **Daniel Goeudevert**

Mit Träumen beginnt die Realität

Rowohlt Berlin; 39,80 Mark

11 (13) **Ulrich Wickert**

Vom Glück, Franzose zu sein

Hoffmann und Campe; 36 Mark

12 (15) **Guido Knopp**

Kanzler – Die Mächtigen der Republik

C. Bertelsmann; 46,90 Mark

13(14) **Günter Ogger** Macher im

Machtrausch Droemer; 39,90 Mark

14 (11) **Jon Krakauer** In eisige Höhen

Malik; 39,80 Mark

15 (12) **Peter Kelder** Die Fünf „Tibeter“

Integral; 22 Mark

Nabokov in 15 Berliner Jahren mit Unterricht in Englisch und Französisch, mit Box- und Tennisstunden zu wenig zum Leben. Ihn ernährt eine belesene russische Schönheit, die den phantastischen Sirin schon bewundert hat, bevor sie Nabokov bei einem Berliner Ball persönlich kennen lernte: Véra Slonim.

Aus Petersburg gebürtig wie Vladimir und jüdischer Herkunft, ist sie noch ein wenig polyglotter als er: Neben Englisch und Französisch spricht sie auch Deutsch fließend. Nabokov dagegen hält sich die Sprache seines ersten Exils schon deshalb vom Leib, weil er befürchtet, durch ihren intensiven Gebrauch den „kostbaren russischen Lack“ anzukratzen.

Véra Slonim, vom Genius des Dichters ein für allemal überzeugt, stellt ihre eigenen Talente völlig in dessen Dienst. Das staatenlose Emigrantenpaar heiratet 1925 auf dem Standesamt von Berlin-Wilmersdorf, und ein Jahr später schreibt Vladimir an Véra, mit ihr habe „das goldene Zeitalter“ seiner Seele begonnen. Es wird gut ein halbes Jahrhundert andauern und erst mit Nabokovs Tod enden.

Mit einem phänomenalen Gedächtnis begabt, kennt Véra jede Verszeile ihres Mannes auswendig. Die praktischen Probleme des gemeinsamen Vagantenlebens hält sie ihm vom Hals. Als Sekretärin oder Übersetzerin besorgt sie den Lebensunterhalt. Abends diktiert er ihr sein handschriftliches Tagespensum in die Maschine, manchmal überzeugt sie ihn mit Veränderungsvorschlägen. Sie korrigiert die Druckfahnen seiner Bücher – und zieht wie nebenher beider Sohn Dmitri groß. In vielen Frauenporträts seines Werkes finden sich Spiegelungen ihrer Person. Nabokovs Bekenntnis, er hätte „keinen einzigen“ seiner Romane ohne Véras Hilfe schreiben können, ist wörtlich gemeint.

Doch ausgerechnet die fabelhafte Frau des Dichters wirkt in Boyds monumentalem Nabokov-Panorama fast wie eine Schattenfigur. Den irreführenden Eindruck hat sie, als wichtigste Informantin des Biografen, selber herbeigeführt: „Je mehr Sie mich auslassen“, so zitiert er die Dichterwitwe, „umso näher werden Sie der Wahrheit kommen.“

Wie wenig diese Behauptung zutrifft, zeigt die amerikanische Autorin Stacy Schiff in ihrer gerade auf Deutsch erschienenen Studie „Véra. Ein Leben mit Vladimir Nabokov“*. Nicht zufällig entstand dieses Buch erst nach dem Tod seiner 1991 verstorbenen Heldin – mit Hilfe des Nabokov-Sohnes Dmitri. Die Autorin erhellt, mit weiblicher Sensibilität, die persönliche Seite einer außergewöhnlichen Lebens- und Arbeitsgemeinschaft; sie ergänzt damit Boyds eher werkzentrierte Biografie. De-

* Stacy Schiff: „Véra. Ein Leben mit Vladimir Nabokov“. Aus dem Englischen von Hermann Kusterer. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln; 640 Seiten; 68 Mark.

tailliert beschreibt Schiff den Familienalltag, der unter Hitler für die jüdische Hauptverdienerin Vera immer schwieriger wird. Ihr Mann hasst die Nazis nicht weniger als die Kommunisten; ohnehin hat er sich von Anfang an gegen Berlin abgekapselt, wo sein Vater schon 1922 bei einem rechts-extremistischen Anschlag ums Leben kam. Ausgerechnet einer der Attentäter wird 1936 stellvertretender Leiter der für Emigranten zuständigen Behörde. Im Januar 1937 verlässt Nabokov Deutschland, um in Westeuropa oder den USA eine Zukunft für die Familie zu finden.

Die russische Sprache, mit der er so zärtlich und virtuos umgeht wie kein Zweiter, droht sich in seine literarische Isolationszelle zu verwandeln: „Je besser ich schreibe und je größer mein Ruhm unter Kennern wird, desto schwieriger wird es, Übersetzungen meiner Werke unterzubringen“, klagt er. So reift der schwerste Entschluss



Nabokovs auf Schmetterlingsjagd (1968)

„Allnächtlicher Verrat der Vernunft“

seines Schriftstellerlebens, den er einem Interviewer Jahre später so beschreibt:

„Der radikale Wechsel von russischer Prosa zu englischer Prosa war für mich eine äußerst qualvolle Angelegenheit – etwa so, wie wenn man bei einem Explosionsunglück sieben oder acht Finger verloren hat und jetzt alle täglichen Handgriffe neu erlernen muss.“

Im Dezember 1938, exakt in der Mitte seines Lebens, beginnt Nabokov in Paris seinen ersten englischen Roman, „The Real Life of Sebastian Knight“. Als Schreibtisch dient ein über das Bidet im Bad gelegter Koffer – im einzigen Zimmer der Familie schläft Sohn Dmitri. Wenige Wochen, bevor deutsche Panzer im Juni 1940 Paris erreichen, fliehen die Nabokovs in die USA.

Ein Erlebnis bei der Einreise in die USA, mit dem Boyd den zweiten Teil seiner Biografie eröffnet, versteht Nabokov als gutes Omen*: Aus dem Stegreif mimen zwei

Zöllner in New York mit den Boxhandschuhen von Vater und Sohn, die oben auf in einem Koffer liegen, einen Faustkampf. Diese spielerische Spontaneität der neuen Welt entzückt den alten Sportsmann. Aber es dauert noch einmal fast 20 Jahre, bis ihm, als Autor von „Lolita“, endlich der Welterfolg zufällt, der Nabokov nach seiner tiefen Überzeugung längst gebührt.

Ohne seine Frau wäre der 1953 beendete, skandalumwitterte Roman über die Obsession eines 37-Jährigen für ein 12-jähriges Mädchen nie zur Welt gekommen: Im letzten Moment verhindert Vera Nabokov, dass ihr Mann in einem raren Anfall von Selbstzweifel das Manuskript verbrennt.

Zunächst wagt im Land des Puritanismus niemand die Publikation des schockierenden Buches. Ein Pariser Verleger, der überwiegend scharfe erotische Ware im Angebot hat, riskiert die erste englische Ausgabe. Sie wird in England und Frankreich zeitweilig verboten. Literaten wie Graham Greene rühmen das Buch aufs Höchste, leseschwache Moralapostel verdammen es aufs Tiefste. Wie ein anderes Jahrhundertbuch, der „Ulysses“ von James Joyce, wird die artistische Sensation des russischen Amerikaners der Pornografie bezichtigt. Nabokovs „Nymphchen“ macht alle Welt neugierig, „Lolita“ avanciert zum internationalen Bestseller.

In einem „Lolita“-Nachwort von lakonischer Intelligenz erklärt Nabokov das Werk zum Kind seiner „Liebesaffäre“ mit der englischen Sprache und erledigt die Vorwürfe der Spießer: Für ihn gewährt Literatur, im Gegensatz zu obszöner Banalität, allein „ästhetische Lust“. Die definiert er als „Gefühl, mit anderen Seinszuständen in Berührung zu sein, bei denen Kunst (Neugier, Zärtlichkeit, Güte, Harmonie, Leidenschaft) die Norm ist“.

Der plötzliche Wohlstand ermöglicht es dem 60-Jährigen, eine zeitraubende Universitätsprofessur aufzugeben und sich im Schweizer Refugium Montreux nur noch seiner Kunst, den Schmetterlingen und Schachproblemen zu widmen. Dass sein Gesamtwerk von einem einzigen Buch überstrahlt oder besser überschattet wird, kommentiert er resigniert: „Lolita‘ ist berühmt, nicht ich.“

Bis zum Ende kreist sein Werk um das Wunder des Bewusstseins. Dessen Gegenteil, der Schlaf, ist ihm von Kind auf verhasst, wie die Autobiografie bezeugt: „Ich kann mich einfach nicht an den allnächtlichen Verrat der Vernunft, der Menschlichkeit, des Genies gewöhnen. Wie groß meine Müdigkeit auch ist – der Schmerz, mich vom Bewusstsein zu trennen, ist mir unaussprechlich zuwider.“

Am 2. Juli 1977 trennt ihn, auf der Intensivstation eines Lausanner Hospitals, der Tod für immer vom Bewusstsein.

RAINER TRAUB

* Brian Boyd: „Vladimir Nabokov. The American Years“. Princeton University Press, Princeton; 792 Seiten; 20,95 Dollar.

KUNST AM BAU

Geisterschrift für den Nazi-Klotz

Reichstag und Bundespräsidialamt haben Maßstäbe für die Ausstattung der Berliner Bundesbauten mit Kunst gesetzt. Doch bei den Ministerien erlahmt der Schwung: Hausherren und Personal wollen Weltkünstler allenfalls in der Kantine dulden.

Schön fremd steht die maskierte „Philosophin“ im Berliner Stadtbild. „Nachdenklich“, wie ihr Schöpfer sagt, blickt sie auf den „brutalen“ Büro-Kasten, aus dem heraus einst Joseph Goebbels die Nazi-Propaganda dirigierte.

Eine Vision, die vermutlich nie verwirklicht wird. Dabei schien es längst entschieden, dass der Düsseldorfer Maler- und Bildhauer-Star Markus Lüpertz das seltsam sinnende Weibsbild hier hinstellen sollte; denn gegenwärtig wird das Haus zum Bundesarbeitsministerium umgebaut. Ein noch unter Helmut Kohl berufener „Kunstbeirat

für die Baumaßnahmen der Bundesregierung in Berlin“ hatte sich für den Auftrag an Lüpertz stark gemacht, das Kabinett hatte das „Konzept“-Papier kurz vor der Wahl 1998 gebilligt. Umbau-Architekt Josef Paul Kleihues war begeistert.

Inzwischen hat der Künstler seine Kontrast-Figur nicht nur drei Meter hoch in Gips modelliert, sondern auch schon mal in Bronze gießen lassen. Doch die Chancen, dass sie vors Ministerium kommt, stehen schlecht.

Vom „Hörensagen“, das der Architekt ihm zuträgt, schließt Lüpertz auf diverse „Querschüsse“ von „irgendwelchen Menschen“ im Ministerium. Angeblich habe eine „Kostenexplosion“ just jene 400 000 Mark für die Skulptur

lionen Mark vorgesehen, annähernd zwei Prozent der Summen, mit denen zumeist ältere Gehäuse – bis ins nächste Jahr hinein – umgebaut werden. Doch mittlerweile droht die Initiative schmächtig zu versanden.

Denn: Wettbewerbe in allen Ehren; sie funktionieren auch unter der Ägide des Regierungsbeirats ganz gut, wenn es beispielsweise darum geht, Grafiken in endlose Ministeriumskorridore zu hängen oder Kandidaten für einzelne Wandmalereien zu küren. Für herausgehobene Aufgaben hingegen sind, so zumindest das Konzept, Künstler von internationalem Rang gefragt. Und die „reißen sich“, so Lüpertz, nun mal „nicht um Aufträge“. Sie wollen durch Vertrauenspersonen beknetet und betreut sein.

Aber unter 14 vorgeschlagenen „Direktbeauftragungen“ fanden bislang ganze 2 Projekte – von Jochen Gerz und Rebecca Horn – die Gnade der Hausherren, denen die geltende Spielregel das letzte Wort zugesteht. Auch wenn über ein paar Projekte zumindest pro forma noch gesprochen wird: Die Arbeit des mit Museumschefs wie Peter-Klaus Schuster (Berlin) und Armin Zweite (Düsseldorf) hoch besetzten Kollegiums gerät zur Farce.

Definitiv gescheitert ist beispielsweise der Plan des französischen Konzeptkünstlers Daniel Buren, die endlos-öden Fensterreihen jenes Nazi-Baus, für den sich auch Lüpertz engagiert hat, spielerisch in Reihen mobiler Rahmen-Formen auf dem Hof fortzusetzen. „Nutzerseits“, wie es in Amtspapieren heißt, wird eine Grünfläche gewünscht.

Ex-Sowjet-Dissident Ilja Kabakow ist mit dem Vorschlag aufgelaufen, beim Wirtschaftsministerium an der Invalidenstraße, beiderseits des einstigen Grenzkanals, Passanten durch je einen Bretterkorridor zu schicken, in den Täfelchen mit Stichworten zum Ost-West-Thema hereinhängen. Minister Werner Müller wies das unter anderem mit dem Hinweis zurück, es gebe ja nahebei schon ein Denkmal der überwundenen Teilung (tatsächlich ein penetrant-symbolisch in den Boden sinkendes Mauer-Stück). Sein Staatssekretär schob das flotte Angebot nach, Kabakow könne doch die Kantine des Ministeriums „verschönern“. Bußmann hat sich noch gar nicht getraut, das dem Weltkünstler auszurichten.

Stark in Frage gestellt ist sinnigerweise auch ein Skulpturen-Vorschlag des



Berliner Reichstagsgebäude
Angreifbar auf hohem Niveau

verschlungen, auf die er sich schon von seinem deutlich höheren Marktpreis hatte herunterhandeln lassen. Zugleich aber sickerte durch, Minister Walter Riester bevorzuge eben „demokratische Kunst“: solche, die durch Wettbewerbe ausgewählt wird, nicht durch ein freies Experten-Votum für Künstlerprominenz.

Lüpertz steht mit seinen Erfahrungen nicht allein – die Absagen häufen sich. „Ziemlich mies“ lautet folglich der Stimmungsbericht, den der münstersche Museumsdirektor Klaus Bußmann als Sprecher des Kunstbeirats von dessen Sitzung am Montag voriger Woche liefert. Mit Elan war das Gremium gestartet, um ähnlich wie die Berliner Parlaments- auch die Regierungsbauten mit Gegenwartskunst zu schmücken oder auch kritisch zu befragen. Dafür waren rund 20 Mil-

Richter, Werk im Reichstag: Löbliches Beispiel

New Yorker Pop-Art-Klassikers Claes Oldenburg im Verein mit seiner Frau Coosje van Bruggen: ein großes, buntes, spiralförmig aufgezwirbeltes Fragezeichen, dazu bestimmt, vor dem Bundespresseamt am Spreeufer eine schiefe Ebene hinabzusinken. Kommt alles ins Rutschen? Der zuständige Regierungssprecher Uwe-Karsten Heye will sich erst noch mit dem doch „ziemlich beliebigen“ Werk befassen. Immerhin plädiert er dafür, das Kunstkonzept, von dem er bisher nichts wusste, noch einmal im Kabinett zur Diskussion zu stellen.

Bußmann, selber ein altes Mitglied der SPD, rühmt immer noch, wie CDU-Baumminister Klaus Töpfer „dahinter saß“ und bei widerstrebenden Kollegen sogar für die kühnsten Künstler-Ideen warb. Gegenwärtig wittert der Beiratsprecher eine „stillschweigende Voreingenommenheit“ rotgrüner Politiker gegen das Projekt der abgewählten Regierung.

Diese Stimmung gibt auch schlichten Angestelltenseelen Auftrieb, denen ohnehin ein Gummibaum lieber ist als eine moderne Plastik. Auf Referentenebene und in den Personalräten haben dort so genannte „Kunstfuzzis“ wenig Rückhalt. Ein Meltau von Spießertum und Betriebsintrige verklebt die Szene.

Dabei fehlt es keineswegs an löblichen Beispielen. Dass der seit April benutzte Reichstagsbau für acht Millionen Mark mit aktuellen Bildern und Skulpturen, größtenteils Auftragswerken, geschmückt ist (SPIEGEL 15/1999), dürfte in den Hauptstädten der Welt ohne Parallele sein und setzt Maßstäbe.



Lüpertz, Werk „Philosophin“: „Wir reißen uns nicht um Aufträge“

Natürlich hat die Reichstagskollektion ihre Schwächen – beim Lehr- und Lektorenhaften Geschichtstheater, das Ex-DDR-Star Bernhard Heisig für eine Cafeteria-Wand gemalt und mit laarmoyanten Inschriften („Deine Leistung wird dir gestrichen“) durchschossen hat, ebenso wie bei Günther Ueckers Andachts-Boutique zur multikonfessionellen Einkehr zwischen Steinen und Nagelfeldern. Aber schon die Eingangshalle intoniert glänzend die Möglichkeiten

und Schwierigkeiten zeitgenössischer Kunst im Staatsdienst: hier Gerhard Richters 21 Meter hohe Spiegelflächen in Schwarz-Rot-Gold, dort Sigmar Polkes Vexiermotive zwischen Niederwald-Denkmal und Hammelsprung. Beides angreifbar, doch auf hohem Niveau – und im kontrastierenden Zusammenspiel buchstäblich spannend. Fazit: Das Auswahl-Gremium der Abgeordneten hat seine Befugnisse insgesamt klug und couragiert genutzt.

Und während die Reichstagsausstattung noch öffentlich schrill bekakelt wurde, war am anderen Ende des Berliner Tiergartens beinahe insgeheim ein Musterbeispiel von Kunst in einem Bundesbau geglückt: Im neuen Verwaltungsgebäude des Bundespräsidialamts neben dem Schloss Bellevue demonstriert der Ideenkünstler Lothar Baumgarten, wie sensibel, stimmig und bedeutungsvoll ein konsequent durchdachter Dekor den Dialog mit dem Bauwerk aufnehmen kann.

Dabei ist auch Baumgarten erst gerufen worden, als die Arbeit der Frankfurter Architekten Martin Gruber und Helmut Kleine-Kraneburg schon weit fortgeschritten war: ein glatter, dunkel spiegelnder Baukörper auf elliptischem Grundriss. Außen blieb dem Künstler nichts zu verschönern, wohl aber konnte er innen die Struktur mit seinen Mitteln pointieren. Beim damaligen Hausherrn Roman Herzog fand er dafür ebenso viel Verständnis wie bei den Architekten.

Baumgartens diskretes Design erfasst sogar die Typografie der Türschilder, wird aber vor allem in einer Fußboden-Zeichnung sichtbar. Dem Terrazzo der großen Halle hat der Künstler das – der Ellipsenform angepasste – Linienschema und die Zahlenfolge eines magischen Quadrats eingeschrieben und deutet so einen inneren Zusammenhang aller Architekturteile an. Paarweise in die Wände eingelassene farbige Kacheln suggerieren einen Blick durch Mauern und geschlossene Türen hindurch in den umgebenden Park; der Künstler denkt dabei an die Horizonte in Caspar-David-Friedrich-Landschaften.

Vergleichbar formstreu und mit ähnlich dienend-angewandter Kunst geht nun am Werderschen Markt der Form-Purist Gerhard Merz zu Werke, doch statt leiser Töne spielt er vollen Sound. Seine Bühne ist auch danach: der 220 Meter lange Hauptbau des Außenministeriums. Merz möbelt die Hallen, Foyers und Büros energisch mit Friesen aus Neonröhren,



Gerz-Projekt für das Finanzministerium (Computersimulation): Kunst kennt kein Protokoll



Als Kassenhalle 1 der Reichshauptbank (1940)



Als SED-Kongresssaal (Aufnahme 1995)



Mit Merz-Trennwand und -Wandmalereien (Computersimulation)

Konferenzsaal des Außenministeriums „Projekt ohne Risslinie“

mit monochromen Wandmalereien und mit raumhohen Glaspaneelen auf.

Ein eleganter Trick erspart ihm die Rängeleien, unter denen Lüpertz, Buren und Kabakow leiden: Zugleich mit den eigenen Plänen hatte Architekt Hans Kollhoff auch schon den Kunstentwurf seines Freundes eingereicht und billigen lassen – ein „Projekt ohne Risslinie“ (Merz). So war, sehr zu dessen Missfallen, auch der Kunstbeirat umgangen, aber endlich einmal ist damit ein permanent gepredigtes Ideal der „Kunst am Bau“ verwirklicht.

Allerdings: Es geht um keinen frischen Entwurf von Kollhoffs Reißbrett. Wie so manche Kollegen im Hauptstadt-Bauboom, müssen Architekt und Künstler auch hier

mit einem Erbstück der Geschichte und dessen Hypotheken fertig werden (einen ergänzenden Neubau stellt ein anderes Architektenteam davor). Der riesige Block ist 1934 bis 1940 für die Reichsbank errichtet und zur DDR-Zeit als Sitz des SED-Zentralkomitees hergerichtet worden.

Obwohl erster öffentlicher Großbau unter Hitler, weist die Bank-Architektur in ihrer Stahlkonstruktion, in Raumgliederung und Lichtführung moderne Qualitäten auf, die Kollhoff keineswegs mit der theatralischen „Fratzenhaftigkeit“ der 1945 zerstörten Reichskanzlei gleichsetzen will. Eine epochentypische Monumentalität des Baus ist unbestreitbar, die aber „gewalttätig zu überformen“ – das hätten schon die Denkmalpfleger verhindert.

Auch Merz respektiert die historischen Bauschichten und will ihnen lediglich „radikale Gegenwart“ hinzufügen. Mit einer versenkbaren Trennwand, auf der sich, computergesteuert, winzige Farbquadrate zu einem unruhigen Grau-Effekt zusammensetzen, wird ein Signet des elektronischen Zeitalters den Konferenzsaal, die einstige Kassenhalle, beherrschen.

Vollführt nun Merz etwa, wie politisch korrekte Ideologen nölen, einen Kotau vor der Ästhetik des Faschismus? Absurd. Wenn Joschka Fischer, wie zuvor Erich Honecker, seinen Schreibtisch in einem Bürotrakt aufstellen darf, in dem auch Hitlers Paladin Hjalmar Schacht schon tätig war, ist ein Künstler schwerlich verpflichtet, die Formsprache dieses Hauses ständig moralisierend zu bekritteln.

Markante Gegenpositionen zur Historie werden am ehesten unter freiem Himmel augenfällig, ebenso, wie Lüpertz und Buren das vorhatten. Eine originelle, flüchtige, aber vielleicht gerade darum überzeugende Geste dieser Art ist dem Mahnmal-Spezialisten Jochen Gerz eingefallen.

Als Einziger neben Rebecca Horn – die ein „Planetensystem“ aus Spiegel-Objekten durch einen gründerzeitlichen Innenhof im Verkehrsministerium kurven lassen will – hat Gerz einen Direktauftrag in der Tasche. Sein Terrain ist jener megalomane Gebäudeblock, der in den dreißiger Jahren als Hermann Görings Luftfahrtministerium entstand und später der DDR-Regierung als Mehrzweckbau („Haus der Ministerien“) diente. Nun soll hier der Finanzminister einziehen.

Abweisend steht die denkmalgeschützte Trutzburg da, und der Künstler will auch

um Himmels willen „keinen Trostkubus“ in den ihm zugewiesenen Ehrenhof stellen, der von der Leipziger Straße her durch ein Gitter einzusehen ist. Dafür möchte er die im Haus residierende „Dienstleistungsfirma“, demokratisch-selbstbewusst, einmal „von innen nach außen kehren“.

Gerz, der seit Jahren eine Art Interview-Kunst betreibt, plant diesmal, an 50 Beschäftigte des Hauses vom Minister bis zum Pfortner ein und dieselbe Frage zu richten und die Antworten auf Video zu speichern. Passanten sollen sich dann durch Knopfdruck je ein Video auf einen Monitor im Gitterpfosten holen.

Ist das vorbei, dann erst wird die gestellte Frage als Laserstrahl-Schrift, zufallsgesteuert, vom Dach herab über die Hauswand bis auf die Platten des Hofes huschen und dort sekundenschnell erlöschen. Nicht einmal die Vorfahrt des Ministers könnte das Schauspiel stoppen, das die Schwere des Baumonuments geisterhaft überspielt – Kunst, will Gerz sagen, entzieht sich jedem Protokoll. Der Text seiner Frage allerdings mag literarisch Anspruchsvolle enttäuschen: „Das Geld, die Liebe, der Tod, die Freiheit – was zählt am Ende?“

Dass Gerz durchgekommen ist, zählt unter den Neu-Berliner Verhältnissen nicht wenig. Nachdem, wie er sagt, schon der Finanzminister Lafontaine „ziemlich dafür“



Kunst-Beirat Bußmann*

„Stillschweigende Voreingenommenheit“

war, konnte der Documenta-gestählte Ex-Kasseler Hans Eichel ja wohl kaum gegen das Projekt sein.

Die Ausbeute des Kunstbeirats bleibt trotzdem mager. Bildhauer Lüpertz kann noch damit leben, seine „Philosophie“ erst einmal zu behalten. Aber dass „kulturell überforderte“ Politiker der irrigen Meinung seien, Kunst habe „mit Mögen und Nichtmögen zu tun“, das wurmt ihn doch. Am liebsten gäbe er ihnen erst einmal 20 Jahre Bedenkzeit. Aber aus welchem Etat kämen dann noch Kunst-am-Bau-Gelder für die Ministerien des Jahres 1999?

JÜRGEN HOHMEYER

* Vor der Baustelle des Bundeswirtschaftsministeriums in der Berliner Invalidenstraße.

FILM

Sonntags nie

Zeitgeschichte als Melodram: In „Gloomy Sunday“ geraten eine schöne Ungarin, ein SS-Offizier und ein Jude aneinander.

Vergessen wir mal den Dow-Jones-Index. Wenn eine Frau mit gleicher Stärke und Inständigkeit zwei Männer liebt und die beiden Teilhaber ihrerseits verliebt genug und gutmütig genug sind, um das Halbe-Halbe-Verhältnis als ihr ganzes Glück zu betrachten, dann kann diese – im wirklichen Leben naturgemäß selten vorkommende – stabilisierte Harmonie wohl als eine gelungene Sache gelten. Nur unverbesserliche Romantiker könnten einwenden, dass in dieser Idylle

Tourist mit umgehängter Leica, ist vom Rollfleisch à la László begeistert, durch das „Lied vom traurigen Sonntag“ gerührt, durch den Fehlschlag seines Werbens um die schöne Kellnerin aber so niedergeschmettert, dass er durch den Sprung von einer Brücke seinen Liebeskummer und sich selbst in der blauen Donau zu ertränken versucht, auch das ohne Erfolg. László zieht ihn raus, trocknet ihn ab, schickt ihn heim ins Reich.

Es bleibt nicht bei diesem ersten Suizid-Malheur, weitere folgen, und schließlich erscheinen Zeitungsberichte, wonach sich das zum Schallplatten-Schlager gewordene „Lied vom traurigen Sonntag“ wieder und wieder als eine unwiderstehliche Abschiedsmelodie für Selbstmörder erweise. Doch nichts vermag das liebende Trio aus dem Gleichgewicht zu bringen, und wäre der Film hier zu Ende, so müsste das Schlusswort lauten: Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.

Das aus Ungarn stammende „Lied vom traurigen Sonntag“, das später als „Gloomy Sunday“ zu einem amerikanischen Jazz-Evergreen wurde, ist tatsächlich 1936 komponiert worden, und zu seinem Erfolg mag damals tatsächlich die Schlagzeilen-Legende beigetragen haben, dass der Sog seiner schleppend-schluchzenden Melancholie tiefste Todessehnsüchte wecke.

Was in jenen Jahren in der Nippesvitrine die angebliche Totenmaske einer schönen Selbstmörderin war, der „Unbekannten aus der Seine“, das war das „Lied vom traurigen Sonntag“ auf dem Plattenteller: die Sentimentalität des Zeitgeists in Reinkultur. Die privaten Schicksale jedoch, die nun im Kino das Musikstück von damals mit der Budapester Zeitgeschichte verknüpfen, sind fiktiv: Der Journalist Nick Barkow hatte dazu die Idee, der Filmemacher Rolf Schübel hat sie zum Melodram ausgemalt – unter dem rilkelnden Kitschtitel „Ein Lied von Liebe und Tod“, über



„Gloomy Sunday“-Star Marozsán mit Becker; mit Król, Dionisi: Liebeskummer an der blauen Donau

die elementaren Unwetter der Leidenschaft wohl niemals toben. Nun ja.

Die Geschichte beginnt Ende der dreißiger Jahre in Budapest, das man damals gern das „goldene“ Budapest nannte (zu Recht, wie der Film meint, denn er zeigt die Stadt in untadelig postkartenmäßigem Glanz), und ihr romantisches Herzstück ist die Kellnerin Ilona in der Erscheinung von Erika Marozsán, die schön ist und wirklich wunderbar lavendelblaue Augen hat.

Ihr einer Liebster ist ihr Chef, der wohlgeschmeitelte Gastronom László (Joachim Król), dessen Ruf auf einem einzigen wunderbaren Gericht beruht, seinem Rollfleisch, und ihr anderer Liebster ist der schwarzlockige junge Musiker András (Stefano Dionisi), der ein einziges wunderbares Stück komponiert hat, natürlich für Ilona, und als Hauspianist bei László dieses „Lied vom traurigen Sonntag“ zum Entzücken der Gäste, des Wirts und der Angebeteten allabendlich vorträgt.

Ein dritter Bewerber um Ilonas Gunst, ein blonder Hans aus Berlin (Ben Becker),

Aber nein, der Film ist ja eben erst richtig aufgeblüht, Ende der dreißiger Jahre, wie gesagt – ungünstigerweise, wie man bald hinzufügen muss, obwohl Budapest doch so golden wie nie ist, denn es ertönt Marschmusik: Der blonde Hans kehrt zurück in seine geliebte Stadt, doch trägt er jetzt blanke schwarze Stiefel und einen Totenkopf am schwarzen Revers. Pfui Weltgeschichte! Eben noch saß man in einem Melodram von der freundlichsten, allerbetulichsten, geradezu nach Lavendel duftenden Art, und nun dies!

Nun dies: Mahnende Molltöne und die bekannte, nie ohne Unbehagen ertragene Nötigung zu Zerknirschung, zu Beklommenheit, um nicht zu sagen Betroffenheit, als wäre man als Zuschauer mit schuld am Unglück der Figuren. Denn es stellt sich natürlich heraus, dass László Jude ist, woran auch Hans, obwohl gewiss kein Unmensch, nichts ändern kann, und deshalb glaubt sogar im Publikum bald kein Mensch mehr, dass das gut ausgehen könnte. Es geht in der Tat nicht gut aus.

dessen Einfalt jeder Marketingmensch schamrot werden müsste.

Ach, die guten guten Absichten! Der Regisseur Rolf Schübel, 56, der sich auf seinem Weg vom Dokumentarischen zum Spielfilm („Das Heimweh des Walerjan Wróbel“) bisher stets in der schützenden Nähe authentischen Materials bewegt hatte, wagt sich hier auf das offene, weite Feld des Genrekinos hinaus, auf eine Show-Bühne, wo Glamour, Gefallsucht, Gefühlsüberschwang verlangt werden.

Man ahnt, was er wollte. Doch Schübel hat nicht die Frechheit eines Fassbinder, der in „Lili Marleen“ mit einem Meisterwerk der falschen Töne auftrumpfte, und nicht den Biedersinn eines Vilsmaier, der kurzerhand Nazi-Fahnen hisste, um zu signalisieren, dass es für seine „Comedian Harmonists“ nun brenzlig werde. Schübel macht sich Mut zum Kitsch, er geht ins Volle, sein Film hat Opulenz und die Attitüden des Luxuriösen. Doch alles in allem sieht er nicht aus, als wäre ihm wohl dabei.

URS JENNY

XIII. DAS JAHRHUNDERT DER MASSENKULTUR:

1. Traumfabrik Hollywood (39/1999); 2. Die Malerei der Moderne (40/1999);
3. Die Dichter und die Macht (41/1999); 4. *Pop in Musik und Mode* (42/1999)



B. LUZZLE / WOODFIN CAMP / AGENTUR FOCUS (l. o.), CAMERA PRESS (l. u.), AP (r. o.), B. STREIBEL / CONTRAST (r. u.)

Woodstock-Festival (1969); Elvis Presley (1956); Beatles (1968); Berliner Love-Parade (1999)

DAS JAHRHUNDERT DER MASSENKULTUR

Pop in Musik und Mode

Elvis verschmolz schwarzen Rhythm'n'Blues mit weißem Country und setzte per Hüftschwung die Jugend in Bewegung. Beat, Punk und Techno prägten seither Lebensstil und Weltsicht der Teens und Twens.

„That's All Right“

Von Thomas Hüetlin

Spiegel des 20. Jahrhunderts

Es war schwül kurz nach zwölf Uhr mittags im Juli 1953, als Elvis Presley seinen Lastwagen vor einem Backsteingebäude in Memphis, Tennessee, abstellte.

Der Schuppen in der Union Avenue 706 gehörte einem Mann namens Sam Phillips. Der träumte, wovon jeder, auch jeder Plattenproduzent, träumt: Er wollte ein paar Millionen Dollar machen, möglichst schnell. Im Gegensatz zu den meisten Plattenproduzenten wusste Phillips genau, wie: „Bringt mir einen Weißen, der wie ein Schwarzer singt“, soll Phillips gesagt haben, „und wir werden reiche Leute sein.“

Als Elvis Presley die Firma betrat, wurde Phillips von der Sekretärin Marion Keisker vertreten. Sie sah einen 18-jährigen Jungen vor sich mit langen, öligen, schwarz gefärbten Haaren und riesigen Schweißflecken auf einem khakifarbenen Hemd. Sie dachte: „Mein Gott, ein Penner, der sich etwas schnorren will.“

Der Junge verschwand für ein paar Minuten im Studio, sang zwei Lieder, ließ sie auf eine Platte pressen, zahlte vier Dollar und hatte ein Geburtstagsgeschenk für seine Mutter. Beim Rausgehen sagte er zu der Sekretärin: „Falls Sie einen Sänger brauchen – ich wäre sehr interessiert.“

„Was singst du denn so?“, fragte sie.

„Alles.“

„Und wie hörst du dich an?“

„Wie sonst niemand.“

Es dauerte ein Jahr, bis Phillips sich an den Eintrag seiner Sekretärin („Guter Balladensänger, dranbleiben“) erinnerte, Elvis ins Studio einlud und ihn ein Lied mit dem Titel „That's All Right“ aufnehmen

ließ. Als der Nachmittag in den Abend übergang, wusste er, dass er seinen Mann gefunden hatte: Elvis riss in diesen paar Stunden die unsichtbare Mauer ein, die weder Bürgerkrieg noch wohlmeinende Politiker je hatten beseitigen können: Er zertrümmerte die Grenze zwischen dem Amerika der Weißen und dem der Schwarzen, indem er den Gospel und den Beat des Rhythm'n'Blues mit der stolzen Melancholie der weißen Country-Sänger zusammenwirbelte.

Und er sang mit einer Stimme, die herausfordernd und nervös klang, dazu sexy und scharf wie eine Sense. „Mein Gott“, sagte sein Gitarrist Scotty Moore, „sie werden uns aus der Stadt werfen, wenn sie das hören!“

Für den amerikanischen Rockkritiker Greil Marcus ist dieser Song bis heute der große Aufbruch. „Elvis“, schreibt Marcus, „klingt sehr jung, sehr selbstsicher, siegesgewiss. Er verwandelt die Klage über eine verlorene Liebe in eine zufriedene Unabhängigkeitserklärung, die persönliche Stellungnahme eines Jungen, der als Mann anerkannt sein will. Es ist Blues, aber frei von aller Sorge, aller Sünde; eine einfache Freude, die keinen Preis hat.“

Elvis hätte sich keinen besseren Zeitpunkt aussuchen können. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts war der Jazz nie weit über die Grenzen amerikanischer Großstädte hinausgekommen, und die Mode war, wenngleich von Coco Chanel revolutioniert, nie mehr gewesen als eine Sache für die oberen Zehntausend.

Aber jetzt war vieles anders. Die Nachkriegswirtschaft des Westens boomte, dazu

hatte 1948 die Vinylplatte den unpraktischen Tonträger aus Schellack abgelöst. Der massenhaften Verbreitung der neuen Musik stand nun außer empörten Eltern nichts mehr im Weg. Und auch die waren machtlos gegen den Glamour, den Sexappeal und die musikalische Macht des Sängers. Sogar Leonard Bernstein war fassungslos. „Elvis“, sagte er, „ist ohne Zweifel die stärkste kulturelle Kraft des 20. Jahrhunderts.“

Jedes Verbot ließ die Teenager sich umso heftiger mit Elvis identifizieren – in wenigen Monaten stieg er zum unbestrittenen Teenidol der Nachkriegszeit auf, größer als alles, was Hollywood sonst hervorbrachte, größer als Marlon Brando, größer als James Dean. Der Erfolg von Elvis ließ die Popindustrie überhaupt erst entstehen.



CAMERA PRESS



INTERFOTO

1957 ROCK'N'ROLL
Petticoat und Pfennigabsatz



HULTON DEUTSCH / CORBIS / PICTURE PRESS

1964 BEAT
Mods und Motorroller

1968 TWIGGY
Minirock und Magersucht



Jugendidol Elvis (1956): „Sehr jung, sehr selbstsicher, siegesgewiss“

Für viele Teenager der westlichen Welt gab es ein Leben vor Elvis und eines danach. Vorher waren junge Menschen kaum etwas anderes gewesen als kleine Abbilder ihrer Eltern, die, sauber angezogen, still darauf warteten, selbst schnell erwachsen zu werden und den Auftrag der Gesellschaft zu rascher Reproduktion zu erfüllen. Nach Elvis wurden Jugendliche ein eigener Markt, eine eigene Kultur samt eigener Mode, eigener Musik und eigener Weltsicht.

Wie keiner vor ihm symbolisierte Elvis Presley mit seiner Bühnenshow die Aufforderung zur Rebellion. Für viele, die ihn gesehen hatten, sah das Leben danach vielleicht noch genauso grau aus – die Träume aber hatten eine andere Farbe.

Der Country-Sänger Bob Luman erlebte den ersten großen Rockstar Mitte der fünfziger Jahre auf einer Bühne in Kilgore, Texas, so: „Dieser Bursche kam raus mit roten Hosen, einem grünen Umhang, Hemd und Socken in Pink, und er hatte dieses höhnische Grinsen im Gesicht, und er stand bestimmt fünf Minuten hinter dem Mikrofon, bevor er auch nur irgendwas tat. Dann schlug er einen Akkord auf seiner Gitarre, und dabei gingen gleich zwei Saiten drauf. Ich hatte zehn Jahre lang gespielt und in der ganzen Zeit keine zwei Saiten zum Reißen gebracht. Da stand er nun, zwei Saiten baumelten herunter, und er hatte immer noch nichts gemacht, und diese High-School-Mädchen kreischten und

fielen in Ohnmacht und rannten nach vorn zur Bühne, und dann fing er an, seine Hüften ganz langsam zu bewegen, so als ob er nicht seine Gitarre, sondern ein Mädchen dahätte.“

Luman hat sich die Show neunmal hintereinander angeschaut.

Wahrscheinlich nennt man so etwas Charisma – auf jeden Fall wurde Elvis im Fernsehen nur noch von der Hüfte aufwärts gefilmt. 1955 unterschrieb er seinen ersten richtigen Plattenvertrag bei RCA. Sechs Monate später hatte er acht Millio-



1969 HIPPIES
Blumenkinder in Batikhemden



1978 PUNK
Schwarzes Leder, bunte Haare



1997 TECHNO
Knapp, knallig, künstlich

nen Platten verkauft. Wenn er später auf die Bühne kam, stand er in einem goldenen Cadillac, trug einen goldenen Anzug und an den Füßen goldene Slipper. Er hatte die größte Teenager-Hysterie aller Zeiten ausgelöst, 20 Hits hintereinander gehabt.

Als klar wurde, dass es so nicht weitergehen konnte, kam 1958 die Army und zog Elvis ein. Aus dem Rebellen wurde ein Staatsbürger.

Auf einmal mochten ihn alle. Die Rebellion, die verheißungsvoll angefangen hatte, war erst einmal zu Ende. Vielleicht durften ein paar Jugendliche jetzt abends ein paar Stunden länger wegbleiben, vielleicht in ihrem Zimmer das Radio ein wenig lauter stellen, vielleicht sogar am Samstagnachmittag Papas Auto ausborgen; sie mochten ein paar Bequemlichkeiten herausgehandelt haben – allein, die Musik

und doch entschlossen, mit einer völlig neuen Leichtigkeit, überwand ihre Musik Klassen- und Altersgrenzen. Als sie 1963 in Anwesenheit von Mitgliedern der königlichen Familie im Londoner Prince of Wales Theatre auftraten, rief John Lennon ins Publikum: „Die Leute auf den billigen Plätzen klatschen in die Hände – die übrigen klappern mit ihren Juwelen.“

Wie Elvis im Amerika der fünfziger Jahre hatten die Beatles die Demografie auf ihrer Seite – eine nie da gewesene Zahl junger Menschen forderte eine eigenständige Kultur. Pete Townshend, Chef der englischen Popband The Who, sagte über das Lebensgefühl seiner Generation: „Wir sind im England der Nachkriegszeit aufgewachsen, aber der Krieg war noch drin in den Leuten, überall. Jemand mit langen Haaren musste sich Fragen anhören wie

mit Pomade und Koteletten. Sie verabscheuten den aggressiven Look der Mädchen mit den spitzbusigen Corsagen, den Pfennigabsätzen und Petticoats. Die Welt von Swinging London sollte sauberer, besser gelaunt, weniger dem Klage-laut des Blues verhaftet, kurz: sie sollte moderner sein.

Weil damit aber nicht alle einverstanden waren, gab es eine Schlacht der Lebensstile: In englischen Seebädern schlugen „Rocker“, jene schmutziggewordenen Relikte der fünfziger Jahre, und „Mods“, die sauberen Modernisten der Mittsechziger, einander die Köpfe ein.

Die Mods waren vor allem Jugendliche aus der Arbeiterklasse. Sie liebten sich die Zeichen erfolgreicher Geschäftsleute: eng geschnittene Anzüge, Polohemden und Schuhe, die nach Sommer und Italien aus-



Hendrix in Woodstock (1969), Lennon und Ono beim „Bed-In“ im Amsterdamer Hilton (1969): Zeitalter der Gegenkultur

klang jetzt wieder höflich und brav, und sie war wieder weiß.

Keine Rettung schien in Sicht. Elvis war Soldat, Buddy Holly mit dem Flugzeug abgestürzt, Jerry Lee Lewis und Chuck Berry standen auf schwarzen Listen, Little Richard sang auf einmal Gospel in der Kirche, und die Radiowellen wurden wieder von Schlagersängern wie Paul Anka, Peter Kraus und Connie Francis regiert.

Amerikas Mittelstand vervollständigte seinen Traum von einer Zukunft ohne Sorgen mit einem Haus in der Vorstadt und verdrängte den Rassismus, mit dem Schwarze vor allem in den Südstaaten noch immer wie Aussätzige behandelt wurden.

1963 dann die Schüsse von Dallas, Präsident Kennedy in seinem Blut – es war vorbei mit der verlogenen Ruhe.

Zur gleichen Zeit erfanden vier Bur-schen aus Liverpool, die Beatles, den Rhythmus der sechziger Jahre. Beschwingt

„Bist du ein Mann oder eine Maus?“ oder „Für dich Stück Dreck haben wir den Krieg gewonnen“. Dabei war klar, dass wir in einem Krieg nicht einmal mehr als Kanonenfutter taugen würden.“

Der Stil, mit dem Bands wie die Beatles, die Rolling Stones oder The Who die so genannte Britische Invasion Mitte der sechziger Jahre nach Amerika führten, war eine harte und selbstbewusste Absage an den Rock’n’Roll. Auf einmal sah Elvis wie ein alter Mann aus. Gefesselt von Filmverträgen, blieb ihm nur, in Hollywood in seinem Wohnzimmer zu zürnen: „Diese Beatles – am liebsten würde ich sie zu meiner Be-gleitband machen.“

Die „Fab Four“ und der Rest der Szene, die bald darauf als „Swinging London“ außer der Musik auch das Design der ersten Hälfte der sechziger Jahre prägen sollten, hielten nichts vom barocken Macho-Image des Rock’n’Roll, von Haaren

sahen. „Ihre Kleider“, schrieb der Schriftsteller Tom Wolfe, „sollten zeigen, dass sie die Idee über Bord geworfen hatten, Klei-der seien lediglich ein Abbild beruflichen Erfolges.“

Für Mädchen entwarf die Designerin Mary Quant ein neues Schönheitsideal: die Absätze flach, die Röcke mini und die Blusen schockfarben. „Ich tue das“, sagte Quant, „für Mädchen mit einer Karriere. Bis jetzt wurden Mädchen vor allem ge-kleidet, um ihre Funktion als Tochter des Vaters oder als Frau des Mannes zu erfül-len.“ Neues Stilmodell wurde die anämi-sche Twiggy.

Ihre schnellen Karrieren ermüdeten die Erfinder von Swinging London bald. Sie waren zu rasch von ganz unten nach oben gerast. Ab Mitte der Sechziger wurde es Mode, sich mit Hilfe fernöstlicher Mysti-zismen, indischer Gurus, Hasch und LSD ein vermeintlich „tiefes“ und „echtes“ Le-

„Mein Gott, sie werden uns aus der Stadt werfen, wenn sie das hören!“

ELVIS' ERSTER GITARRIST SCOTTY MOORE ÜBER DEN NEUEN STIL DES „KING“, 1954



REX FEATURES / FOTEX

Erfolgsband Rolling Stones (1967): *Finstere Geisterbahnfahrt voll schlechter Drogen*

ben zu verschaffen. Auf einmal wollte niemand mehr jung sein, sondern alle alt und geläutert. Die Beatles ließen sich Bärte wachsen und schauten jetzt tiefsinnig drein, statt Witze zu machen.

In den großen Städten Amerikas fand diese Rückkehr zum angeblich authentischen Leben ein Echo in uramerikanischen Werten; aus Pioniergeist und LSD entstand die Hippiebewegung.

Sich auf Ikonen wie Bob Dylan berufend, zogen jetzt Kinder wohlhabender Eltern zu zehntausenden in Viertel wie Haight-Ashbury in San Francisco, fest entschlossen zu glauben, dass Blumen im Haar, lange Röcke, eine nie ausgehende Haschischpfeife, Gruppensex und Zusammenleben in der Kommune ein „unentfremdetes“ Leben ermöglichen würden.

Auf den „Sommer der Liebe“ im Jahr 1967 folgte zwei Jahre später das Rockfestival von Woodstock, wo über 300 000 Menschen, aus 243 Hektar grünem Weideland in drei wilden Tagen und Nächten die größte Müllhalde der Welt machten und es trotzdem schafften, ihre Veranstaltung der Welt als Höhepunkt eines neuen Zeitalters zu verkaufen: der Ära von „Love and Peace“.

* In Altamont prügeln als Ordner engagierte Hell's Angels auf einen Konzertbesucher ein, der kurz darauf während seiner Flucht erstochen wird.

Sie hatten Glück. Wer es so lange im Dreck aushält, muss Idealist sein, und Amerika brauchte gute Menschen – erst recht nach den tödlichen Schüssen auf den Bürgerrechtler Martin Luther King und Bobby Kennedy sowie während des Dauerbombardements auf Vietnam. Also jubelte jetzt eine große Zeitschrift wie „Life“ über das Spektakel des Andersseins. Was früher ein Skandal gewesen wäre, galt jetzt als schick. Und so applaudierte die Öffentlichkeit, als Jimi Hendrix mit seiner E-Gitarre gegen die amerikanische Nationalhymne kämpfte und sich John Lennon und Yoko Ono für den Weltfrieden eine Woche lang in ein Amsterdamer Hotelbett legten.



Stones-Show (1969)*: *Totenschein für Love and Peace*

Das Zeitalter der Kommunen und der Gegenkultur brach an. Doch was als Paradies ohne Herrscher und Zwänge entworfen war, entpuppte sich schnell als eine Hölle voller Willkür und psychischer Gewalt. Befeuert von Drogen, Doors und Karl Marx, waren die Gruppendiskussionen bald ebenso endlos wie die Abwaschberge, dazu die Gemeinschaftskassen dauernd leer. Natürlich trug an allem das System die Schuld – und kleinbürgerliche Kommunarden, die sich schwer damit taten, dass sie die Freundin im Bett mit anderen Revolutionären teilen mussten.

Die Rolling Stones waren die Ersten, die in ihren Liedern ausdrückten, wie die vermeintliche Idylle der Gegenkultur begann, sich schwarz zu färben und sich der Traum von einer besseren Gesellschaft in eine finstere Geisterbahnfahrt voll schlechter Drogen und kleinkarierter Vorschriften verwandelte. „I shouted out: Who killed the Kennedys / when after all it was you and me“, sang Mick Jagger in dem Stones-Hit „Sympathy for the Devil“, einem Song, der wie kein anderer die düstere Verwirrung der Gegenkultur Ende der sechziger Jahre ausdrückte.

1969, noch im Jahre von Woodstock, wurde dem rührseligen Love-and-Peace-Getue der Hippies der Totenschein ausgestellt. Im kalifornischen Altamont ersta-



A. THAIN / IFG / AGENTUR FOCUS

G. TROTT / KATZ / AGENTUR FOCUS

Punk-Erfinder McLaren (1989), Gefährtin Westwood: Wutanfall gegen die Hippiekultur

chen als Ordner angeheuerte Hell's Angels während eines Rolling-Stones-Konzerts vor den Augen der Band einen jungen Schwarzen. In Los Angeles drangen Anhänger des Kommuneführers Charles Manson in das Haus des Regisseurs Roman Polanski ein und erstachen dessen hochschwangere Frau Sharon Tate und vier weitere Menschen. Der Lieblingssong von Manson und seinen Anhängern: „Helter Skelter“ der Beatles.

In Berlin-Moabit überfielen Rocker die Fabriketage der inzwischen vollkommen

verwahrlosten Kommune I, zerstörten die Einrichtung und verprügelten den Kommunarden Rainer Langhans. In Los Angeles und London wurden ein Jahr später die Rockstars Janis Joplin und Jimi Hendrix tot aufgefunden, im Juli 1971 in Paris auch Doors-Sänger Jim Morrison. Es war, als ob das gesamte Love-and-Peace-Jahrzehnt an einer Überdosis starb.

Trotzdem: Anfang der siebziger Jahre kam die Hippiekultur auf Jesus-Sandalen in die Vorstädte geschlichen. In Doppelhaushälften liefen die Menschen jetzt in Indienhemden und Flickenjeans herum. Es roch nach Räucherstäbchen und Patschuli; zum Zeitvertreib gab es Haschisch, Hermann Hesses „Narziss und Goldmund“ und am Samstag-nachmittag eine Schülerdemo für ein autonomes Jugendzentrum.

Dazu wurde Rockmusik eine mühsame, akademische Angelegenheit. Schlaumeier-Bands wie „Yes“ ließen Aufnahmestudios mit Stroh auslegen,

um eine „organische Atmosphäre“ zu erzeugen.

Es waren die Punks, die Mitte der Siebziger gegen das öde Vorstadt-Hippietum putschten, das sich zum Zentrum von Kultur und Gegenkultur erklärt hatte.

Malcolm McLaren, ein Londoner Dandy, der sich in den sechziger Jahren mit der Kunst der Situationisten beschäftigt hatte, eröffnete 1971 mit seiner damaligen Lebensgefährtin Vivienne Westwood auf der Londoner King's Road seinen ersten Laden. Er nannte ihn „Let it Rock“ und

bestückte ihn mit Waren der fünfziger Jahre wie Pomadedosen, pinkfarbenen herzförmigen Badezimmervorlegern und Stiletto mit Pfennigabsätzen. Seine Strategie war, diese pubertär-vulgären Gegenstände wie in einem Wutanfall gegen die Hippiekultur zu schleudern.

Dazu verweigerte sich McLaren Regeln des Kapitalismus, indem er seine Waren nicht verkaufte. Die Türen von „Let it Rock“

blieben geschlossen – selbst, wenn Sammler wie der schwerreiche Werbeagenturbesitzer Charles Saatchi anklopfen. „Die Idee war“, sagt McLaren, „so spektakulär wie möglich Pleite zu gehen. Wir wussten, nur wenn wir auf wirklich fabelhafte Weise Bankrott gingen, hätten wir eine Chance auf Erfolg.“

Mitte der siebziger Jahre stand ein junger Bursche mit einem Pink-Floyd-T-Shirt in McLarens Laden. Über das Logo der Band hatte der Junge die zwei Worte „I hate“ geschrieben. Diese Haltung war genau McLarens Fall. Der Bursche, der sich Johnny Rotten nannte, und McLaren gründeten eine Band namens Sex Pistols. Sie erfanden Punk und damit die vielleicht wichtigste Pophaltung seit Elvis und den Beatles. Von einer Ideologie konnte keine Rede sein; Punk war der große Presslufthammer. Alles, die bürgerliche wie die Rockkultur, sollte verhöhnt und zerstört werden. „Das Einzige, worauf wir uns einigen konnten, war, dass wir alles hasen“, sagte McLaren.

Der Riss wurde zum Symbol des Punk, Zerstörung sein Motto. Um die Vergeblichkeit eines Dialogs zu illustrieren, wurden Hakenkreuze gemeinsam mit Hammer und Sichel auf T-Shirts gedruckt.



REINA / PHOTO SELECTION

Punkband Sex Pistols (1977): Zerstörung als Motto

LITERATUR

VICTOR BOCKRIS: „Keith Richards. The Biography“. Da Capo Press, New York 1998; 416 Seiten – *Sex, Drogen, Rock'n'Roll – und wie einer das bald 40 Jahre lang überleben konnte*.

NIK COHN: „Awopbopalooop Alopbamboom“. Schott Musik International, Mainz 1995; 279 Seiten – *Popgeschichte der Fünfziger und Sechziger. Cohn schreibt nicht über Rock'n'Roll, er ist Rock'n'Roll*.

ANTHONY DECURTIS/JIM MILLER (Hrsg.): „The Rolling Stone Illustrated History of Rock & Roll: The Definitive History of the Most Important Artists and Their Music“. Random House, New York 1992; 710 Seiten – *Die Enzyklopädie des Rock'n'Roll*.

GREIL MARCUS: „Lipstick Traces. Von Dada bis Punk. Eine geheime Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts“. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1996; 461 Sei-

ten – *Die Kultur des ausgehenden Jahrhunderts als Kunst der Verwirrung und Zerstörung*.

GREIL MARCUS: „Mystery Train. Rock'n'Roll und amerikanische Kultur“. Ullstein Taschenbuch Verlag, Berlin 1999; 560 Seiten – *Essay über die Ursprünge des Rock'n'Roll: Huck Finn, Harmonica Frank und Elvis*.

ULF POSCHARDT: „Anpassen“. Rogner & Bernhard, Hamburg 1998; 504 Seiten – *Wie sich (anti-)bürgerliche Geisteszustände als Mode manifestierten*.

Keine Utopie, keine Hoffnung trieb McLaren und Rotten an, sondern nur die Lust an der Attacke. Ein Song sollte klingen wie Maschinengewehrfeuer – kurz, heftig und für die etablierte Kultur tödlich.

Das aber war vielleicht das Bitterste: Die Künstlichkeit und die Kalkuliertheit dieser Wutanfälle wurden stets betont. McLaren und die Sex Pistols zielten nicht auf die Rettung der Welt, sondern auf deren zynische Bejahung. Deshalb müssen ihnen die rasche Kommerzialisierung und die rasende Verbreitung des Punk-Schicks Anlass zu Hohngelächter gegeben haben, ebenso wie linke Gesellschaftsveränderer, die dachten, es mit einer Anarcho-Partei zu tun zu haben.

Die Hippies und der Rock'n'Roll haben sich nie vom Punk erholt. Ideale wie Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden, aus denen die Woodstock-Generation Kraft und Bedeutung gezogen hatte, überlebten während der achtziger Jahre gerade noch in der letzten Kolonne der Popkultur – bei Musiker-Gewerkschaftern und Liedermachern.

Pop wurde Entertainment, ein gigantisches Las Vegas, und Stars der früheren Achtziger wie Boy George wollten statt Diskussionen über die Kaffee-Ernte in Nicaragua lieber Glamour, Geld und Ruhm.

Pop spiegelte nicht mehr die Welt draußen, sondern nur noch sich selbst. Nach dem Prinzip „Zurück in die Zukunft“ spielte sich die Szene in einen post-modernen Rausch – alte Stilarten wie Swing, Soul und Reggae neu belebend oder kombinierend, war die gekonnte Fälschung mehr wert als das Original.

Als am 1. August 1981 der Musiksender MTV auf Sendung ging, wurden die post-modernen Züge der Popszene entscheidend verstärkt. Mit Michael Jackson und Madonna stiegen zwei Künstler zu den größten Stars der Epoche auf, deren Talent vor allem darin liegt, in jedem Medium gut auszusehen – und trotzdem alle paar Monate wieder anders. „Ich bin keine besonders gute Sängerin, und auch tanzen kann ich nicht besonders“, sagt Madonna. „Aber ich weiß, auf was die Leute abfahren.“

Doch gerade Jackson, der mit seinen zahllosen kosmetischen Operationen anfangs diese Aufgaben am radikalsten anging, ist in den letzten Jahren überhaupt nicht mehr in der Lage, seine Erscheinung zu steuern. Madonna dagegen ist als große alte Dame des Pop inzwischen als post-feministisches Phänomen Forschungsgegenstand an Universitäten.

Die Karrieren dieser beiden Stars erscheinen, verglichen mit denen der meisten Popgrößen der achtziger und neunziger Jahre, sehr lang. Denn eines der Gesetze der Nach-Woodstock-Generation im Showgeschäft ist die Ersetzbarkeit der Stars. Die massive Ausbreitung der Popkultur in sämtlichen Medien und deren Aufsplitterung in verschiedene Stilberei-

che wie Trance, House oder Drum'n'Bass hat dazu geführt, dass eine Langlebigkeit und genreübergreifende Bedeutung, wie sie noch die Rolling Stones erkämpfen konnten, heute unmöglich ist.

Die Industrie weiß das. Wie sonst ist es zu erklären, dass eine halb tote Siebziger-Jahre-Band wie Aerosmith Anfang der neunziger Jahre mit einem 30-Millionen-Dollar-Vertrag von Sony revitalisiert wurde. Wer in den achtziger und neunziger Jahren ins Popgeschäft gekommen war, den erwartet dagegen der Müllhaufen.

Es ist auch dieser Terror, der einen Kurt Cobain, Sänger der Grunge-Band Nirvana und größtes Songwriter-Talent seit den Beatles, 1994 in den Selbstmord trieb: So schnell sich das Publikum an einen Popstar gewöhnt, so schnell langweilt es sich. Der Nächste, bitte.

Natürlich liegt dies vor allem daran, dass das Publikum der neunziger Jahre sich selbst als Star entdeckt hat. Anstelle der Band feiern sich die Konsumenten heute auf den Tanzflächen selbst. Dazu steuert der Discjockey aus dem Dunkel den so genannten Sound bei: computergenerierte Rhythmen, von denen die Tanzenden sagen, sie würden sie in Trance versetzen.

Mit Techno gelang es den Deutschen zum ersten Mal, eine eigenständige Popkultur zu schaffen.

An einem ganz normalen Samstag im Juli 1989 fuhr ein Kleinlaster den Berliner Ku'damm rauf und runter. Hinter dem Fahrzeug zuckten 150 halbnackte Gestalten im Takt. Das Spektakel war als Demonstration angemeldet, Motto: „Friede, Freude, Eierkuchen“.

In den folgenden Jahren vermehrten sich die Laster, der Lärm und die Leute. 1990 waren es 2000 Jugendliche, 1991 über 6000, 1995 rund 280 000 „ravende“ Tänzer, 1997 über eine Million. Mit dem Mallorca-Strand vor Ballermann 6 gilt die Love-Parade den Deutschen inzwischen als schönster Massenexzess, ein Vollbeschäftigungsprogramm für Partytouristen, die es schon für ausgeflippt halten, wenn sie in riesigen Kolonnen durch eine heiße Großstadt walzen.

Raver vereint nicht viel – nur die Energie, freitagabends aus dem angeblich falschen Leben zu verschwinden und bis montagmorgens das angeblich richtige zu suchen – in den stickigen Nebelschwaden der Dancefloors, in ihren Lichterblitzen und in ihrem Geräuschkonvoi.

Inzwischen gibt es bei Millionen beknennenden Ravern eine Rave-Industrie mit Energiedrinks, Bodypiercing, Zigaretten-sponsoren, esoterischen Zeitschriften, Tech-



Nirvana-Sänger Cobain (1993)
Größtes Talent seit den Beatles



Popdiva Madonna (1995)
Postfeministisches Phänomen

notheoretikern und Technobotschaftern. Trotzdem ist Techno eine stumme Kultur. So minimalistisch wie ihre Musik ist das „Programm“ der Raver: Es gibt eine Zukunft, okay; es ist nicht okay, wenn du Altöl auf die Straße kippst oder 'ne Schlägerei anzettelst oder 'ner Frau hinterherpfeifst – so fasst ein Türsteher der Berliner Disco „90“ die Raver-Philosophie zusammen.

Dieser Mangel an tiefen Botschaften ist dem Pop eigen. In den meisten Fällen gehorchte Pop stets dem Gesetz: „Denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Das war schon bei Elvis so, der, nach dem Geheimnis seines Erfolges gefragt, 1956 antwortete: „Ich fiel da einfach rein, ehrlich. Mein Dad musterte mich und sagte: ‚Was ist passiert, El? Das Letzte, woran ich mich erinnere, ist, dass ich in einer Konservenfabrik gearbeitet habe, und du fuhrst einen Lastwagen.‘ Es kam einfach auf uns zu.“

Pop ist, wenn er gut ist, aufregend, charmant, sexy, abenteuerlich, verwegen und oberflächlich. Er muss sich nicht benehmen können oder durch große Gedanken beeindrucken. Es stört überhaupt nicht, dass Pop oft vulgär, simpel und extrem künstlich ist – solange er elektrisiert.

Pop, schreibt der englische Schriftsteller Nik Cohn, „hatte keinen eigenen Verstand. Alles, was er tat, war Trends einzufangen, Stimmungen, Teen-Besessenheiten und sie zu Bildern einzufrieren. Er hat gigantische Karikaturen der Lust, der Gewalttätigkeit, der Romanze und der Revolte geschaffen, und sie waren die übermächtigsten, genauesten Formulierungen dieser Zeit. Und dann war da jenseits der Heroen, jenseits von allem anderen der Lärm, der endlose, der perfekte, der immer gleich bleibende Beat. Lärm war alles.“

Natürlich ist auch Techno noch Pop, aber in seinem Verzicht auf Text und Stars eben auch eine Angelegenheit, die niemand begreift, der nie hinter einem der lärmenden Lastwagen hergelaufen ist. Techno ist wie eine Predigt für die Konvertierten.

Vor Techno war Pop durch seine Dramen und Helden auch für Außenstehende stets Hollywood. Jetzt ist er für den Nichtkonvertierten noch so unterhaltsam wie ein Lichtbildervortrag, den die Verwandten aus dem Urlaub mitgebracht haben. Hat sich gut angefühlt. Toll erholt. Und dann ist da noch Gabi aus Braunschweig, die haben wir beim Eisessen in der „Luna“-Bar kennen gelernt. Schön für euch. Aber wo war noch mal die Pointe?

Thomas Hüetlin, 38, Kisch-Preisträger, ist SPIEGEL-Reporter in New York.



NÄCHSTE WOCHE ZUM ABSCHLUSS DER SPIEGEL-SERIE:

DER HISTORIKER UND PUBLIZIST JOACHIM FEST ÜBER HITLERS BIS HEUTE VERLEUGNETES VERMÄCHTNIS UND DAS BÖSE ALS REALE MACHT IM 20. JAHRHUNDERT

FORSCHER

Genkartoffel rehabilitiert

Vor über einem Jahr behauptete der schottische Forscher Arpad Pusztai im Fernsehen, gentechnisch veränderte Kartoffeln machten seine Laborratten krank. Kurz darauf wurde Pusztai ent-



lassen, weltweit sorgte seine Geschichte für Schlagzeilen. Kritische Verbraucher fühlten sich in ihren Ängsten gegenüber Genfood bestätigt, Forscher hingegen zweifelten an Pusztais Seriosität. Jetzt ist die umstrittene Ar-

beit des gebürtigen Ungarn im britischen Fachblatt „Lancet“ erschienen. Für Pusztai, dessen Ruf als Wissenschaftler arg gelitten hat, ist dies das Gegenteil einer Rehabilitation: Der „Lancet“-Herausgeber und ein weiterer Kommentator werfen ihm handwerkliche Fehler vor. Zuvor hatten bereits die von „Lancet“ beauftragten Gutachter von einer Veröffentlichung abgeraten, denn die Studie sei fehlerhaft und ließe keine Schlüsse zu. Dennoch ging das Opus in Druck – vor allem, so ein beteiligter Forscher, um beim heiklen Thema Genfood Legendenbildung zu verhindern: Die Studie nicht zu drucken „wäre uns als Versuch ausgelegt worden, Informationen zu unterdrücken“.

ARCHÄOLOGIE

Bayern versteckt Pharaonensarg

Die „Staatliche Sammlung Ägyptischer Kunst“ in München ist in einen peinlichen Kunstraub-Krimi verwickelt. Letzten Freitag bestätigte die Museumsleiterin Sylvia Schoske, dass in ihren Magazinen prunkvolle Teile eines – in Kairo gestohlenen – Pharaonensargs liegen. Die Preziosen stammen aus „KV55“ – einem rätselhaften Grab, das ursprünglich für den berühmten Ketzerrömer Echnaton (1353 bis 1336 vor Christus) vorgesehen war. Bei der Bergung im Jahr 1907 hatten die Forscher den Deckel des Totenschreins intakt vorgefunden. Vom hölzernen Unterteil, der Sargwanne, ließ sich nur die Goldverkleidung retten.

Dieses mit Hieroglyphen verzierte Goldgitter verschwand um 1915 aus dem Kairoer Museumsarchiv und galt seither als verschollen. Erst durch Fotos, dem US-Fachblatt „KMT“ zugespielt, konnte jetzt der wahre Aufenthaltsort der Pharaonensargwanne ermittelt werden. Ihr Haus haben die Edelfunde bereits „Anfang der achtziger Jahre“ von einem Pri-



Sargdeckel aus dem Echnaton-Scheingrab

vatmann angekauft, aufwendig restauriert und weggeschlossen, erklärte Schoske. Nun rumort es in der Zunft. Einige Experten fordern eine sofortige Rückführung. Die Münchner Museumschefin („Der Diebstahl ist verjährt“) will sich auf eine ersatzlose Herausgabe jedoch nicht einlassen. Auch das bayerische Kultusministerium ist in den Streit involviert. Seit 1994 laufen Geheimverhandlungen mit der ägyptischen Regierung. Ziel der Deutschen, so Schoske, sei ein „Tauschgeschäft“.

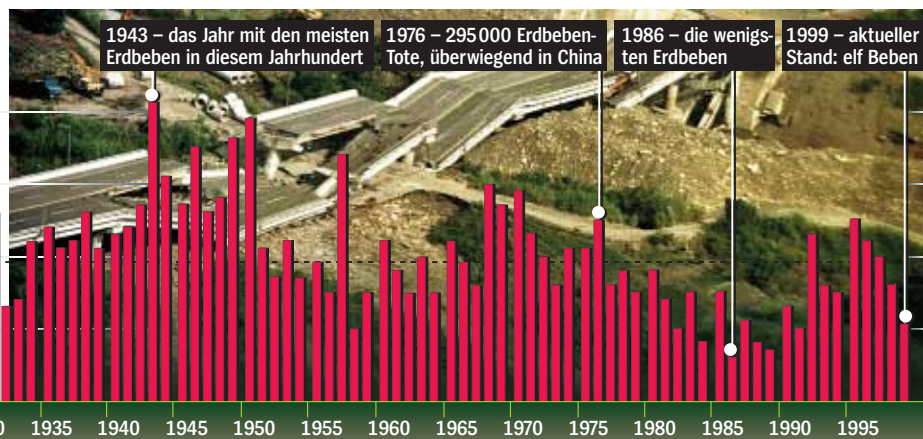
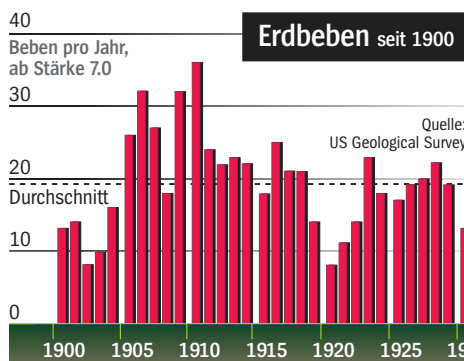
ERDBEBEN

Bald Millionen Tote?

Die verheerenden Erdstöße in der Türkei, in Griechenland und Taiwan lassen 1999 als ein Jahr erscheinen, in dem die Erde besonders heftig gebebt hat. Tatsächlich blieb sie ruhig wie selten (siehe Grafik). Die Beben durchrüttelten al-

lerdings öfter als sonst bewohnte Gebiete. Im 20. Jahrhundert sind nach Schätzungen etwa eine Million Menschen bei Erdbeben umgekommen. In Zukunft werden Erdstöße wegen zunehmender Verstädterung weitaus mehr Opfer fordern, prophezeit der Geologe Roger Bilham von

der University of Colorado. Schon heute gibt es 27 Megastädte mit mehr als acht Millionen Einwohnern, davon steht fast jede zweite auf wackeligem Boden: Bombay, Istanbul, Jakarta, Kalkutta, Karatschi, Lima, Los Angeles, Manila, Mexiko-Stadt, Neu-Delhi, Teheran und Tokio.



NUTZTIERE

Schweine nach Karlsruhe?

Bundeslandwirtschaftsminister Karl-Heinz Funke soll endlich die Sau rauslassen, fordern Tierschutzverbände. In einer neuen Studie hat die internationale Organisation „Vier Pfoten“ das schweini-sche Elend in deutschen Tierfabriken dokumentiert und zugleich belegt, dass die einheimischen Massentställe im europäischen Vergleich schlecht abschneiden: Obwohl das deutsche Tierschutzgesetz verhaltensgerechte Unterbringung vorschreibt, so das Fazit der Untersuchung, erlaube die deutsche Schweinehaltungsverordnung lebenslange Drangsal. Zucht-sauen werden in körperenge Einzelstände auf kotverschmierte Betonböden gepfercht. Die Monotonie und Enge in den Gruppenbuchten treibt Mastferkel und Mastschweine zu kan-nibalischem Verhalten, dem mit Amputation von Eckzähnen und Schwänzen ohne Betäubung vorgebeugt wird. Dass die intelligenten, geselligen Rüsselnasen es vor allem in Schweden, Finnland und Großbritannien, aber auch in Dänemark und den Niederlanden, den wichtigsten Schweinefleischexporteuren innerhalb der EU, besser haben, zeigt die jeweilige Gesetzgebung zur Schweinehaltung. Damit sei Funkes Argument widerlegt,



Ferkel in der Massentierhaltung

eine Änderung der Schweinehaltung ziehe Wettbewerbsnachteile nach sich, meint Kurt Schmidinger, Autor der Studie. Um die Missstände im Schweinekoben abzuschaffen, wollen die Tierschützer eine Verfassungsklage auf den Weg bringen, wie sie im Falle der Legehennenhaltung bereits erfolgreich war: Das Karlsruher Gericht erklärte im Juli dieses Jahres die Hennenhaltungsverordnung, die in Deutschland Legebatterien legalisierte, für nichtig.

MIKROELEKTRONIK

Unsichtbare Chips

In Zusammenarbeit mit drei Industrie-firmen entwickelt das Fraunhofer-Institut für Zuverlässigkeit und Mikro-integration (IZM) in München das Ausgangsmaterial für elektronische

Etiketten, so genannte Smart Labels, die künftig die herkömmlichen Strichcodes ersetzen sollen. Die hauchdünnen, flexiblen Chips werden dabei in Papier eingebettet. Im Gegensatz zu Strichcodes können sie umfangreiche Informationen speichern und aus einiger Entfernung an andere Geräte weitergeben. Mit Smart Labels an den Waren ließen sich zum

Beispiel Supermarkt-Kassen vollautomatisieren – kein Kassierer müsste Strichcodes mehr gegen den Scanner halten. Nach eigenen Angaben sind die Forscher mit ihrer Technik, Chips extrem dünn zu machen, derzeit „weltweit konkurrenzlos“ und dem unsichtbaren „Chip in Papier“ sehr nahe. Auf der Productronica in München (9. bis 12. November) wollen die IZM-Forscher ihr spezielles Chipmaterial vorstellen.



Chip-Folie

ASTRONOMIE

Findelkind der Sonne

Ganz weit draußen, unvorstellbar weit hinter Pluto, kreist womöglich ein weiterer, bislang unentdeckter Planet um die Sonne. Der mysteriöse Himmelskörper ist, so vermutet der britische Planetenforscher John Murray, mindestens so groß wie der Jupiter, dennoch ist der Riese bislang niemandem aufgefallen: Er ist schätzungsweise 32 000-mal weiter von der Sonne entfernt als die Erde, bewegt sich extrem langsam und fast unsichtbar, denn er reflektiert kaum Licht. Murray hat den Rätselplaneten nicht durch Beobachtung aufgespürt, sondern kraft der Logik: Die Schwerkraftwirkung eines solch kolossalen Himmelsbrockens könnte die Bahn bestimmter Kometen am plausibelsten erklären. Murray glaubt indes nicht, dass dieser Gigant ein Bruder der neun bekannten Planeten unseres Sonnensystems ist. Er hält ihn eher für ein Findelkind: Vor Äonen, so Murray, sei der Unbekannte aus der Umlaufbahn seines eigenen Sterns ausgebrochen und der Sonne quasi zugelaufen.

„Kevin ist total beklobt“

Von Wissenschaftlern argwöhnisch beobachtet, von ängstlichen Eltern oft verständnislos bestaunt, wächst die „Generation @“ mit PC und Internet auf. Bringt die allumfassende Digitalisierung neue Superhirne oder verhaltensgestörte Cyberzombies hervor?

Ein roter Klinkerbau in Gütersloh mit verspieltem Türmchen, morgens um acht: Adrette Kleinstadtschüler strömen in die Schule. Schräge Frisuren oder Piercings gehören am Evangelisch Stiftischen Gymnasium nicht zur Mode.

Der Lehrer im Erdkundeunterricht, 7. Klasse, stellt die Aufgaben: „Wie sieht die Wärme- und Wolkenverteilung im Vergleich zu den vorherigen Monaten aus? Ergänze Deine Animation der Schwarzweiß-Fernsehbilder durch die Datei Ct110699“.

Gehorsam klappen die 14-Jährigen ihre Laptops auf. Drahtlos – jeder Rechner

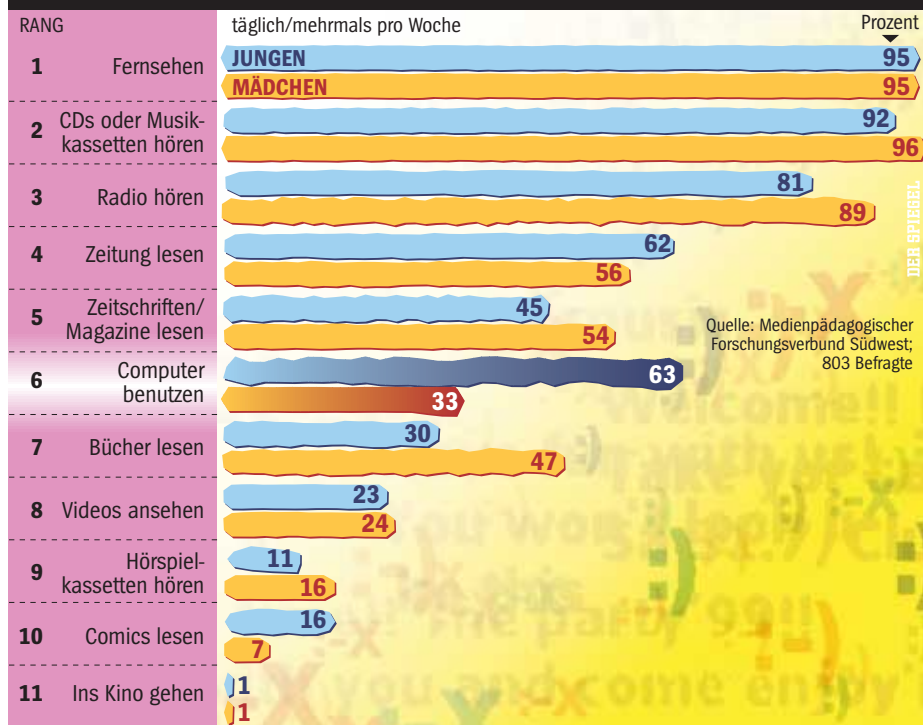
kommuniziert per Funkmodem mit der Schuldatenbank – laden sie Bilder in den Speicher, die die mächtige Parabolantenne auf dem Dach von Wettersatelliten empfangen hat. Es gilt, eine kleine Filmsequenz des weltweiten Wettergeschehens zusammenzustellen.

Schon seit über zehn Jahren wird in der Lehranstalt die multimediale Zukunft praktiziert. Ton- und Videostudio, Computerlabore, sogar ein eigenes Observatorium stehen den etwa 1100 Schülern zur Verfügung. Ein gut ausgebautes internes Netz und eine dicke Datenpipeline ins Internet

Jugendliche auf
übergroßem
Laptop-Modell

Computer schlägt Buch

Mediale Freizeitbeschäftigungen 12- bis 19-jähriger Jugendlicher



sind Standard. Insgesamt 18 Millionen Mark hat die Bertelsmann-Stiftung bisher in die Prestigeprojekte gesteckt.

Natürlich machen die Schützlinge auch zu Hause ihre Schularbeiten am PC. Referate werden zu Powerpoint-Präsentationen, der Streifzug durchs World Wide Web ist so selbstverständlich wie früher der Gang zur öffentlichen Bibliothek.

Glaubt man den Propheten der digitalen Zukunft, wächst hier eine neue Elite heran, Weltbürger im Cyberspace, denen im



FOTOMONTAGE: H. MÜLLER-ELSNER / AGENTUR FOCUS

Leben alle Türen offen stehen. Wer nicht von Kindesbeinen an mit der Technik vertraut gemacht werde, argumentieren sie, sei später zur Randexistenz verdammt.

Glaubt man hingegen den Kritikern, sitzen vor den flimmernden Bildschirmen verhaltensgestörte Datenjunkies, die im wahren Leben keinen Anschluss finden und sich in eine einsame E-Mail-Welt zurückziehen werden.

Vor allem die Eltern sind verunsichert: Hat doch die amerikanische Psychologin

Kimberly Young herausgefunden, dass viele Kinder nach Kontakt zum Internet regelrechte Suchtsymptome zeigen (siehe Kasten Seite 300). Über 40 Prozent aller amerikanischen Teenager mit Internet-Anschluss gaben bei einer Umfrage von „Time“ und CNN zu, im Netz schon gewaltverherrlichende oder pornografische Seiten betrachtet zu haben.

Auf Tagungen klagen Pädagogen über die zunehmende Zahl unkonzentrierter Zappelphilipps. Deren Aufmerksamkeits-

defizite seien die Folge exzessiven Videospielens, das sie für normalen Unterricht unempfindlich mache.

Der Gütersloher Lehrkörper hält tapfer gegen solche Ängste. „Sinn haben elektronische Hilfsmittel dann“, sagt Schulleiter Ulrich Engelen, „wenn sie pädagogisch sinnvoll eingesetzt werden.“ Die eigentliche Novität seien nicht die bewegten Filmchen anstelle der Klimakarten aus dem Diercke-Atlas: Medienkompetenz, Förderung von Team-Arbeit und „Verlebendi-

gung“ heißen Engelsen hochgesteckte reformpädagogische Ziele.

An den Schülern des Stiftischen Gymnasiums scheinen solche Erwägungen abzuwinken. Für sie hat der Computer den Nimbus des Zukunftswerkzeugs schon längst verloren. Wie Generationen vor ihnen, die von den Ausführungen des Paukers angeödet waren, klicken sie nun milde interessiert auf den Satellitenbildern herum.

Mal sind Dateien verschollen, dann rätseln Schüler über die Bedienung der Software, und quasi nebenbei erschließt sich der Inhalt. „Wenn die Schule aus ist“, sagt ein Zögling, „dann haben wir meistens keine Lust mehr, länger am Rechner zu sitzen.“ „Na ja“, springt ein anderer bei, „einige haben auch Spiele auf dem PC installiert, aber das ist verboten.“

Eltern, die ihre Sprösslinge schon im Windelalter auf den Computer im Klassenzimmer vorbereiten wollen, kaufen ihnen Spielsachen im Laptop-Look. In den Kaufhäusern stehen bunte Plastikrechner aller Klassen bereit, die billigsten für kaum 30 Mark.

Selbst für Säuglinge ab sechs Monaten gibt es schon quäkende, blinkende Modelle mit bunten Klötzchentasten und einem Joystick, der laut Prospekt die „Entwicklung der Feinmotorik“ fördert. Ältere Kinder können sich mit Rechenaufgaben, Quizfragen und Buchstabenratespielen beschäftigen.

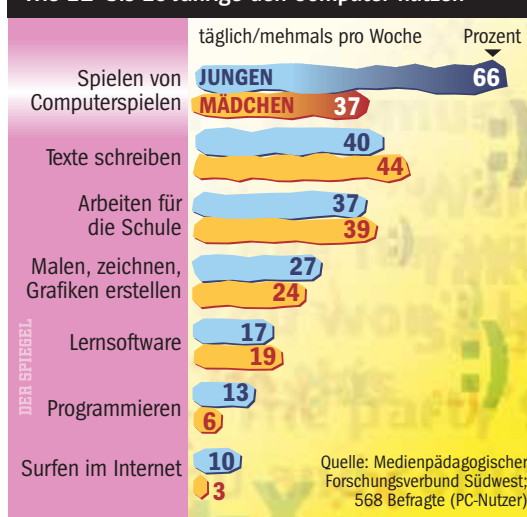
Die teureren Modelle kosten um die 500 Mark und bieten schon fast das Innenleben eines ordentlichen Computers – mit Textverarbeitung, Grafikprogramm und einem Modem, damit sich schon Kleinkinder ins Internet einwählen können.

Über 70 Prozent des blühenden Marktes hat die Spielzeugfirma VTech aus Hongkong erobert. Über zehn Millionen Kinderrechner verkauft sie jedes Jahr in alle Welt.

Auch der ausgewachsene PC wird immer kindgerechter. Etliche Firmen haben Software für die Allerjüngsten entwickelt, die ihre Maus meist noch begeistert in den Mund stecken, statt Symbole auf dem Bildschirm anzuklicken.

Gameboys und Dichterinnen

Wie 12- bis 19-Jährige den Computer nutzen



Solche Programme reagieren schon, wenn der kleine User mit seinen Patschhänden auf die Tastatur langt. Die US-Firma Knowledge Adventure hat ihre erfolgreiche Lernspielreihe „Jumpstart“ („Start-hilfe“) gerade um eine CD-Rom namens „Jumpstart Baby“ erweitert. Zielgruppe: Säuglinge ab neun Monaten.

Die Sorge, ihre Kinder könnten etwas versäumen, treibt nicht nur manche Eltern um: Auch deutsche Pädagogen grübeln, wie der Computer möglichst früh im Schulunterricht eingesetzt werden kann.

In der Duisburger Grundschule Kirchstraße begann im letzten Schuljahr ein Modellversuch mit Erstklässlern. In ihren Tischen sind berührungsempfindliche Bildschirme eingelassen, auf denen die Kinder schreiben und malen. Ihre Werke können sie jederzeit per Knopfdruck auf den Großbildschirm in der Mitte des Klassenzimmers zaubern – fast so einfach wie mit Kreide und Wandtafel.

Sie können die Zeichnungen den Mitschülern auch per E-Mail auf den Monitor schicken. Es genügt, in einer Auswahlliste das Bildchen des Adressaten anzutippen. Die Kinder lieben das. „Sie schicken sich

ohnehin furchtbar gern Botschaften“, sagt ihre Lehrerin.

Schreibanfänger setzen in Duisburg am Bildschirm Wörter zusammen, indem sie Buchstaben aus einer Tabelle pflücken, und der Computer liest ihnen vor, was sie fabriziert haben.

Als Zehnjährige das System zwischen durch ausprobieren durften, hatten sie schnell raus, was man damit machen kann: „Kevin ist verliebt in Anna“, verlas der Computer mit knödelnder Stimme und – unbeeindruckt von Rechtschreibfehlern –: „Kevin ist total beklobt.“

Eine bizarre Technikbegeisterung breitet sich aus in manchen Lehranstalten, und in ihrem Eifer, den Nachwachsenden die vermeintliche Scheu vor dem Digitalen zu nehmen, übersehen die Pädagogen, dass diese Scheu in Wahrheit

nur ihre eigene ist. Die Adressaten der Bemühung empfinden den Mikroprozessor längst als ebenso banal wie einen Bleistift.

Psychologen und Wirkungsforscher liegen in schwerem Streit darüber, auf welche Weise PC, Spielekonsolen und vor allem das Internet die Kinder verändern.

Werden aus ihnen die hyperaktiven Cyberkids, die ständig unter Strom stehen, wie der Freizeitforscher Horst Opaschowski jüngst in seiner Studie „Generation @“ beobachtet zu haben meint?

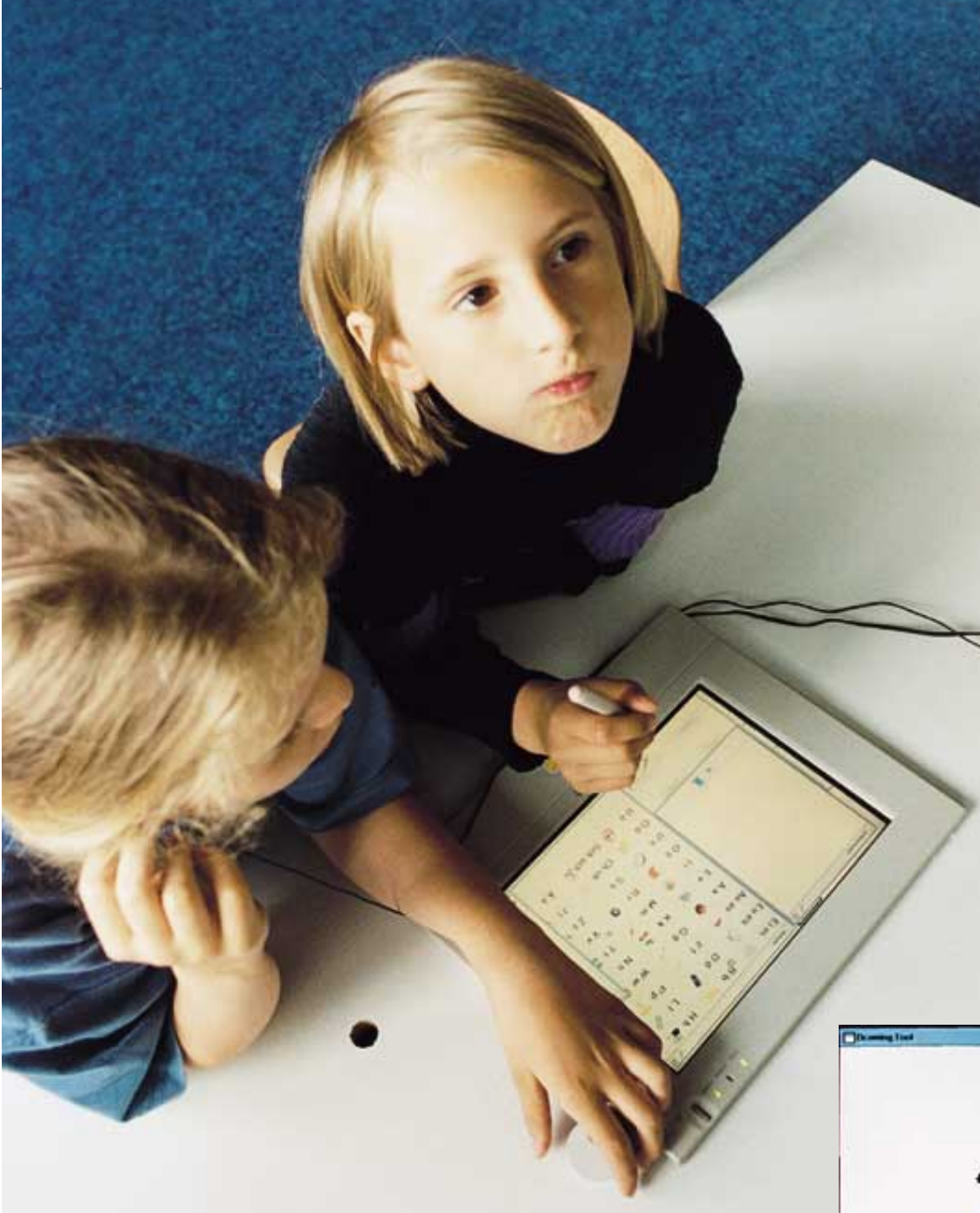
Der Kinder- und Familienpsychologe Wolfgang Bergmann sieht das genau andersherum: Er behandelt in seiner Praxis hyperaktive Kinder mit Computerspielen. „Niemand kann erklären, warum Kinder, die im persönlichen Gespräch keine zwei Minuten still sitzen können, hochkonzentriert zwei Stunden lang ‚Myst‘ spielen“, meint er. „Das heißt, dass wir immer noch nicht wissen, was die so genannten Aufmerksamkeitsstörungen, von denen so viel die Rede ist, eigentlich sind.“

Doch mit seinem Optimismus in Sachen Computer steht Bergmann ziemlich allein. Folgt man den Thesen der Medienpädagogin, so wächst eine Online-Generation heran, die sich zwar flott und sicher im Netz bewegt, die aber kaum mehr in der Lage sein wird, aus der Vielzahl ungefilterter Informationen Zusammenhänge herzustellen.

Im Internet, so konstatiert der Stuttgarter Pädagogikprofessor Martin Fromm, werde die Tendenz zur vom Fernsehen bekannten „Dekontextualisierung“ weiter verschärft: Wer sich online bewegt, nehme die Welt in Form von Info-Schnipseln wahr, für komplexe Zusammenhänge seien Computer und Internet nicht geschaffen. Das Denken der Online-Kids werde ein Instant-Denken sein, schnell und ohne jede Tiefe.

Videospiel-Stand auf Berliner Funkausstellung „Gruft, Hexenraum und Kuschehlöhle“





Beim Briefeschreiben muss es nicht bleiben. Im Internet wächst ein riesiger Vorrat an digitalem Lehrmaterial heran. Wer etwas sucht über die Technik des Klonens, die Kunst der Mosaik oder die Tricks der digitalen Bildretusche, kann sich hier frei bedienen. Mehr als tausend Angebote stehen bereits zur Verfügung, und allesamt wurden sie von Schülern produziert.

Das ist dem internationalen Wettbewerb „ThinkQuest“ zu verdanken: Schüler unterrichten ihre Altersgenossen. Wer mitmachen will, bekommt vom ThinkQuest-Online-Zentrum passende Partner, möglichst aus anderen Ländern, vermittelt.

Tausende von Teams machen sich jedes Jahr, meist unter Aufsicht eines Lehrers, ans Forscherwerk. Es geht um eine runde Million Dollar an Preisgeldern. Das Mariengymnasium im friesischen Jever war schon zweimal auf der pompösen Finalfeier in den USA vertreten.

Die Schüler haben aufwendige Online-Kompendien erstellt: über das Leben im Wattenmeer, über Frauen in der Wissenschaft oder auch die Meilensteine in der Entwicklung des Kriegshandwerks, erläutert anhand

FOTOS: N. ENKER



Grundschülerinnen am Computer, Computerzeichnung*: *Liebespost mit Knödelstimme*

Hinzu komme, so Fromm, dass Informationen im Netz typischerweise in Form von Ergebnissen präsentiert werden – und nicht als Ableitungen und mit der Geschichte ihrer Entstehung. Für den Nutzer ist kaum nachvollziehbar, wie die Information zu Stande gekommen ist, und nur selten wird klar, wer der Autor ist, welche Interessen er hat und ob die Informationen korrekt sind.

Doch vielleicht unterschätzt der Gelehrte die jugendlichen Nutzer: Der Umfrage des US-Magazins „Time“ zufolge haben nur 13 Prozent der interneterfahrenen Teenager „großes Vertrauen“ in Informationen, die sie aus dem Netz ziehen, 24 Prozent trauen Verlautbarungen aus dem Cyberspace „gar nicht“, die Mehrheit nur „ein bisschen“.

Knapp ein Drittel der 44 000 Schulen in Deutschland ist heute bereits ans Internet

angeschlossen; die meisten verdanken das dem Verein „Schulen ans Netz“, der von Forschungsministerium und Telekom unterstützt wird.

Noch vor zehn Jahren waren solche Zahlen unvorstellbar. Damals machte gerade der Auricher Gymnasiallehrer Reinhard Donath von sich reden, weil er im Englischunterricht elektronische Post einsetzte.

Seine Klasse diskutierte per E-Mail mit Schülern in New York über den Rassismus im Alltag und die Schule ihrer Träume. Inzwischen gibt es in Deutschland kaum mehr ein Gymnasium, in dem Schüler nicht hin und wieder elektronische Post mit Altersgenossen in aller Welt austauschen. Auch Hauptschulen schließen sich allmählich an.

* In Duisburg-Homburg.

der historischen Schlachten von Cannae, Austerlitz und Kursk.

In dem militärgeschichtlichen Beitrag sind sogar kleine interaktive Karten eingearbeitet, auf denen Schüler die Schlachten nachspielen können.

„Jeder lernte da von jedem“, sagt ein Lehrer. „Ich habe selten so motivierte Schüler gesehen.“

Ist das wirklich ein Verdienst der Technik? Vielleicht freuen die Schüler sich auch nur, endlich einmal das Gefühl zu haben, selbst zum Lernerfolg beitragen zu können statt von gelangweilten Lehrkörpern



Spielmaschine begann, verwandelt sich in ein Tor zu abenteuerlichen Kunstwelten.

Rival Network in München hat sogar ein eigenes Spiele-Netz eingerichtet, die Einwahl kostet fünf Pfennig pro Minute, Telefongebühren inbegriffen. Die angemeldeten Spieler, so mussten die Initiatoren überrascht erkennen, sind jedoch an der virtuellen Welt gar nicht so sehr interessiert. Zwei Drittel der Zeit verbringt die Kundschaft im Hier und Jetzt, mit dem Austausch von Nachrichten im Online-Chat.

Manche Jugendlichen verzichten ganz auf das Spielen und wählen sich nur ein, weil sie in dieser kleinen Netzgemeinde Gleichgesinnte finden.

Die Spieler im Rival Network treffen sich gern und häufig ganz altmodisch physisch. Die meisten kommen bislang noch aus München, wohnen vielleicht nur ein paar Bushaltestellen entfernt und nicht auf fernen Kontinenten. Umso leichter finden sie zusammen.

Schon bald nachdem die Firma den Betrieb aufgenommen hatte, riefen die ersten Teilnehmer zu gemeinsamen Ausflügen ins Kino auf. Zum Termin erschienen oft drei dutzend Leute; es waren auch schon mal 80. Inzwischen verabreden sich jugendliche Rival-Fans gruppenweise zum Ski fahren in die nahen Alpen, und im Frühjahr fand das erste Zeltlager an einem oberbayerischen Weiher statt.

Stefan Huber, 18, hat im Online-Forum in kurzer Zeit eine Unzahl neuer Kontakte geknüpft, sagt er, darunter „30 bis 40“, die er ernstlich Freunde nennen würde.

Pädagogen bleibt oft nur, der Entwicklung hinterherzuhinken. Mitarbeiter der Jugendbildungsstätte Wannsee Forum haben sich ein virtuelles Schloss im Internet ausgedacht. Im Berliner „Cyberland“ richteten sie vermeintlich kindgerechte Chatträume ein samt „Gruft“, „Hexenraum“ und „Kuschelhöhle“.

Wer sich in die Plauderrunde einwählt, erscheint auf den Bildschirmen der anderen als selbstgewählte Spielfigur, als so genanntes Avatar, dem der eingetippte

Vernetztes Klassenzimmer*: Verstopft die Info-Flut heranwachsende Gehirne?

mit Fragen malträtiert zu werden, deren Antworten die selber nicht mehr interessieren.

Bedarf es des Umwegs über das globale Computernetz, um die Lehrer aus ihrer Lethargie zu zwingen? In vielen Netz-Schulen hat sich gar das Autoritätsverhältnis zeitweilig umgekehrt. An rund 100 Schulen bringen computerkundige Schüler im Projekt „Teach your Teacher“ lernwilligen Paukern den Umgang mit Internet-Software und Standardpaketen wie Excel und Corel Draw bei.

Geprägt vom jahrelangen Lehrplan-Ab-sitzen, kleiden die Schüler ihre Lernziele in gestelztes Curriculardeutsch – so steht etwa „Selbständiges Benutzen der Suchmaschinen im Internet“ auf dem Programm. Das Lernen durch Ausprobieren, wie sie es kennen, kommt bei Lehrern über 40 nicht so gut an, haben die halb-wüchsigen Computerexperten festgestellt. Viele ihrer erwachsenen Schützlinge bevorzugen klare Handlungsanweisungen mit schriftlich niedergelegten Tastenkombinationen.

Das Standardargument, Kinder müssten in der Schule am Computer auf eine Existenz in der digitalen Welt vorbereitet werden, löst sich so beiläufig in heiße Luft auf, ist es doch nur die aktuelle Variante der überkommenen Vorstellung, in den Lehranstalten würden die Köpfe mit allem gefüllt, was man „später im Leben braucht“.

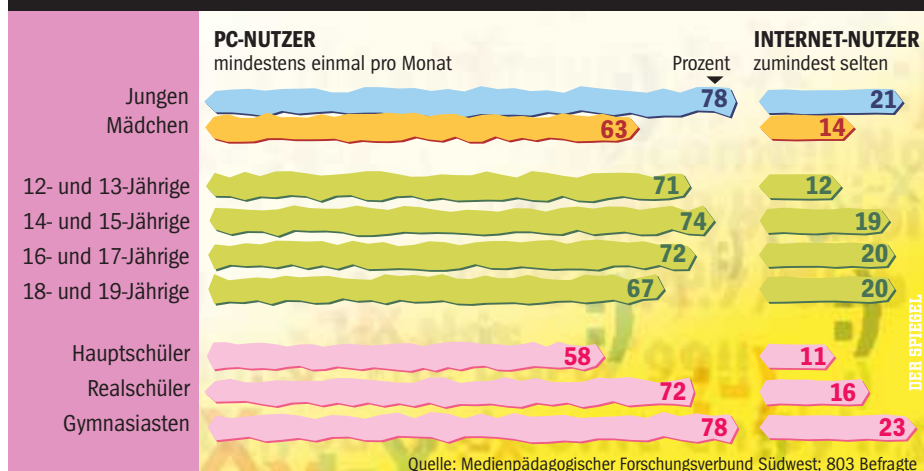
Hielt man es noch in den zwanziger Jahren für wichtig, Grundschüler mit dem ordnungsgemäßen Gebrauch des Fernsprechers vertraut zu machen, sah sich das elitäre Hamburger Johanneum-Gymnasi-

um Anfang der fünfziger Jahre an der Spitze des Fortschritts: als „erste Schule in Deutschland mit Fernsehgerät“. Den Lehrempfänger hatten Schüler in 2000 Arbeitsstunden selbst zusammengesetzt. Ob aus den Absolventen besonders begabte Ferngucker oder TV-Serienstars hervorgingen, ist nicht bekannt.

Neue Zivilisationstechniken, so scheint es, beeindrucken vor allem die etablierten Autoritäten. Über das Mobiltelefon etwa als Technikgötzen oder Statussymbol zu reflektieren, käme finnischen Kindern nie in den Sinn. Sie erhalten das Kommunikationsgerät schon als Grundausrüstung mit dem Schulranzen.

Das Internet haben die Heranwachsenden längst spielend erobert. In der virtuellen Mittelalterwelt „Ultima Online“, einem der erfolgreichsten Netzspiele, halten sich oft tausende von Teilnehmern gleichzeitig auf. Der Computer, der als simple

Surfen fürs Abitur



* Am Stiftischen Gymnasium in Gütersloh.

Text als Sprechblase aus dem Gesicht quillt.

Die Initiatoren von Cyberland wollten den Kindern so die Möglichkeit zum „Erproben von Identitäten“ geben. Ein jedes kann nach Belieben Aussehen, Charakter und Geschlecht wechseln und in vielerlei Traumgestalten erscheinen. Doch die Kinder zeigen daran wenig Interesse. „Die sind immer so ehrlich“, sagt Projektleiter Michael Lange. „Die wollen nur Leute kennen lernen – und dann auch gleich im wirklichen Leben treffen.“

Wie banal die von Erwachsenen heiß diskutierte Technik für den Nachwuchs sein kann, lässt sich an den vier Kindern des Computerjournalisten Detlef Borchers studieren. Sie leben auf einem westfälischen Bauernhof inmitten von Rechnern, Monitoren und blinkenden Schaltkästchen. Ins Internet führt eine Standleitung, die immer bereit ist.

Anzeichen für eine Flucht der Sieben- bis Elfjährigen in virtuelle Welten gibt es bislang nicht. „Die haben nicht diesen Wunderblick“, meint Borchers. „Die Geräte sind einfach da.“

Ab und zu, wenn sie in der Schule ein neues Igitt-Wort aufgeschnappt haben, probieren die Knirpse routiniert ein paar davon abgeleitete Web-Adressen aus. Weil sie längst wissen, wie Netzverwalter sich solche Adressen ausdenken, tippen sie zum Beispiel „www.arsch.de“ ein und gucken, was passiert.

Der Vater hat ihnen ein Zeitkonto von je einer Stunde am Tag für Computer und Fernsehen zusammen eingeräumt. Selbst dieses knappe Pensum nutzen sie bei schönem Wetter kaum aus. Aber wenn es draußen ungemütlich ist, verfallen sie – wie viele ihrer Altersgenossen – mit Vergnügen kniffligen Computerspielen.

Um den in allen Familien üblichen Quengeleien vorzubeugen („Nur noch eine Viertelstunde, Papa, ich muss unbedingt den Magischen Rubin finden!“), regelt im

Hause Borchers eine Software namens „Enuff“ den Betrieb. Das tief im PC nistende Programm der kanadischen Firma Akrontech kennt kein Erbarmen: Nach einer Stunde knipst „Enuff“ den Computer aus.

Macht Online die Kinder schlauer? Eröffnet das Internet dem Lernen neue Horizonte? Oder verstopft die ungeordnete Info-Flut heranwachsende Gehirne? Die Teilnehmer an der aufgeregten Debatte über die digitale Revolution haben anscheinend vergessen oder verdrängt, dass die Multimedia-Frage in Wahrheit steinalt ist.

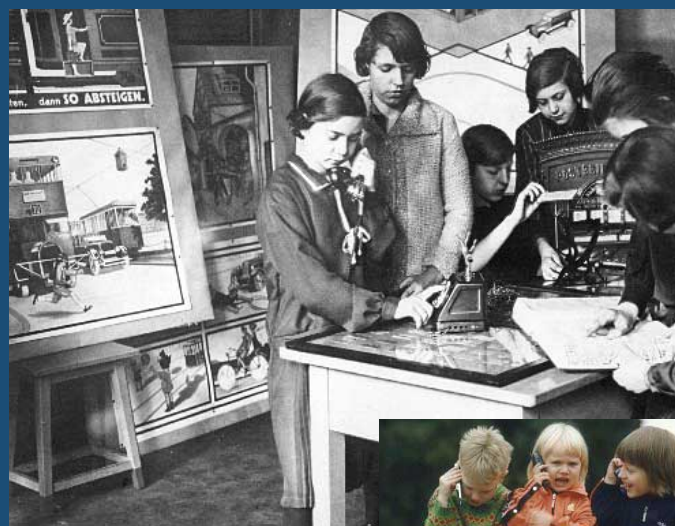
„In wenigen Jahren wird der Tonfilm das Lehrbuch weitgehend, wenn nicht vollständig abgelöst haben“, prognostizierte schon der große Erfinder Thomas Alva Edison – das war im Jahre 1922.

Ende der fünfziger Jahre machte John L. Burns von sich reden, der Präsident der amerikanischen Radio Corporation. Er pries das „elektronische Klassenzimmer“ mit Fernsehschirm neben der Tafel, Mikrofilmarchiven und Tonbandgeräten, von denen jeder Schüler individuelle Lektionen abrufen könne.

Hellsichtig wies Burns darauf hin, dass es „keinerlei technisches Hindernis gibt, warum nicht eines Tages alle Schulen des Landes in einem riesigen pädagogischen Netz zusammengeschlossen werden sollten“.

Schon 1962 war es soweit. Über „bahnbrechende Versuche in Kalifornien“ berichtete etwa die „Neue Zürcher Zeitung“. Die Schüler einer Modellklasse in Santa Monica saßen vor eigenen Mikrofilmprojektoren, die, gesteuert von einem „Philco

Technik in der Schule: Gestern pädagogische



In den zwanziger Jahren lernten Kinder im Rahmen des „Verkehrsunterrichts“ den ordnungsgemäßen Umgang mit dem Fernsprecher. In Finnland gehört das Handy heute für viele Knirpse zur Grundausrüstung.



2000“-Rechner, das Stöbern in einer 10 000 Seiten umfassenden virtuellen Bibliothek erlaubten. In etwa fünf Jahren werde man die Computer in den regulären Unterricht einführen, hieß es.

1970 eröffnete IBM in Deutschland das erste „Schulrechenzentrum“. Auf Fachmessen waren Schüler an „audio-visuell ausgerüsteten Adressatenplätzen“ zu bewundern: Eine Kombination aus Diaprojektor, Tonbandgerät und Schreibmaschinenähnlicher „Datenstation“ versprach Abkehr vom veralteten Frontalunterricht, individuelles Lerntempo und Förderung von Selbständigkeit und Teamgeist bei den Schülern.

„Bis auf Leibesübungen lässt sich mit diesem Verfahren jedes Fach lehren und lernen“, befand damals der SPIEGEL.

Die „Informationsstelle für Datentechnik“ forderte seinerzeit als Ergebnis einer Untersuchung des Bildungswesens der Universität Köln: „Grundkenntnisse über elektronische Datenverarbeitung sollten in Zukunft zum allgemein bildenden Wissensstoff gehören wie der Lehrsatz des Pythagoras, das Datum der Gründung Roms und die Kommaregeln.“

„Datenverarbeitung“ erschien auf den Lehrplänen, später Informatik genannt. Schulen, die es sich leisten konnten, schafften „Tischcomputer“ an. 1982 meldete die Firma Commodore, sie habe mit mehr als 7500 Anlagen in Deutschland den „endgültigen Durchbruch“ für den Computer im Klassenzimmer geschafft.

Da gab es die „Zentraleinheit mit 2000-Zeichen-Bildschirm und 1 Megabyte Spei-

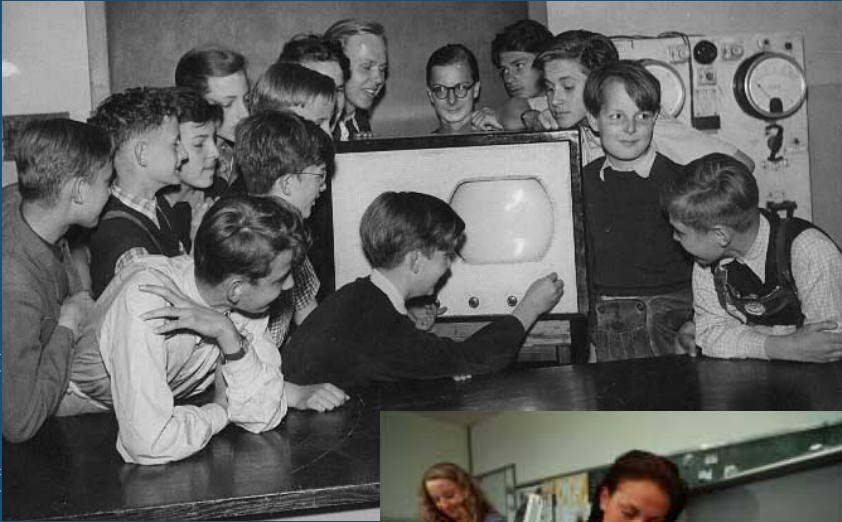


Waldorf-Schüler beim Tanz: „Schule muss den äußeren Vergewaltigungen entgegenwirken“

Utopie, heute banales Gebrauchswissen



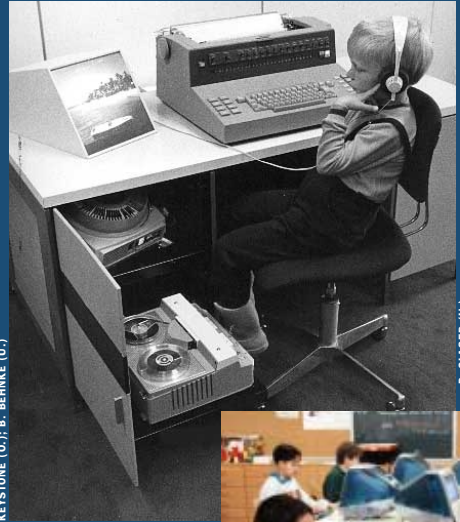
BPK (O.); ACTION PRESS (U.)



Anfang der fünfziger Jahre war das Hamburger Johanneum stolz auf seinen Selbstbau-Fernseher. Heute basteln Schüler des Emil-Krause-Gymnasiums in Hamburg tragbare Computer im Fach „Computerusage“.



KEYSTONE (O.); B. BEHNKE (U.)



P. GLASER (U.)

Multimedia mit Tonband und Diaprojektor galt 1970 als Technikwunder – ein früher Vorläufer heutiger Schulcomputer.



chereinheit“ für 8000 Mark oder den brandneuen Volkscomputer VC 20 „mit Datasette“. Die „etwa 40 Programme umfassende Commodore-Palette“ sollte Dreisatz und Dreiecksberechnung von der „trockenen Kreidemathematik“ befreien.

Das erste deutsche „Computer Camp“ („Motto: Ferien selbst programmieren“) unterrichtete in einwöchigen Ferienkursen für 550 Mark Teenager in der Kunst der Basic-Programmierung, denn: „Das braucht man doch später im Beruf.“

Für die Kleinen entwickelte der MIT-Forscher Seymour Papert eine eigene Programmiersprache. Mit „Logo“ konnten sie einer virtuellen Schildkröte Anweisungen geben nach dem Muster „Gehe 10 Schritte geradeaus, drehe dich 60 Grad nach rechts“. Das richtige Programm malte dann grün leuchtende Drei- oder Rechtecke auf den Bildschirm und erhöhte das logische Denkvermögen angeblich ungemein.

Commodore ist längst pleite, der Dreisatz wird immer noch an die Tafel geschrieben, und über drastisch verminderte Berufschancen durch verpassten Logo-Unterricht sagt die Arbeitslosenstatistik nichts. Wer heute mit Basic-Künsten aus der Schule das Ticket für die Karriere zum Software-As in der Tasche zu haben glaubt, ist ähnlich schief gewickelt wie der aufstrebende Autokonstrukteur, der seine Kenntnisse vom Ottomotor aus dem „Was ist was“-Buch hat.

Die Zukunft ist längst nicht mehr das, was sie mal war. Auch wenn heute Computer-Fachkräfte händeringend gesucht werden – Programmieren als Broterwerb

taugt nicht als Zukunftsentwurf für eine ganze Generation. Die Zehn-Jahres-Prognose des amerikanischen Bureau of Labor Statistics verspricht die Schaffung von 18,6 Millionen neuen Arbeitsplätzen bis zum Jahr 2006. Gerade einmal sechs Prozent davon sind Softwarespezialisten.

Ebenso wie die Prognosen der Technik-Euphoriker haben die düsteren Visionen der Info-Apokalyptiker eine erschreckend kurze Halbwertszeit.

„Die Schule muss den äußeren Vergewaltigungen durch die Computertechnik entgegenwirken, die den humanen Kern der Schule bedrohen“, zürnte etwa um das Orwell-Jahr 1984 der damalige Hamburger Schulsenator Joist Grolle.

Der Dortmunder Medienkritiker Claus Eulich schlug seinerzeit die gedankliche Volte von der „Vollverkabelung“ der Bundespost – gemeint waren die ersten Kabelfernsehtetze – zur „Digitalisierung des Alltagsbewusstseins“ und erkannte, „wie die Computerwelt das Kindsein zerstört“.

Die drängende Frage, ob Kinder durch Reizüberflutung in ihrer Entwicklung gehemmt werden, bleibt im Online-Zeitalter genauso unbeantwortet wie vor einem Vierteljahrhundert am Anfang der TV-Ära.

Diskutierte nicht seinerzeit mit derselben Inbrunst die Nation allen Ernstes erregt und über Jahre, ob dem deutschen Nachwuchs die Fernsehserie „Sesamstraße“ zuzumuten sei?

Kaum waren Anfang 1972 die ersten Testfolgen – noch im amerikanischen Original – gesendet worden, begann das Tau-

ziehen um eine deutsche Version der in aller Welt erfolgreichen Serie.

Als der NDR begann, pffiffig übersetzte, synchronisierte Episoden auszustrahlen, schaltete sich der Bayerische Rundfunk aus. Harald Hohenacker, Leiter der Projektgruppe Erziehungswissenschaft und musische Programme, begründete das unter anderem so: Kinder könnten die „Lehr- und Monsterwelt der Sesamstraße“ nicht durchschauen. Geradezu schädlich seien „Gewalttätige und Unzufriedene wie Krümelmonster und Oskar in der Mülltonne“.

Eine Million Mark kostete die wissenschaftliche Begleituntersuchung des Hamburger Hans-Bredow-Instituts, die Erkenntnisse zu Tage förderte wie diese: „Sesamstraße-Seher haben größere Schwierigkeiten, Gegenstände in einem dem Gegenstand fremden Umfeld zu identifizieren.“

Den darauf fußenden Umarbeitungen der Sendung fielen damals Originalcharaktere wie der Riesenvogel Bibi und Miesmacher Oskar zum Opfer. Lilo Pulver, das Zotteltier Samson und Beiträge von Helga Feddersen hoben den pädagogischen Anspruch auf öffentlich-rechtliches Niveau.

Die Kinder trugen es mit Fassung.

Auch die Debatte um Gewalt im Internet wirkt merkwürdig vertraut. Wer erinnert sich noch an die Gefechte, die um die Zeichentrickfilmserie „Schweinchen Dick“ tobten?

„Üble Zwei-Parteien-Konfrontation“, monierten die Kritiker und kredieten dem Borstenvieh zerstörerische Schadenfreude

an. Mit dickleibigen Gutachten beharkten einander Professoren. Die „Süddeutsche Zeitung“ sichtete auf dem Fernsehschirm gar eine „Sex-Ente mit Monroe-Figur“.

Das ZDF gelobte kinderschützende Nachbesserung. Versuchsweise wurde ein Kommentarschweinchen eingeblendet, das mahnend eingriff, wenn sich etwa Coyote-Karl beim Versuch, den Roadrunner zu fangen, mit der eigenen Dynamitstange in die Luft jagte. Dann appellierte das Cartoon-Gewissen: „Kinder, Kinder, wer mit Knallkörpern nicht umgehen kann, soll die Finger davon lassen!“

Es half nichts, die Sendung wurde abgesetzt (und vom „Rosaroten Panther“ abgelöst).

Wenn sich aus alledem eine Lehre ziehen lässt, dann die: Neue Medien und Inhalte widersetzen sich sowohl der Förderung wie der Reglementierung durch hochmögliche Bildungsbürokraten. Wenn sich die „Online-Generation“ vernetzt, wird sie das nicht nach den Lehrplänen von Reformpädagogen tun, und wenn Eltern ihre Kinder vor Gefahren schützen wollen, werden die den unbequemen Weg gehen und sich selbst zum kompetenten Führer durch die virtuelle Welt fortbilden müssen.

Internet-Zensurprogramme lösen dieses Problem heute genauso wenig wie der Rundfunkrat gestern.

„Immer wieder beklagen sich Eltern bei mir, ihre Kinder würden sich am PC mit Gewaltspielen vergnügen“, hat Thomas Feibel, Spezialist für Lernsoftware, festgestellt. Doch wenn er die Erziehungsberechtigten frage, welches Programm da laufe, zuckten die meisten verlegen mit den Schultern. „Dann höre ich, dafür verstünden sie nicht genug vom Computer, aber ich vermute, die interessiert das in Wirklichkeit gar nicht“, meint Feibel.

Außer ihrem gesunden Menschenverstand können sich Eltern bei der Einschätzung von Nutzen und Gefahren auf wenig verlassen. Die wissenschaftliche Forschung hat zur Wirkung von Online und Computer bisher kaum Erhellendes und ziemlich Widersprüchliches hervorgebracht – nicht selten auch Erfreuliches.



Online-Angebot für Kinder: Fettleibigkeit durch Computer-Exzesse

Anfang der achtziger Jahre machte der neuseeländische Politologe James Flynn eine verblüffende Entdeckung: In verschiedenen Industriestaaten stieg der Intelligenzquotient steil an. Um sieben IQ-Punkte pro Jahrzehnt waren die jungen Männer, die sich bei der Musterung einem Intelligenztest unterzogen, klüger geworden, am besten konnte dieser Effekt zwischen 1952 und 1982 nachgewiesen werden. Seither versuchen die Experten den wundersamen „Flynn-Effekt“ zu ergründen.

War der geistige Höhenflug, fragten sich die Experten, die Folge eines veränderten Erziehungsstils, der besseren Ernährung, des Verschwindens von Bleiwasserleitungen oder aber das Produkt der längeren und höheren durchschnittlichen Schulbildung?

Nach detaillierter Analyse kam Ulrich Neisser, Kognitions-Psychologe an der Cornell-Universität im US-Bundesstaat

New York, zu einem anderen Schluss. Den größten Zuwachs registrierte der Forscher in einem ganz speziellen Testbereich: Bei den räumlich-visuellen Aufgaben. Kinder seien in diesem Jahrhundert verstärkt Bildern ausgesetzt: in Fotos, Filmen, Fernsehen, Computerspielen und in der Werbung. In der blitzschnellen Analyse von Bildern zeige sich die heutige Generation gegenüber früheren geradezu virtuos.

Patricia Greenfield, Psychologin von der University of California in Los Angeles, stützt Neissers These: In dem Buch „The Rising Curve“ fasste sie ihre eigenen Untersuchungen und Belege für die Verbesserung bestimmter kognitiver Fähigkeiten zusammen. Ähnliches hatte Peter Frensch von der Berliner Humboldt-Universität vorgetragen: Sechs Stunden konzentriertes Herumschieben virtueller Klötzchen am Game Boy, fand er, steigern das räumliche Vorstellungsvermögen.

Doch was ist daraus zu schließen? „Computerspiele wie Tetris“, sagt Greenfield, „fördern eben andere Fähigkeiten als das Lesen von Novellen.“ Klassischen Bücherwürmern müsse es folglich vorkommen, als wenn die Jugendlichen heute dümmer seien als früher.

Pessimistische Urteile dagegen finden sich eher bei den Medizinem: TV schadet dem Leibe, meinen sie, nicht der Seele.

Ende April verordnete Amerikas oberster Gesundheitshüter, „Surgeon General“ David Satcher eine „Turn Off TV Week“. Die Fettleibigkeit, bedingt durch TV und Computer-Exzesse, habe unter den Jugendlichen „epidemische Ausmaße angenommen“. Jüngste Untersuchungen belegen, dass jede Stunde weniger Fernsehen, vor allem bei jungen Mädchen, der Gewichtszunahme entgegenwirkt.

Auch in Deutschland gibt der körperliche Zustand der Mediengeneration Anlass zur Sorge.

Das Institut für Humangenetik und Anthropologie in Jena untersuchte rund 2000 Schulkinder und fand vor allem eines: Die Heranwachsenen wiegen mehr als früher. Zwischen 1975 und 1985 blieb der Body-Mass-Index nahezu konstant, nahm aber in der letzten Dekade deutlich zu. Zufall oder Wendepunkt: 1984 startete das Privatfernsehen.

Klaus Bös, Sportwissenschaftler an der Universität Frankfurt, stellte bei Ausdauer-



„Sesamstraßen“-Figur Oskar: „Undurchschaubare Monsterwelt“

Gefangen im Netz?

Die amerikanische Psychologin Kimberly Young entdeckte die „Internet-Sucht“, doch ob das Syndrom wirklich existiert, bleibt fraglich.



Psychologin Young

Online-Therapie gegen Online-Sucht

Seit Paul, 14, den Computer seines Vaters in Stücke schlug, muss er zum Psychologen. Alles hatte damit angefangen, dass seine Eltern fanden, der Junge surfe zu oft und zu lange im Internet.

Nicht zuletzt war ihnen seine intensive Beschäftigung mit der Online-Welt zu teuer geworden: Der Anschluss ans Web und Pauls Telefonate mit seinen neuen Freunden aus dem Cyberspace, die in Wirklichkeit hunderte von Fernmeldemeilen entfernt wohnten, kosteten bis zu 500 Dollar im Monat. Am Ende nahmen sie ihm den PC weg – da drehte der Junge durch.

Paul sei süchtig, glaubt seine Therapeutin Kimberly Young, Psychologin an der University of Pittsburgh. Und nicht nur er: Fünf bis zehn Prozent aller Netznutzer, ob klein oder groß, schätzt Young, gierten nach dem Internet wie Junkies nach dem nächsten Schuss, fiebern dem Knarren und Rauschen des Modems entgegen wie der Kettenraucher dem Klicken des Feuerzeugs.

Nach Ansicht der Psychologin hält das Datennetz weltweit bis zu 1,8 Millionen Kinder und Jugendliche gefangen in seinen Chat-Räumen, Spiel- und Auktionshallen; die Hand fest um die Maus gekrümmt, die Augen starr auf den Bildschirm geheftet.

Young lässt sich feiern als „erste Cyberpsychologin der Welt“, denn sie hat die Internet-Sucht als Erste gefunden. Die zahlreichen Gegner ihrer Theorie sagen: erfunden. Auf jeden Fall hat sie eine Kontroverse entfacht, die seit der Publikation

ihres Buches „Caught in the Net“ im vorigen Jahr vor allem durch die US-amerikanische Presse und durch die Psychologie-Journale flackert.

Ernst zu nehmende wissenschaftliche Beweise für ihre Thesen gibt es nicht, doch Young ficht das nicht an, schließlich bekennt sich ihre Klientel mit Begeisterung selbst zur Sucht: „Leute aus der ganzen Welt wenden sich an mich!“, berichtet die Wissenschaftlerin, und praktischerweise hat sie auch ein Heilmittel für die geplagten Existenzen parat – eine Adresse im World Wide Web: www.netaddiction.com.

Dort hat sie das „Zentrum für Online-Sucht“ mitsamt einer „Virtuellen Klinik“ eingerichtet.

Für 75 Dollar können Hilfesuchende eine Stunde lang Dr. Young in einem privaten Chatroom am Bildschirm konsultieren und der Psychologin von ihrem verkorksten Leben in der Cyberwelt berichten: eine Online-Begegnung zur Therapie der Online-Sucht – als schleppte man einen Trinker zu einem Treffen der Anonymen Alkoholiker in die Cocktailbar.

Auch für die Angehörigen der Online-Opfer ist gesorgt, das elektronische Suchtzentrum bietet einen Leitfaden für „Cyberwitwen“ zum Download an, und die Psychologin rühmt sich, den ersten Beziehungsratgeber geschrieben zu haben, der hilft, Konflikte nach „Cyberaffären“ und virtuellem Betrug zu bewältigen. Ein „Online-Untreue“-Kompendium verspricht, zerrüttete Gatten „interaktiv“ wieder zu versöhnen.

„Young ist eine hervorragende Geschäftsfrau und vermarktet ihr Produkt sehr effektiv“, meint Malcolm Parks, Kommunikationsforscher an der University of Washington; ihre wissenschaftliche Arbeit dagegen stecke „voller Schwächen“.

Parks und andere Experten kritisieren, dass Young schon auf Grund einer einzigen Umfrage – der

schwächsten aller Forschungsmethoden – die Existenz der Online-Sucht proklamiert habe. Unter den rund 500 Antworten heftiger Internet-Nutzer hatte sie 400 „Abhängige“ ausgemacht. Gemessen an den Millionen von Netz-Usern in der ganzen Welt ist das keine besonders solide Datenbasis: Allein in Nordamerika hängen derzeit über 100 Millionen Menschen am Netz, in Deutschland sind es etwa 10 Millionen.

Wer auf Youngs Website landet und noch unsicher ist, ob er, sie, das Kind oder der Partner tatsächlich der Cyberwelt verfallen ist, kann dies gleich in sieben verschiedenen Tests überprüfen: Von einem „Quiz für obsessive Online-Aktienhändler“ über einen Fragebogen, mit dem sich feststellen lässt, „ob Sie süchtig sind nach Cybersex“, bis zu einem Eltern-Kind-Test lässt sich jede Variante der „potenziellen Epidemie“ in ein Krankheitsbild verwandeln.

„Missachtet Ihr Kind Beschränkungen für die Zeit, die es online ist?“, heißt die erste Frage im Eltern-Kind-Test. Für Parks



ein Indiz, dass schon die Kriterien falsch sind, mit denen Young die heftige Hingabe ans Internet zum pathologischen Fall für den Psychologen macht: „Es ist doch typisch für Kinder, nicht auf Zeitbeschränkungen zu hören, die ihnen von den Eltern aufgedrückt werden.“

Warum, fragen die Skeptiker, sind nach Youngs Kategorien nicht auch Bücherwürmer für süchtig erklärt – all jene Kinder, die nachts heimlich mit der Taschenlampe unter der Bettdecke lesen. Oder warum gilt „Fernsehsucht“ bisher nicht als klinisches Krankheitsbild?

Janet Morahan-Martin, Psychologin am Bryant College in Rhode Island, hat die Arbeiten von mehr als 40 Kollegen seit Beginn der neunziger Jahre verglichen und dabei festgestellt, dass exzessive Surfer einsamer sind und eher depressiv als gemäßigte Netznutzer. Und bei einer groß angelegten Untersuchung an der University of Cincinnati stellte sich heraus, dass auffällig viele der Cyberhelden unter seelischen Störungen leiden, darunter: manische Depression, Angststörungen, Drogenmissbrauch.

Doch alle diese Erhebungen beantworten die zentrale Frage nicht: Macht die Reise in den Cyberspace die Seele kaputt, oder ist die Online-Obsession vielleicht nur ein Symptom eines längst dort schwelenden tieferen Leidens?

RAFAELA VON BREDOW

tests fest, dass sich die körperliche Leistungsfähigkeit in den vergangenen 20 Jahren kontinuierlich verschlechtert hat. Pro Jahr nahm die Kondition der Kinder um ein Prozent ab.

Ein Grundschulkind, so Bös, erreiche heute nur noch 15 Minuten pro Tag eine „nennenswerte Herzkreislaufbelastung“, früher waren es drei Stunden. „Den optimalen Bereich an Anstrengungen“, konstatiert Bös, „haben wir inzwischen nach unten verlassen.“ Wo der Mausfinger das am besten trainierte Organ ist, folge körperliche Degeneration.

Auch um die Psyche der Online-Generation ist es nach Meinung der Mahner schlecht bestellt. Entsteht eine vereinsamte, depressive E-Mail-Jugend, wie Ende letzten Jahres eine Studie der Carnegie Mellon Universität in Pittsburgh nahe legte? Wächst eine Horde hörgeschädigter, sehbehinderter, gewalttätiger, psychomotorisch unterentwickelter Zombies heran, wie der konservative Augsburger Pädagoge Werner Glogauer nicht aufhört zu prophezeien?

Für die Jugendlichen, so schreiben dagegen die Wissenschaftler Sabine Feierabend und Walter Klingler in einer Studie von 1998, stellt Multimedia nur „eine weitere Möglichkeit“ dar, ihren Interessen in der bunten Medienwelt nachzugehen.

Auch die These, dass Online einsam macht, lässt sich nicht belegen.

Zwar gibt es Spiele-Freaks, die sich zu dutzenden in Turnhallen zu so genannten Lan-Partys treffen, mitgebrachte PC vernetzen und dann ein ganzes Wochenende lang Autorennen und Panzerschlachten am Bildschirm spielen, ohne den leiblich gegenüberstehenden Kombattanten eines Blickes zu würdigen. Doch im Normalfall lösen schon Kindergartenkinder, so zeigen Experimente, kleine Aufgaben in Computerspielen am liebsten in der Gruppe.

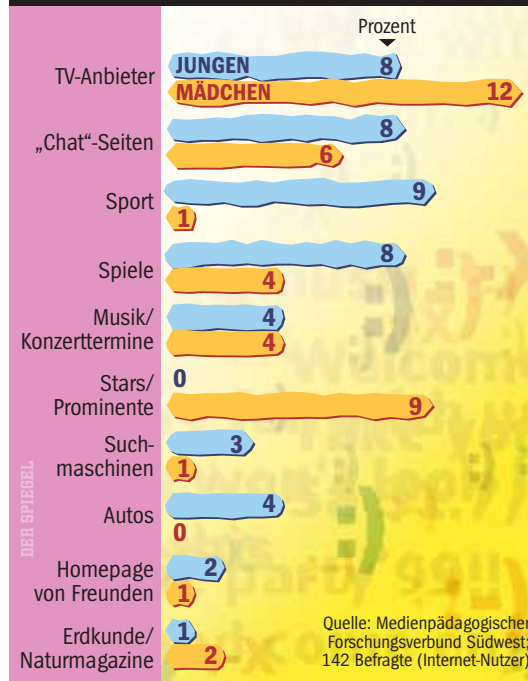
Rund 70 Prozent der Jugendlichen, so die neueste Studie „Jugend, Information, Multi-Media“, nutzen den Computer zumindest gelegentlich bei Freunden und holen sich von denen Surftipps fürs Netz.

Auch die Frage nach der Gefahr bluttriefender Ballerspiele muss vorerst unbeant-

„Lan-Party“ in einer Turnhalle
Depressive E-Mail-Jugend?

Klicks für die Glotze

Die Lieblingsseiten im Internet von 12- bis 19-jährigen Jugendlichen



wortet bleiben. Jürgen Fritz, Professor an der Fachhochschule Köln und Deutschlands prominentester Wirkungsforscher, beschäftigt sich seit 15 Jahren mit Computerspielen.

In einer gerade beendeten zweijährigen Forschungsarbeit beobachteten und befragten seine Mitarbeiter 119 Jugendliche beim PC-Spiel. Die Faszination des Spiels, erklärt Fritz, entwickle sich in einer „Frustrations-Flow-Spirale“. Die Konfrontation mit zunächst unlösbaren Aufgaben stachele den Spieler an zu immer neuen Anstrengungen – dasselbe Verhaltensmuster also, dass auch ganz normale PC-Benutzer nach der Folter durch hirnirritierende Windows-Fehlermeldungen („Allgemeine Schutzverletzung“) beim banalsten Erfolgserlebnis aufjauchzen lässt: „Er hat gedruckt!!“

„Gerade die bösen Spiele“, analysiert der Wissenschaftler, „haben da ein viel höheres Lernpotenzial als pädagogisch gut gemeinte Software.“ Nur die „wirklich spannende Frage“, gibt Fritz zu, kann er noch nicht beantworten: Lernt man daraus auch was fürs Leben? So bleibt bisweilen nur das wenig überraschende Fazit, dass, wer ausgiebig Videospiele spielt, im Bewältigen von Videospiele immer besser wird.

Dermaßen allein gelassen, bleibt besorgten Eltern wohl doch nur der unbequeme Weg, sich selbst mit den Phänomenen Online und PC zu befassen. Für die Ängstlichen gibt es ein reiches Angebot von Software, die den Zugriff auf jugendgefährdende Seiten im Internet blockiert.

Und wenn sie ihre Kinder lieb darum bitten, helfen die ihnen auch dabei, das Programm zu installieren.

HARRO ALBRECHT, MANFRED DWORSCHAK,
ANSBERT KNEIP, JÜRGEN SCRIBA





D. KONNERTH

Junge am Computer-Bildschirm: „Arbeite nicht, denke nicht, klick einfach auf etwas anderes“

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Ein faustischer Pakt“

Der US-Astrophysiker Clifford Stoll über den Unsinn von Multimedia und Online-Unterricht, die Qualitäten guter Lehrer und den Teufel in Gestalt von Bill Gates

SPIEGEL: Mr. Stoll, dass es das Internet gibt, hat die Welt unter anderen auch Ihnen zu verdanken. Inzwischen gelten Sie als einer der schärfsten Kritiker des Datennetzes. Wie wird ein Computerfreak zum Technik-Hasser?

Stoll: Das bin ich doch gar nicht! Ich liebe Computer! Mich stören doch nicht die Geräte. Nein, es ist der Kult darum, der mich schaudern lässt. Diese Idee aus der Microsoft-Zentrale in Redmond oder von Apple oder sonstwo aus dem Silicon Valley macht mir Gänsehaut, diese Botschaft, die mir aus allen Magazinen entgegenschreit: Wenn du keine E-Mail hast, wenn du nicht dauernd durchs Internet surfst, dann bist du ein Ewig-Gestriger.

SPIEGEL: Nicht nur die Leute aus den Computerfirmen, auch einige angesehene Wissenschaftler halten Sie dafür.

Stoll: Viele hassen mich sogar richtig. Sie beschimpfen mich als totalen Idioten, als Maschinenstürmer. Und das nur, weil ich Fragen stelle, über die diese Leute nicht nachdenken wollen. Die zeigen lieber weiter ihre Bilder von freudig erregten, lachenden Kindern, die glücklich vor Rei-



A. FREIBERG

Clifford Stoll

kennt das Datennetz so lange und so intim wie kaum ein anderer. Schon 1972 war er am Aufbau des „Arpanet“ beteiligt, eines Vorläufers des heutigen Internet. Bekannt wurde er, als er 1987 einen Hackerring aushob, der von Deutschland aus Daten an das KGB verkaufte. Inzwischen ist Stoll, 49, zum überzeugten Gegner des Computer-Kults geworden. So veröffentlichte er 1995 „Die Wüste Internet“. Demnächst erscheint sein Buch über Multimedia im Schulunterricht.

hen von Bildschirmen sitzen, glücklich irgendwelche Ufos abschießen und dabei angeblich noch Mathematik lernen.

SPIEGEL: Und was für Fragen stellen Sie sich, wenn Sie so etwas sehen?

Stoll: Zum Beispiel, ob diese Kinder eigentlich gern miteinander sprechen, so richtig von Angesicht zu Angesicht. Oder ob sie nur noch per E-Mail miteinander klarkommen. Ich bin davon überzeugt, dass die Verkabelung der Klassenzimmer unsere Kinder ganz und gar nicht glücklich machen wird. Es wird entsetzliche Auswirkungen auf die Ausbildung und Erziehung haben. Es ist kein Zufall, dass die Urheber des Blutbads in der Columbine High School in Littleton all ihre Freizeit im World Wide Web verbracht haben.

SPIEGEL: Dann müssten auch Leseratten zu Mördern werden – nichts isoliert mehr als ein aufregendes Buch.

Stoll: Da sind Sie einer Meinung mit Sokrates. Der wollte auch nicht, dass die Leute lesen. Er wollte, dass Leute denken und miteinander sprechen. Er hat einfach immer nur Fragen gestellt, statt die Antworten fertig auf den Tisch zu legen.



C. ENGEL / VISUM

Kinder im Wald (in einem Naturkindergarten in Flensburg): „Das Wichtigste, was wir Menschen haben, ist unsere Zeit auf Erden“

SPIEGEL: Sehen Sie das auch so?

Stoll: Ich stimme mit ihm überein, dass Fragen in der Schule wichtiger sind als Antworten. Und zwar nicht diese blöden Fragen, die ein Computer stellen kann: Was ergibt 4 plus 3? Ein guter Lehrer würde das nie fragen! Er würde nach der Bedeutung der Zahl 7 fragen. Und dann würde er erklären, dass es 4 plus 3 entspricht oder 12 minus 5 oder der Wurzel aus 49. Und dass es 7 Zwerge bei Schneewittchen und 7 Weltmeere gibt; außerdem ist 7 eine magische Zahl. Ein guter Lehrer stellt die Frage nach schlichter Addition auf den Kopf und fragt dadurch nach Arithmetik, Algebra, Sprache, Mythologie. Anders gesagt: Gute Fragen können nicht vom Computer gestellt werden. Der ist absolut wertlos für so etwas.

SPIEGEL: Multimedia soll doch genau dazu verhelfen: trockenen Lernstoff mit anderen interessanten Facetten zu verknüpfen. Die Jugendlichen lesen nicht nur den Kaufmann von Venedig, sie können sehen, wie Schauspieler von der Royal Shakespeare Company in Stratford das Stück spielen, können sich Abbildungen vom Globe Theatre angucken ...

Stoll: ... aber das ist doch nichts anderes als Fernsehen gucken! Das ist Shakespeare-TV! Das wirklich Wichtige kann das beste Multimedia-Programm nicht vermitteln: (Stoll steigt auf seinen Stuhl, declamiert) „Leben ist nur ein wandelnder Schatten, ein armer Schauspieler, der seine Stunde lang auf dem Schauplatze sich speißt, und ein Großes Wesen macht, und dann nicht

mehr bemerkt wird. Es ist ein Märchen, das ein Dummkopf erzählt, voll Schall und Bombast, aber ohne Sinn.“ (steigt vom Stuhl herab) Shakespeare ist Theater! Zeigen Sie mir den Intel-Chip, der schnell genug ist, um Macbeths Gefühle zu übermitteln! Zeigen Sie mir die CD-Rom oder DVD, die meinen Kindern beibringen könnte, so einen Auftritt hinzukriegen! Die Multimedia-Anwendung, die so aufregend ist wie ein richtiger Lehrer, der wirklich Shakespeare zeigt!

SPIEGEL: Aber Multimedia ist im Gegensatz zu passiver TV-Berieselung interaktiv. **Stoll:** Das ist eine Lüge! Die einzige Art von Interaktion ist die Bewegung deiner Hände, der Klick auf eine Schaltfläche. Echte Interaktion ist so was ... (greift einen herumliegenden Stock und pikst den Fotografen damit) heißt, jemanden aus dem Publikum anzufassen (packt ihn an der Schulter). Mit Menschen zu interagieren bedeutet, ein Gefühl von Langeweile oder Aufregung zu vermitteln, Neugierde zu provozieren, zu inspizieren. Dazu muss man seine Phantasie bemühen, sich anderen zuwenden und Leidenschaft sprühen lassen. Keine Multimedia-Anwendung wird Schüler dazu verleiten können, mehr über Shakespeare erfahren zu wollen.

SPIEGEL: Die Befürworter des Internet würden Ihnen entgegenhalten, dass es nur eine Frage der Zeit sei, bis schnellere, leistungsfähigere Datenleitungen all das über den Computer vermitteln können.

Stoll: Wie viel Bandbreite wird es brauchen, um ein dreidimensionales, hologra-

fisches, echtfarbiges Objekt wie mich in einen Raum zu projizieren, das eine Szene aus Macbeth spielt? Und selbst wenn man das könnte – würde es so gut sein wie ein echter Lehrer?

SPIEGEL: Sie vergleichen die Möglichkeiten des Internet mit einem Idealzustand, aber wer hat schon solche Lehrer? Den meisten Schülern bleibt nichts übrig, als Shakespeare zu lesen, schwarz auf weiß.

Stoll: Ja, und das ist gut so. Das reizt ihre Vorstellungskraft. Dann müssen sie erfinden, denken, phantasieren, statt sich Löffelchen für Löffelchen mit Häppchen des angeblichen Shakespeare füttern zu lassen. Im Internet sehen sie ein Bild und denken: Ja, so sieht Julia aus. Wer das Drama aber liest, stellt sie sich selber vor! Darin besteht die Kraft des geschriebenen Wortes: die Phantasie anzuregen. Multimedia verdrängt die Vorstellungskraft für immer.

SPIEGEL: Aber ist das nicht das gleiche Argument, das schon Charlie Chaplin gegen die Einführung von Ton im Film benutzte?

Stoll: Er hatte Recht damit. Töne oder Bilder addieren zwar Information, aber im selben Maße geht die eigentliche Botschaft verloren. Und Marshall McLuhan hatte Recht, als er Mitte der sechziger Jahre sagte: Das Medium ist die Botschaft. Wie eine Information wahrgenommen wird, hängt von dem Medium ab, das sie übermittelt. Und die Botschaft, die das Internet übermittelt, ist eindeutig: Klick! Arbeite nicht, denke nicht, klick einfach auf etwas anderes. Wenn du nicht magst, was du siehst, klick dich woanders hin. Durchs Web zu

surfen ist eine hervorragende Methode, das Denken zu vermeiden.

SPIEGEL: Aber die Bilder und die Musik im Internet oder in Multimedia-Anwendungen helfen auch, Gelerntes zu erinnern.

Stoll: Stellen Sie sich vor, ich wollte Ihnen Chinesisch beibringen (*springt auf, holt einen Eimer mit Kreidestücken und bemalt den Boden mit chinesischen Schriftzeichen*). Hier, das sind Zong, Gao, Nan, Yi. Oder stellen Sie sich vor, ich wollte Sie physikalische Gesetze lehren, etwa, wie sich Wellen ausbreiten (*haut mit dem Stock in den Gartenteich*). Werden Sie sich in einem Jahr besser erinnern an eine Multimedia-Lektion auf dem Computerbildschirm, die Ihnen Flüssigkeitsverhalten im Schwerkräftfeld erklärt, oder an jemanden, der sagt (*greift in den Teich, lässt Wasser aus seinen Händen zu Boden rinnen*): Hier, schau her, wie Wasser tropft?

SPIEGEL: Ihre Demonstration ließe sich ebenso gut als Argument für das Internet im Klassenzimmer verwenden: Statt eines schlechten, uninspirierten Biologielehrers könnten die Schüler dieser Welt etwa eine Live-Vorlesung des berühmten Ameisenforschers Edward Wilson auf ihre Computer gespielt bekommen.

Stoll: Nein, das wäre Fernsehen, nicht mehr und nicht weniger als Fernsehen. Es gibt einem das Gefühl, etwas gelernt zu haben, obwohl man nichts gelernt hat; etwas zu wissen, was man in Wahrheit nicht weiß. Und es nimmt echter Erfahrung die Bedeutung. Der Amazonas-Regenwald in seiner Multimedia-Version verleiht die Illusion, den Regenwald erlebt zu haben. Aber ihn wirklich zu erfahren heißt Mücken töt schlagen und Malaria bekommen. Das Internet verwandelt unsere Kinder in Leute, die glauben, dass mit dem Zugang zu Informationen automatisch das Verstehen der Dinge einhergeht.

SPIEGEL: Und schlechte Lehrer verwandeln Kinder in Leute, die ein für alle Mal die Nase voll haben von Lernen und Schule.

Stoll: Dann tauschen Sie meinetwegen Ihren schlechten Biologielehrer gegen ein Multimedia-System ein. Aber Sie könnten ihn auch anders ersetzen – nämlich durch einen guten Biologielehrer. Sollten wir unser Geld nicht lieber für bessere Lehrer als für Fernseher oder Computer ausgeben?

SPIEGEL: Immerhin bringt der spielerische Umgang mit Multimedia den Kindern Spaß. Ist Spaß nicht ein gutes Motiv zum Lernen?

Stoll: Ich bestreite, dass Lernen überhaupt Spaß machen kann. Damit belügen wir unsere Kinder. In den fünfziger Jahren, als ich zur Schule ging, gab es auch schon Mul-

timedia. Damals dachte man, dass Kinder nicht gern Bücher lesen. Also verwandelte man Weltliteratur in bunte Comic-Heftchen. Dostojewskis Schuld und Sühne, Macbeth, was auch immer. Die Hefte waren ein Reifall. Weil echtes, sinnvolles Lernen noch nie Spaß gemacht hat. Es bedarf der Arbeit, der Disziplin. Bücher müssen gelesen und die Hausaufgaben gemacht werden. Und all das – Inspiration, Hingabe, Disziplin, Arbeit, Verantwortung – sind Sachen, die man nicht von einer CD-Rom ziehen kann. Keine Multimedia-Anwendung, keine Java-fähige, blinkende, bunte ActiveX-Website kann das vermitteln. Das können nur Menschen, die von Angesicht zu Angesicht mit den Kindern interagieren, die eine Beziehung zu ihnen aufbauen.



Stoll beim SPIEGEL-Gespräch*: „Hier, schau her, wie Wasser tropft“

SPIEGEL: Vor rund hundert Jahren erklärte ein Journalist in einer Ausgabe der „New York Times“ die damals neueste technische Entwicklung in den Schulen zur „vorübergehenden Mode“ – die Wandtafel. Vielleicht täuschen Sie sich in Ihrer Einschätzung?

Stoll: Vielleicht täuschen sich auch die anderen, weil sie ein Interesse daran haben? Jeder, der etwas Neues erfindet, behauptet doch erst mal, dass man damit die Lehre revolutionieren könnte. Thomas Alva Edison glaubte, das war im Jahr 1922, dass Tonfilme innerhalb der nächsten fünf Jahre die Schulbücher überflüssig machen würden. Die Leute wollten Radio in die Schulen bringen – auch das hat nicht geklappt. Dann, natürlich, das Schulfernsehen. Dabei lernt man nichts. Man sitzt da und sagt: Ach, guck mal, das sieht ja toll aus. Genauso ist das mit dem Internet.

SPIEGEL: Aber daraus können Sie doch nicht ableiten, dass jede neue Technik per se zum Scheitern verdammt sein wird.

Stoll: Nein, ich sage ja nur, dass wir einen Preis dafür bezahlen werden. Nur ein Dummkopf denkt, dass es eine billige, ein-

fache Lernmethode geben könnte, dass die Technik ein reiches Füllhorn ist, das vor guten, wunderbaren Dingen nur so überströmt, ohne dass es etwas kostet. Denken Sie nur an das Autobahnssystem. Das sollte zum Beispiel gut für die Entwicklung der Städte sein. Also verlegte man sie direkt in die Zentren. Die Bewohner zogen weg. Die Folgen sehen Sie nicht nur in Amerika: riesige, charakterlose Vorstädte, Auswüchse an Hässlichkeit.

SPIEGEL: Und was heißt das in Bezug auf das Internet?

Stoll: Das Internet schaltet die Art wie wir denken gleich. Es lässt uns alle über dieselben Themen nachdenken. Es macht uns intellektuell homogen, fördert die Monotonie der Gedanken und Ideen. Die Häss-

lichkeit der Autobahnkultur ist eine direkte Folge der Entscheidung, alles mit Autobahnen zu überziehen. Ebenso ist die Hässlichkeit der Geisteskultur im World Wide Web eine direkte Folge der Entscheidung, das Internet in jedermanns Haus und in jede Schule der Welt zu bringen.

SPIEGEL: So kann man gegen jede Form von Fortschritt argumentieren.

Stoll: Ich sage doch nicht, dass wir zurückgehen und wieder in Höhlen leben sollten. Ich behaupte noch nicht einmal, Recht zu haben. Alles, was ich sage, ist: Jede Veränderung, ob gesell-

schaftlich oder technisch, ist ein faustischer Pakt – es gibt nichts umsonst. Faust wollte mit Mephistos Hilfe zwei Dinge erlangen: Allwissenheit und Allmacht. Was verspricht das Internet? Exakt dasselbe. Und auch der Preis ist genau der gleiche: für Faust das Wichtigste, was er im Leben besaß, nämlich seine Seele. Er verlor sie.

SPIEGEL: Und wer spielt in Ihren Augen den Part des Mephisto? Bill Gates?

Stoll: Warum nicht? Viele Leute sehen ihn als den Teufel.

SPIEGEL: Und was verlieren die Kinder, die sich auf den Pakt einlassen?

Stoll: Das Wichtigste, was wir Menschen besitzen: unsere Zeit auf dieser Erde. Sie ist begrenzt. Und wir verschwenden sie, sitzen herum, surfen durchs Netz und klick, klick, klick, sind fünf Stunden vergangen. Das geht Ihnen doch genauso, wenn sie lange online waren: Am Ende sitzt man da und fragt sich, was es einem gebracht hat. Bin ich ein besserer Mensch geworden? Bin ich weiser geworden? Hat es meine Persönlichkeit vertieft? Verstehe ich besser, was die Welt im Innersten zusammenhält? Nein. Ich bin bloß fünf Stunden älter geworden.

SPIEGEL: Mr. Stoll, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Mit Redakteuren Jürgen Scriba und Rafaela von Breidow im Garten von Stolls Haus in Oakland.

BIOTECHNIK

Jäger des verlorenen Gens

Weltweit fahnden Forscher nach dem Erbgut ausgestorbener Arten: Sie wollen Mammute, Riesenvögel und Beutelwölfe als Klone neu erschaffen. Sinn und Machbarkeit der zweiten Schöpfung sind umstritten.

Die Nomaden vom Stamm der Dolganen konnten ihr Glück kaum fassen. Ein gewaltiger Stoßzahn ragte aus dem Permafrostboden der sibirischen Halbinsel Taimyr hervor. Ein zweiter lag im eisigen Grund daneben begraben. Steife Haarbüschel lugten hervor. Der Umriss eines riesigen Tieres war zu erahnen.

Geschäftstüchtig luden die Hirten die wertvollen Zähne auf ihre Schlitten. Nur der Zufall wollte es, dass sie bald darauf dem Franzosen Bernard Buigues über den Weg liefen. Am Elfenbein bekundete der zwar kaum Interesse – am toten Körper im Eis dafür umso mehr.

Buigues ist Mammutforscher aus Passion. Zwei Jahre ist es her, dass die sibirischen Nomaden den französischen Abenteurer zum tiefgefrorenen Urzeit-Rüssler führten. Heute ist die Totenruhe des Zotteltieres ernsthaft in Gefahr. Ein ganzes Expeditionsteam gräbt seit einigen Wochen den wolligen Zweitonner aus dem Permafrostboden. Der Grund: Das Tier ist eines der besterhaltenen Mammut-Exemplare der Welt.

„Wir haben eine hundertprozentige Chance, intakte Teile des Tieres zu finden“, glaubt Buigues. Kopf und Rüssel des Kolosses seien zwar zerstört. Der Rest des Körpers samt Wollfell befinde sich jedoch in erfreulichem Zustand. „Sogar die inne-

ren Organe und der Mageninhalt könnten gut konserviert sein“, sagt der Franzose.

Damit weckt der im Alter von 47 Jahren verstorbene Dickhäuter eine phantastisch anmutende Hoffnung. Denn Buigues und seine Kollegen wollen das Mammut klonen. Im Inneren des sibirischen Eises, so glauben die Forscher, ruht der genetische Bauplan, der dem längst ausgestorbenen Rüsseltier eine neue Zukunft beschern könnte.

Ist es der schiere Schöpferwahn, oder lockt hier die Faszination des Machbaren?

Sicher ist: Nicht nur das Mammut ist in die Fänge der Biotechniker geraten. Weltweit fabulieren Wissenschaftler davon, die Tierwelt um längst ausgestorbene Arten zu bereichern. Sie schaben Gewebestücke von ausgestopften Zoologie-Raritäten ab, pulverisieren Knochenreste oder sammeln Bernstein, der einst als Harz glücklose Insekten umfloss und dann erhärtete. Die Beute: winzige Stückchen alter DNS, derjenigen Erbsubstanz, die einst das Leben der ausgestorbenen

Arten kodierte. Neu zusammengesetzt soll sie längst verblichenen Kreaturen zur Wiedergeburt verhelfen.

Vorreiterin der zweiten Schöpfung ist Diana Hill von der University of Otago. Gleich zwei Tiere aus ihrer Heimat Neuseeland hat die Biologin für die Auferstehung vorgemerkt: den vor rund 300 Jahren ausgestorbenen Riesenlaufvogel Moa und den Huia, einen Waldvogel, der Anfang des Jahrhunderts zuletzt gesichtet wurde.

Zur Gendetektivin wurde Hill, als sie vor drei Jahren nach der Ursache für den

Riesenwuchs des Moas fahndete. Im Labor zerschredderte die Forscherin einige Knochen des bis zu 3,60 Meter großen Vogels und konnte schon beim ersten Versuch die Wachstumsgene des Tieres aus dem Gewebepulver isolieren. „Wir waren sehr überrascht, wie einfach das war“, erinnert sich die Biologin. Warum sollte es nicht möglich sein, auch die anderen Moa-Gene zu bergen? Die Idee,



G. HOLTON / PHOTO RESEARCHERS

Ausgestorbener Dodo

* Für die Aufnahme wurden die Stoßzähne in den Schnee gesteckt.

das gesamte Erbgut des Vogels zu isolieren, war geboren.

An Rohmaterial für die Neuschöpfung mangelt es nicht. Von einer „enormen Anzahl von Knochen“ sowie „Eiern mit Embryos darin“ weiß die Forscherin zu berichten. Hunderte der Riesenvögel seien zudem einst im neuseeländischen Sumpfland versunken und harrten dort wohl konserviert ihrer Entdeckung. Auch vom Huia vermutet die Forscherin noch „dutzende“ ausgestopfter Exemplare weltweit.

„Es liegt in der Natur des Menschen, zu versuchen, was zunächst unmöglich erscheint“, glaubt Hill. „Die Techniken, um diese Tiere zu klonen, sind heute verfügbar oder werden derzeit entwickelt.“

Schon seit einigen Jahren sind Wissenschaftler in der Lage, einzelne DNS-Bruchstücke aus totem Material zu gewinnen. Forscher der University of California in Berkeley bargen schon 1984 Erbmaterial aus einer 140 Jahre alten Haut des Quagga, eines ehemals im südlichen Afrika heimischen Veters des Zebras. Der amerikanische Mikrobiologe Raúl Cano will gar 25 Millionen Jahre altes Erbgut aus in Bernstein eingeschlossenen Bienen isoliert haben. Und auch Gletschergänger „Ötzi“ war ein Fall für die Sequenzjäger: Anhand von Gewebeproben aus der Hüfte des Steinzeitwanderers konnte dessen mitteleuropäische Herkunft nachgewiesen werden.

Stark umstritten ist in der Genforscherzunft indes, ob es jemals möglich sein wird, aus DNS-Bruchstücken das vollständige Erbgut eines längst verblichenen Lebewesens zusammenzusetzen. Nach heutigem Kenntnisstand sind mehrere Methoden der Neuschöpfung vorstellbar (siehe Grafik Seite 308). Ob das Ergebnis dem ausgestorbenen Tier ähnelt oder einer Chimäre, die nur einige seiner Eigenschaften trägt, hängt vom Zustand der isolierten DNS ab. Skeptiker halten es allerdings für unwahrscheinlich, jemals genug intaktes Erbmaterial zu finden. Ein ausgestorbenes Tier klonen zu wollen sei „absoluter Unsinn“, sagt etwa Alan Cooper von der englischen Oxford-Universität.

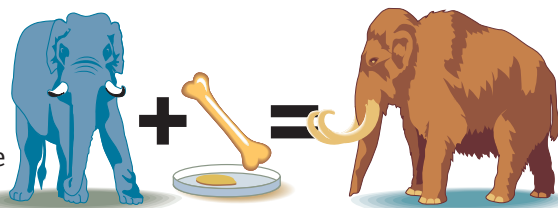
Cooper weiß, wovon er spricht. Denn er selbst versucht, im Erbgut eines ausgestorbenen Tieres zu lesen. Mit kriminalistischem Ehrgeiz untersucht der Zoologe die Überreste des Dodos, eines einst auf Mauritius heimischen, flugunfähigen Vogels.

Mühsam isolierte Erbgut-Schnipsel verriet dem Forscher immerhin, dass der Dodo mit Taubenarten aus Neuguinea verwandt ist. Den ganzen Vogel eines Tages wiederzubeleben, hält Cooper allerdings für ausgeschlossen: „Die Gene ausgestorbener Tiere kodieren nichts, was wir kennen. Sie haben Funktionen, über die wir kaum etwas wissen.“

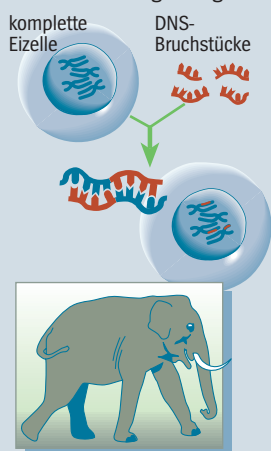
Auch George Poinar, Insektenforscher an der Oregon State University und graue Eminenz der Paläogenetik, glaubt nicht an

Leben aus der Retorte

Drei Möglichkeiten, ausgestorbene Tiere wieder neu zu erschaffen

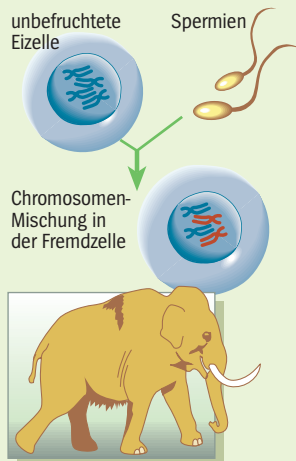


Aus alten Knochen oder konserviertem Gewebe werden DNS-Stücke isoliert. Ähnlich wie in Steven Spielbergs „Jurassic Park“ werden sie in die Eizelle einer nah verwandten lebenden Art eingeschleust und dort ins Erbgut eingebaut.



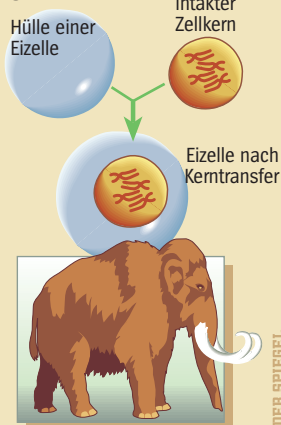
Falls überhaupt lebensfähig, hätte das entstehende Mischwesen wahrscheinlich nur wenig Ähnlichkeit mit der ausgestorbenen Art.

Vollständig erhaltene Spermien aus den Hoden der ausgestorbenen Art werden mit der Eizelle einer lebenden, nah verwandten Art verschmolzen.



Sind die entstehenden Mischwesen fortpflanzungsfähig, könnten durch geschickte Kreuzung Tiere gezüchtet werden, die dem Original immer ähnlicher sind.

Der intakte Zellkern aus einer Zelle des ausgestorbenen Tieres wird in eine entkernte Eizelle eingesetzt, die dann einer Leihmutter eingepflanzt wird. Wie einst das Schaf „Dolly“ könnte das ausgestorbene Tier dann als fast perfekte Kopie geklont werden.



Das Problem: Die bislang in den Überresten ausgestorbener Arten gefundenen Zellen und Erbgutstränge sind sehr schlecht erhalten.

ten. Um unauffindbare DNS-Sequenzen des Tieres zu ergänzen, will der Wissenschaftler das Erbgut des verwandten Tasmanischen Teufels als „Vorlage“ heranziehen.

Schon träumt der Zoologe davon, den einst in ganz Australien heimischen Räuber „als Haustier“ zu halten oder auf dem australischen Festland anzusiedeln. „Dieses Projekt ist in seiner Bedeutung mit der ersten Mondlandung vergleichbar“, verkündet Archer. „Es ist keine Frage, ob, sondern wann wir den Tasmanischen Tiger klonen.“

Werden bald neben Pythons und Schimpansen also auch Säbelzahn tiger und Riesenfaultiere die Zoos der Erde bevölkern? Nicht nur die Machbarkeit ist umstritten. Kritiker werfen auch die Frage auf, warum denn die Welt wieder einen Beutewolf oder ein Mammut brauche. „Wir sollten unsere Energien lieber auf den Erhalt der akut vom Aussterben bedrohten Arten konzentrieren“, sagt der britische Paläontologe Adrian Lister. Dodo-Forscher Cooper hält den Elan der Genenthusiasten sogar für gefährlich: „Wer den Menschen erzählt, dass ausgestorbene Tiere geklont werden könnten, vermindert ihren Einsatz für heute noch lebende Arten.“

Die neuzeitlichen Mammutjäger um den Franzosen Buigues haben im eisigen Sibirien für derlei Zweifel keinen Sinn. In dauerhaftem Schneegestöber hat das Team in den letzten Wochen einen Graben rund um das eingefrorene Rüsseltier gehackt. Im Laufe der nächsten Woche, so hoffen die Forscher, wird das Mammut, eingeschlossen in einen 26 Tonnen schweren Eisblock, per Hubschrauber ins 380 Kilometer entfernte Chatanga schweben. Dort will das Team den wolligen Dickhäuter dann bei minus 15 Grad in einer Höhle einlagern. Über Jahre soll diese als Mammut-Labor dienen, in dem interessierte Forscher aus aller Welt „mit dem Föhn“ (Buigues) Gewebe des Urzeit-Elefanten auftauen können.

Gelingt es den Wissenschaftlern tatsächlich, aus dem vor rund 20 000 Jahren verstorbenen Bullen gut erhaltene DNS oder sogar vollständige Spermien zu isolieren, soll das Mammut-Erbgut in die Eizelle eines Asiatischen Elefanten eingeschleust werden. Eine Dickhäuter-Leihmutter, so der Schöpfungsplan, könnte dann dem Urzeit-Rüssler auf die Welt helfen.

„Wirklich toll ist, dass bei diesem Versuch kein Mischwesen, sondern möglicherweise sogar ein echtes Mammut entstehen könnte“, sagt Larry Agenbroad, Expeditionsteilnehmer und Mammut-Experte an der Northern Arizona University in Flagstaff. „Ich glaube nicht, dass die Elefantenkuh den Unterschied bemerken würde“, so der Forscher. „Allerdings wundert sie sich vielleicht, warum ihr Junges so haarig ist.“ PHILIP BETHGE

den Zukunftszoos der Klone. Poinar hat fast sein ganzes Forscherleben versucht, Millionen Jahre alte DNS aus Bernstein einschlüssen zu isolieren. Zwar erlauben ihm die in Bernstein gegossenen Insekten und Pflanzen tiefe Einblicke in untergegangene Lebenswelten. Die DNS der Kreaturen jedoch sei „in den meisten Proben extrem beschädigt“.

Schier unmöglich erscheint es dem Zoologen, die Erbgut-Schnipsel wieder in die richtige Abfolge zu sortieren. Selbst aus gut erhaltenem Material könnten nur DNS-Fragmente mit einer Länge von wenigen hundert Basenpaaren isoliert werden, sagt Poinar. Das gesamte Erbgut eines Säugtieres jedoch enthalte Milliarden dieser biochemischen Bausteine.

Die Propheten der Wiederauferstehung argumentieren mit der schieren Macht der Zahlen. Weil ein einziger Knochen eines ausgestorbenen Tieres Millionen potenziell funktionsfähige Kopien der Erbmasse enthalten könne, sei es wahrscheinlich, irgendwann brauchbares Material zu finden. Zwar glauben inzwischen auch die Optimisten unter den Jägern des verlorenen Gens nicht mehr daran, das Erbgut eines Tyrannosaurus rex isolieren zu können. Bei in jüngerer Zeit ausgestorbenen Arten, so die Argumentation, könne jedoch der eine oder andere fragile Erbgutstrang der chemischen Zersetzung durch Wasser und Sauerstoff widerstanden haben.

Für Furore sorgt gegenwärtig der Inhalt eines Glaszylinders im Keller des Australian Museum in Sydney. In ihm dümpelt ein junger Tasmanischer Tiger in Alkohol, der schon vor über 130 Jahren sein Leben lassen musste. Schrumpelig ist seine Haut und fahl. Die Vorderbeine linkisch angehockt, kaut das Beuteltier im Glas. Doch sein Gewebe ist noch gut erhalten und speist die Hoffnung auf eine neue Zukunft für den längst ausgestorbenen Räuber.

„Wir wollen den Beutewolf zurück in die Welt holen“, sagt Mike Archer, der Leiter des Museums. „Wir haben eine moralische Verpflichtung“, mahnt der Biologe. „Schließlich waren es Menschen, die das Tier ausgerottet haben.“

Genjägern aus aller Welt will Archer Stückchen seines Zebrahundes anbieten.



Klon-Visionär Archer, Beutewolf-Junges in Alkohol
Säbelzahn tiger und Riesenfaultiere im Zoo?

NOBELPREISE

„Ich fabuliere gern“

Medizin-Preisträger Günter Blobel über seine Forschungsarbeit, die Stadt New York und die Bombardierung von Dresden

SPIEGEL: Herr Professor Blobel, herzlichen Glückwunsch zur Verleihung des Nobelpreises. Planen Sie jetzt, wie viele Ihrer Kollegen, eine Biotech-Firma zu gründen, um aus Ihrem Know-how und Ihrem Ruhm Kapital schlagen zu können?

Blobel: Nein, da müsste ich mich ja für organisatorische Dinge interessieren, und das ist nicht meine Sache. Die Beschaffung eines Gebäudes, Verwaltung, Menschenführung: Das nimmt viel Zeit weg, und die fehlt mir dann zum Nachdenken. Trotzdem kann eine Biotech-Firma eine sinnvolle Sache sein. Sie schafft ja Arbeitsplätze.

SPIEGEL: Geld interessiert Sie nicht?

Blobel: Hat es noch nie. Meine Frau und ich leben in einer Vier-Zimmer-Wohnung in der Upper East Side, und das genügt uns. Wir sind nicht reich. Wir haben nicht einmal ein Wochenendhaus. Mein Garten ist der Central Park, da muss ich mich nicht um das Unkraut und die Blumen kümmern. Wenn ich dort um 6 Uhr früh ein paar Stunden herumspaziere, ist mein Bedürfnis nach Natur saturiert. Danach gehe ich ganz gemütlich ins Labor. Ich habe einfach keine Lust, mich erst zwei Stunden in ein Auto setzen zu müssen und mich dann darüber zu ärgern, dass bei meinem Wochenendhaus das Dach kaputt ist.

SPIEGEL: Auszeichnungen sind nichts Neues für Sie. 13 Stück haben Sie schon ge-

wonnen. Macht Sie der Nobelpreis glücklicher als all die anderen? Wie lange, schätzen Sie als Molekularbiologe, werden sich die Endorphine in Ihrem Gehirn halten?

Blobel: Beim Nobelpreis sicher ein paar Monate.

SPIEGEL: Die schwedische Akademie hat den Preis damit begründet, dass man auf Grund Ihrer Entdeckungen Krankheiten wie Nierensteine bei Kindern oder die Zystische Fibrose besser heilen können. Haben Sie als Wissenschaftler auf solch einen praktischen Nutzen hingearbeitet, oder verstehen Sie sich eher als Grundlagenforscher?

Blobel: Ich komme aus der Praxis. Von 1960 bis 1962 habe ich in deutschen Krankenhäusern gearbeitet. Dabei ist mir aufgefallen, dass die Ärzte vor allem Symptome behandeln. Die Ursachen der Krankheiten kannte man nicht. Ich habe Leute an Herzinfällen oder Krebs sterben und unter Geisteskrankheiten leiden sehen. Daran etwas zu ändern, dabei wollte ich mithelfen.

SPIEGEL: Deshalb studierten Sie Biochemie, spezialisierten sich auf die Vorgänge in den Zellen. Als sich die Leute fragten, wie die Proteine den richtigen Ort innerhalb der Zelle finden, haben Sie bewiesen, dass sie mit einer Art Postleitzahl ausgestattet sind, einem Aminosäurencode, der ihnen den Weg durch die Zelle weist. Wie kamen Sie darauf?

Blobel: Lange waren meine Theorien umstritten. Ich galt als stürmisch und parteiisch, dabei war ich eigentlich nur passioniert. Oft habe ich Hypothesen nur intuitiv aufgestellt, ohne sichere Daten und Zahlen dafür zu haben. Goethe hätte gesagt: „zum Fabulieren“. Diese Leidenschaft hatte der Dichter von seiner Mutter geerbt. Ich glaube, die Lust am Fabulieren kommt bei mir aus derselben Ecke.



Zellforscher Blobel

„Geld hat mich noch nie interessiert“

Und das haben mir die Leute übel genommen.

SPIEGEL: Inzwischen haben Sie harte Daten nachgeliefert. US-Medien erwarten von Ihren Arbeiten, dass man mit ihrer Hilfe bald auch Alzheimer oder Aids besser wird behandeln können. Übertreiben die?

Blobel: Ich bin ja nicht allein. Viele meiner Kollegen arbeiten an der Zelle. Fast jeden Tag werden unglaubliche Fortschritte gemacht. Ich möchte nicht den Hellseher spielen, aber in den nächsten 10 bis 20 Jahren stehen große Entdeckungen bevor. Das potenziert sich alles.

SPIEGEL: Hatten Sie nie Heimweh nach deutschen Universitäten?

Blobel: Damals, als ich nach Amerika ging, hätte ich meine Arbeit auch in Indonesien gemacht, wenn ich dort die Möglichkeit dafür vorgefunden hätte. Anfang der sechziger Jahre gab es in Deutschland weder genügend Leute noch Institute. Aber inzwischen wird dort hervorragend gearbeitet.

SPIEGEL: Hat man Ihnen in Deutschland einen Job angeboten?

Mark, die Sie für den Nobelpreis bekommen, für den Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche und der Synagoge spenden?

Blobel: Ich war 8 Jahre alt, als wir im Februar 1945 von unserem Heimatort Waltersdorf in der Nähe der Oder flohen und nach Dresden kamen. Ich hatte so etwas noch nie gesehen: eine Stadt im Tal mit der irrsinnigen Kuppel der Frauenkirche. Und dann diese Türme, die Oper, die

ich beschlossen: Wenn das einmal wieder aufgebaut wird, helfe ich.

SPIEGEL: Wie?

Blobel: Als vor zehn Jahren die Mauer fiel, habe ich den Verein „Friends of Dresden“ in Amerika gegründet; war eine ganz schöne Arbeit an Behördenkram. Außerdem musste ich 5000 Dollar an Gebühren zahlen. Aber jetzt sind Leute wie Rockefeller und Kissinger dabei. Wir freuen uns, dass wir mithelfen können, die alte Barockstadt Stück für Stück wieder aufzubauen. Das Gute an diesen Plattenbauten ist doch, dass sie nach 10 bis 15 Jahren von allein zusammenfallen.

SPIEGEL: Im amerikanischen Bewusstsein galten die Bomben auf Dresden lange Zeit als harte, aber gerechte Strafe für die Verbrechen der Nazis. Begreifen Ihre Kollegen Ihr Engagement für Dresden?

Blobel: Natürlich muss man viel diskutieren, aber die Sinnlosigkeit und die Brutalität des Feuersturms wird auch hier längst wahrgenommen. Ziel der Angriffe war ja vor allem die barocke Innenstadt und die Menschen, die dorthin geflohen waren. Die Industriegebiete blieben weitgehend intakt. Aber mir geht es nicht darum, irgendwelche Schuldgefühle zu wecken. Wir müssen nach vorn schauen.

SPIEGEL: Die Faszination für Dresden hat Ihr Leben mitbestimmt. Können Sie sich irgendwann den Umzug dorthin vorstellen?

Blobel: Für einen, zwei oder drei Monate schon.

SPIEGEL: Nicht sehr lang ...

Blobel: Mein Wirkungsfeld ist in New York. Ich bin schon 63 Jahre alt. In diesem Alter darf man in Deutschland nicht mehr allzu viel tun. Wahrscheinlich müsste ich dauernd an der Elbe spazieren. Und mit dem Rest meines Lebens habe ich schon noch ein wenig mehr vor.

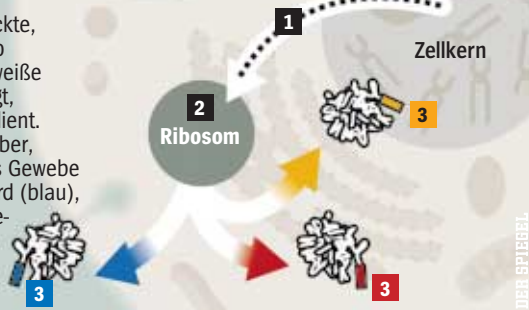
INTERVIEW: THOMAS HÜETLIN

Post in der Zelle Die Entdeckung des Nobelpreisträgers Blobel

1 Bauplan-Moleküle (RNS) zur Herstellung von Eiweißen dringen aus dem Zellkern ...

2 ... und werden von den Eiweiß-fabriken (Ribosomen) gelesen. Gemäß der RNS-Instruktion produzieren diese die Eiweiße.

3 Blobel entdeckte, dass jedes der so entstehenden Eiweiße einen Marker trägt, der als Adresse dient. Er bestimmt darüber, ob das Eiweiß ins Gewebe ausgeschüttet wird (blau), in den Zellkern gelangt (gelb) oder in der Zellflüssigkeit bleibt (rot).



Blobel: Man hätte mich sicher in den letzten Jahren verpflichtet, wenn ich ein Zeichen gegeben hätte. Aber, wie gesagt, bis vor zehn Jahren war meine Arbeit äußerst umstritten, und inzwischen mag ich gar nicht mehr weg von hier.

SPIEGEL: Was hält Sie in New York?

Blobel: Ich mag die Stadt. Die Rockefeller University ist hervorragend organisiert und erlaubt es mir, 24 Stunden über meine Forschung nachzudenken. Außerdem hat meine Frau ein norditalienisches Restaurant. Es heißt „Barbetta“, der Geburtsname meiner Frau. Es ist das älteste italienische Restaurant in Manhattan.

SPIEGEL: Trotzdem scheinen Sie eine enge Verbindung zu Dresden zu haben. Warum wollen Sie den Großteil der 1,8 Millionen

Barockhäuser mit ihren Engeln drauf. Fünf Tage später waren wir in einem kleinen Ort namens Weinsdorf 40 Kilometer von Dresden. Von da sahen wir nachts den Feuerschein – so hell, dass man auch bei uns noch die Zeitung lesen konnte. Ich fragte meine Eltern: „Was ist jetzt los?“ Und sie sagten: „Dresden wird bombardiert.“

SPIEGEL: Wohin flohen Sie?

Blobel: Wir wollten im Mai wieder mit einem Treck zurück nach Schlesien, diesmal mit einem Planwagen. Als wir wieder durch Dresden fuhren, waren da nur noch Trampelpfade zwischen den Schuttbergen. Vorher hatte ich ein Flugblatt gefunden. Darauf stand: „Ihr Dresdner Zwerge kommt zuletzt in die Särge.“ Damals habe



Audi-Techniker, TT-Wrack*: Auf dem Dach in die Böschung gerutscht

AUTOMOBILE

Kultmobil in der Klemme

Nach einer Reihe schwerer Schleuder-Unfälle bessert Audi den Sportwagen TT nach. Aus Rücksicht aufs Design nahmen die Konstrukteure eine verminderte Fahrstabilität hin.

Herbert Kröppel, 55, war „immer ein Audi-Liebhaber“, erinnert sich Sohn Stefan. Von der Limousine A6 stieg der Düsseldorfer Verlagsmanager zuletzt auf den Sportwagen TT um und war damit sehr zufrieden: „Der liegt auf der Straße wie ein Brett.“

Am 20. September reiste der begeisterte Vielfahrer zur Internationalen Automobil Ausstellung nach Frankfurt. In einer Rechtskurve kam sein Wagen auf der A3 hinter Dierdorf von der Fahrbahn ab, über-

schlug sich und rutschte auf dem Dach in die Böschung. Kröppel erlitt tödliche Verletzungen.

18 Autobahn-Unfälle mit dem Audi TT sind dem Hersteller inzwischen bekannt. Einige davon werden bereits in der Ingolstädter Konzernzentrale untersucht. Das Kultmobil, bislang als modischer Verkaufsschlager gefeiert, bringt seine Schöpfer in die Klemme. Zögernd räumten sie inzwischen Versäumnisse bei der Fahrwerksabstimmung ein.



Sportwagen Audi TT, Audi-Chef Paefgen: Modischer Verkaufsschlager

Vergangene Woche kündigte Audi an, sämtliche bisher ausgelieferten TT-Modelle in die Werkstätten zurückzurufen. Insgesamt über 40 000 Fahrzeuge bekommen ab Dezember kostenlos neue Fahrwerksstabilisatoren, modifizierte Querlenker an der Vorderachse, straffere Stoßdämpfer und einen Heckspoiler montiert, der die Auftriebskräfte an der Hinterachse mindern und das Auto fester auf die Straße drücken soll.

Das alles, rechtfertigt sich Audi-Vorstandschef Franz-Josef Paefgen, verbessere das Fahrverhalten „in einem Bereich, in dem sich ein normaler Fahrer selten bewegt“.

Gleichwohl stellt Audi mit dieser Maßnahme reichlich spät Mängel ab, die bereits vor einem Jahr von Experten erkannt und kritisiert worden waren. Das Fachmagazin „Sport Auto“ testete den Audi TT im November

1998. Tester Horst von Saurma, in der Branche als erstklassiger Fahrer anerkannt, bemängelte „ein Eigenleben um die Hochachse, das nur mit viel Routine am Volant beruhigt werden kann“. Der TT rutschte bei extremer Kurvenfahrt unversehens mit dem Heck nach außen und konnte nur durch beherztes Gegenlenken eingefangen werden. „Mangelnde Verlässlichkeit im Grenzbereich“, urteilte von Saurma.

Solcher Kritik, die sich in den folgenden Monaten auch in anderen Fachpublikationen wiederfand, stimmte Audi-Cheftechniker Werner Mischke sogar zu, definierte die Tücke jedoch als Tugend: „Wir wollten das Auto genau so haben“, erklärte er im vergangenen Juli. Die kritisierte Rutsch-Tendenz des Wagenhecks sei eben „ein sportwagentypisches Verhalten“.

Tatsächlich werden Fahrwerke von Sportwagen extra so ausgelegt, dass die Fahrer erst, kurz bevor sie aus der Kurve fliegen, merken, wie nahe sie am „Grenzbereich“ der Fahrphysik schrammen.

Gewöhnliche Gebrauchsaautos hingegen tendieren zum so genannten Untersteuern: Sie schieben deutlich vor Erreichen des Grenzbereichs über die Vorderräder nach außen und warnen den Fahrer somit frühzeitig vor allzu riskanten Manövern.

Bei Sportwagen wird das bewusst vermieden, um anspruchsvollen Kunden nicht die Fahrfreude zu vergällen. Im entsprechend schmalen Grenzbereich neigten solche Autos früher oft zum „Übersteu-

* Untersuchung des Unfallwagens, in dem Herbert Kröppel tödlich verunglückte, vergangenen Freitag auf einem niedersächsischen Schrottplatz.

ern“. Sie rutschten, was viel gefährlicher und von ungeübten Fahrern nicht mehr zu beherrschen ist, blitzartig mit dem Heck nach außen.

Die Kunden nahmen das billigend in Kauf, empfanden das Risiko sogar als Teil des Sportwagen-Mythos. „Porsche hat lange Zeit Autos mit dem besonderen Reiz verkauft, dass sie im Prinzip unfahrbar waren“, sagt Dirk Vincken, Fahrwerksexperte der „Auto Zeitung“.

Doch eben diese schicksalsergebene Einstellung, erklärt Vincken, sei im modernen Sportwagenbau nicht mehr akzeptabel.

Die heutigen Porsche-Modelle reagieren bei extremer Gangart nicht mehr mit überraschenden Drehern — ein Ergebnis langjähriger intensiver Feinarbeit an Fahrwerk und Aerodynamik. „Sport Auto“-Redakteur von Saurma, der im direkten Vergleich mit dem Audi TT einen Porsche Boxster testete, pries diesen für sein „geradezu liebenswertes und exakt definiertes Fahrverhalten im Grenzbereich“.

Der Boxster hat, was Audi beim TT jetzt nachrüstet, einen Heckspoiler. Die Aerodynamik, das wissen alle Autokonstrukteure, hat entscheidenden Einfluss auf das Fahrverhalten bei hohen Geschwindigkeiten. Mit zunehmendem Tempo entsteht am Wagenheck Auftrieb — und die Hinterräder verlieren an Fahrstabilität. Bei Sportwagen, die grundsätzlich nicht untersteuernd ausgelegt sind, steigt damit das Risiko, in schnell gefahrenen Kurven mit dem Heck voraus von der Straße zu rutschen.

Am Audi TT wies „Sport Auto“ das Phänomen sogar messtechnisch nach. Im Windkanalversuch ermittelte das Fachblatt einen 58 Kilogramm entsprechenden Auftrieb bei 200 km/h am TT-Heck. Beim ebenfalls getesteten Porsche Boxster betrug der Wert unter gleichen Bedingungen lediglich 36 Kilogramm.

Den Audi-Konstrukteuren war dieses Problem längst bewusst. Schon vor der Markteinführung im vergangenen Herbst gab es intern Unstimmigkeiten zwischen den Entwicklern und den Designern.

Den Audi-Versuchsfahrern, die monatelang mit Vorserienfahrzeugen über den Nürburgring und andere Teststrecken jagen, blieb die Fahrwerkschwäche des TT ebenso wenig verborgen wie später den Testern der Fachpresse. Früh mahnten sie Gegenmaßnahmen an. „Auch das Wort Spoiler fiel“, erinnert sich ein Audi-Manager.

Doch an dieser Stelle protestierten die Audi-Designer, die die gedrungene, rundliche Form des Wagens keinesfalls verunstaltet sehen wollten. Ein ausfahrbarer

Spoiler wie ihn Porsche einsetzt, der sich erst während der Fahrt emporschiebt, hätte Designer und Techniker zufrieden gestellt, erschien jedoch zu teuer — schließlich sollte der TT ein Preisknüller werden.

Die Konstrukteure behelfen sich daraufhin mit einer Billiglösung, die an die archaische Bastelei eines Fred Feuerstein gemahnt: Sie installierten im Wagenheck unter dem Kofferraum ein 15 Kilogramm schweres Metallgewicht, intern „Tilger“ genannt. Der Ballast fährt in jedem TT serienmäßig mit, vermag jedoch das Auf-



Audi TT mit neuem Heckspoiler: Auftrieb gemindert

triebsproblem nicht vollständig zu lösen. Dafür müsste der Metallklotz noch erheblich schwerer sein. Gewicht zu sparen zählt jedoch mittlerweile zu den obersten Zielen der Konstrukteure.

Der einfachste Weg, das abrupte Übersteuern zu unterbinden, wäre der serienmäßige Einbau des elektronischen Stabilitätsprogramms ESP gewesen, das mit einem automatischen Bremseneingriff sämtliche Fahrwerksprobleme ruhig stellt und auch die Mercedes A-Klasse aus dem Elchtest-Schlamassel zog. Ab Mitte Dezember werden sämtliche neuen TT serienmäßig mit ESP ausgerüstet. Doch zum Verkaufstart war das System für diesen Wagen noch nicht einsatzreif.

So wäre noch die Möglichkeit geblieben, die Fahrwerkskinematik gutmütiger auszulegen, also weg von der agilen Sportwagen-Charakteristik hin zur langweiligen Untersteuertendenz etwa eines VW Golf, mit dem der TT ohnehin die selbe Entwicklungsplattform teilt. Genau diese Maßnahme wird heute mit den neuen Querlenkern und Stabilisatoren nachgeholt.

Doch ein solcher Kompromiss kam damals nicht in Frage. Als hundertprozentiges Sportgerät sollte der TT gerade die enorme Spannweite der Plattformstrategie des VW-Konzerns aufzeigen. Der Vorstand deklarierte das kritische Grenzbereich-Verhalten des Wagens nicht als Fehler, sondern als sportliche Note — im Rückblick ein Fehler.

CHRISTIAN WÜST

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Brandstwierte 19, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachbestellung von SPIEGEL-Ausgaben

Telefon: (040) 3007-2948 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachbestellung@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen**für Texte und Grafiken:**

Deutschland, Österreich, Schweiz:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:

New York Times Syndication Sales, Paris

Telefon: (00331) 47421711 Fax: (00331) 47428044

für Fotos: Telefon: (040) 3007-2869

Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

DER SPIEGEL auf CD-Rom / SPIEGEL TV-Videos

Telefon: (040) 3007-2485 Fax: (040) 3007-2826

E-Mail: service@spiegel.de

Abonnenten-Service

SPIEGEL-Verlag, Postfach 10 58 40, 20039 Hamburg
Reise/Umzug/Ersatzheft
Telefon: (040) 411488

Auskunft zum Abonnement

Telefon: (040) 3007-2700

Fax: (040) 3007-2898

E-Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnenten-Service Schweiz: DER SPIEGEL,

Postfach, 6002 Luzern,

Telefon: (041) 3173399 Fax: (041) 3173389

E-Mail: leserservice@dcl.ch

Abonnement für Blinde

Deutsche Blindenstudienanstalt e. V.

Telefon: (06421) 606267 Fax: (06421) 606269

Abonnementspreise

Inland: Zwölf Monate DM 260,-

Studenten Inland: Zwölf Monate DM 182,-

Schweiz: Zwölf Monate sfr 260,-

Europa: Zwölf Monate DM 369,20

Außerhalb Europas: Zwölf Monate DM 520,-
Halbjahresaufträge und befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Abonnementsaufträge können innerhalb einer Woche ab Bestellung mit einer schriftlichen Mitteilung an den SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, Postfach 10 58 40, 20039 Hamburg, widerrufen werden. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,
Postfach 10 58 40, 20039 Hamburg.
Oder per Fax: (040) 3007-2898.

Ich bestelle den SPIEGEL frei Haus für DM 5,- pro Ausgabe mit dem Recht, jederzeit zu kündigen. Zusätzlich erhalte ich den kulturSPIEGEL, das monatliche Programm-Magazin.

Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte bekomme ich zurück.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL ab _____ an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer

PLZ, Ort

Ich möchte wie folgt bezahlen:

- ☐ Zahlung nach Erhalt der Jahresrechnung
☐ Ermächtigung zum Bankeinzug von 1/4jährlich DM 65,-

Bankleitzahl

Konto-Nr.

Geldinstitut

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

Widerrufsrecht

Diesen Auftrag kann ich innerhalb einer Woche ab Bestellung schriftlich beim SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, Postfach 10 58 40, 20039 Hamburg, widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

2. Unterschrift des neuen Abonnenten

SP99-003

DER SPIEGEL

Brandstwierte 19, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax-2246 (Verlag), -2247 (Redaktion)

E-Mail spiegel@spiegel.de · SPIEGEL ONLINE www.spiegel.de · T-Online *SPIEGEL#

HERAUSGEBER Rudolf Augstein

CHEFREDAKTEUR Stefan Aust

STELLV. CHEFREDAKTEUR Dr. Martin Doerry, Joachim Preuß

DEUTSCHE POLITIK Leitung: Dr. Gerhard Spörl, Michael Schmidt-Klingenberg (stellv.). *Redaktion:* Karen Andresen, Dietmar Hipp, Bernd Kühn, Joachim Mohr, Hans-Ulrich Stoldt, Klaus Wiegrefe. *Autoren, Reporter:* Dr. Thomas Darnstädt, Matthias Matusek, Hans-Joachim Noack, Hartmut Palmer, Dr. Dieter Wild; **Berliner Büro** Leitung: Jürgen Leinemann, Hajo Schumacher (stellv.). *Redaktion:* Petra Bornhöft, Susanne Fischer, Martina Hildebrandt, Jürgen Högrefe, Horand Knap, Dr. Paul Lersch, Alexander Neubacher, Dr. Gerd Rosenkranz, Harald Schumann, Alexander Szandar

DEUTSCHLAND Leitung: Clemens Höges, Ulrich Schwarz. *Redaktion:* Klaus Brinkbäumer, Annette Bruhn, Doja Hacker, Carsten Holm, Ulrich Jaeger, Sebastian Knaus, Ansbert Kneip, Udo Ludwig, Thilo Thielke, Andreas Ulrich. *Autoren, Reporter:* Jochen Bölsche, Henryk M. Broder, Gisela Friedrichsen, Gerhard Mauz, Norbert F. Pötzl, Bruno Schrep; **Berliner Büro** Leitung: Heiner Schimmöller, Georg Mascolo (stellv.). *Redaktion:* Wolfgang Bayer, Stefan Berg, Carolin Emcke, Susanne Koelbl, Irina Repke, Peter Wensierski

WIRTSCHAFT Leitung: Armin Mahler, Gabor Steingart. *Redaktion:* Dr. Hermann Bott, Konstantin von Hammerstein, Dietmar Hawranek, Frank Hornig, Hans-Jürgen Jakobs, Alexander Jung, Klaus-Peter Kerbusch, Thomas Tuma. *Autoren:* Peter Bolke; **Berliner Büro** Leitung: Jan Fleischhauer (stellv.). *Redaktion:* Markus Dettmer, Oliver Gehr, Elisabeth Niejahr, Christian Reiermann, Ulrich Schäfer

AUSLAND Leitung: Dr. Olaf Ihlau, Fritjof Meyer, Hans Hoyer (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Adel S. Elias, Manfred Ertel, Rüdiger Falksohn, Hans Hiescher, Joachim Hoelgen, Siegmund von Iseemann, Claus Christian Malzahn, Dr. Christian Neef, Roland Schleicher, Helene Zuber. *Autoren, Reporter:* Dr. Erich Follath, Carlos Widmann, Erich Wiedemann

WISSENSCHAFT UND TECHNIK Leitung: Johann Groll, Olaf Stampf (stellv.). Jürgen Petersmann. *Redaktion:* Dr. Harro Albrecht, Philip Bethge, Marco Evers, Dr. Renate Nimtz-Köster, Rainer Paul, Matthias Schulz, Dr. Jürgen Scriba, Christian Wüst. *Autoren, Reporter:* Henry Glass, Dr. Hans Halter, Werner Harenberg

KULTUR UND GESELLSCHAFT Leitung: Wolfgang Höbel, Dr. Mathias Schreiber. *Redaktion:* Susanne Beyer, Anke Dürr, Nikolaus von Festenberg, Angela Gatterburg, Lothar Gortis, Dr. Volker Hage, Dr. Jürgen Hohmeyer, Ulrike Knöfel, Dr. Joachim Kronsbein, Reinhard Mohr, Anuschka Roshani, Dr. Johannes Saltzwedel, Peter Stolle, Dr. Rainer Traub, Klaus Umbach, Claudia Voigt, Susanne Weingarten, Marianne Wellershoff, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* Ariane Barth, Uwe Buse, Urs Jenny, Dr. Jürgen Neffe, Cordt Schuibben, Alexander Smoltczyk, Barbara Supp

SPORT Leitung: Alfred Weinzierl. *Redaktion:* Matthias Geyer, Jörg Kramer, Gerhard Pfeil, Michael Waldinger

SONDERTHEMEN Dr. Rolf Rietzier; Christian Habbe, Heinz Höfl, Hans Michael Kloth, Dr. Walter Knips, Reinhard Krumm, Gudrun Patricia Pott

SONDERTHEMEN GESTALTUNG Manfred Schniedenharn

PERSONALIEN Dr. Manfred Weber; Peter Kleinau

CHEF VOM DIENST Horst Beckmann, Thomas Schäfer, Karl-Heinz Körner (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Rudolf Austenfeld, Reinhold Bussmann, Dieter Gellrich, Hermann Harms, Bianca Huneckuhl, Gero Jochum, Katharina Lükken, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Gero Richter-Rethwisch, Hans-Eckhard Segner, Tapio Sirrka

BILDREDAKTION Michael Rabanus (verantwortlich für Innere Heftgestaltung), Josef Csallós, Christiane Gehner; Werner Bartels, Manuela Cramer, Rüdiger Heinrich, Peter Hendricks, Maria Hoffmann, Antje Klein, Matthias Krug, Claudia Menzel, Peer Peters, Dilia Regnier, Monika Rick, Karin Weinberg, Anke Wellnitz. E-Mail: bildred@spiegel.de

GRAFIK Martin Brinker, Ludger Bollen; Cornelia Baumermann, Renata Biendarra, Tiina Hurme, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter, Stefan Wolf

LAYOUT Rainer Sennewald, Wolfgang Busching, Sebastian Raulf; Christel Basilon-Pooch, Katrin Bollmann, Regine Braun, Volker Fensky, Ralf Geilhufe, Petra Gronau, Ria Henning, Barbara Rödig, Doris Wilhelm, Reinhold Würst

PRODUKTION Wolfgang Küster, Sabine Bodenhausen, Frank Schumann, Christiane Stauder, Petra Thormann, Michael Weiland

TITELBILD Thomas Bonnie; Stefan Kiefer, Ursula Morschhäuser, Oliver Peschke, Monika Zucht

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND
BERLIN Friedrichstraße 79, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 203875-00, Fax 203875-23; Deutschland, Kultur und Gesellschaft Tel. (030)203874-00, Fax 203874-12
BONN Fritz-Erler-Str. 11, 53113 Bonn, Tel. (0228) 26703-0, Fax 26703-20

DRESDEN Andreas Wassermann, Königsbrücker Straße 17, 01099 Dresden, Tel. (0351) 8020271, Fax 8020275

DÜSSELDORF Georg Bönsch, Frank Dohmen, Barbara Schmid-Schalenbach, Andrea Stuppe, Karlplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

ERFURT Almut Hielscher, Löberwallgraben 8, 99096 Erfurt, Tel. (0361) 37470-0, Fax 37470-20

FRANKFURT A. M. Dietmar Pieper; Wolfgang Bittner, Felix Kurz, Christoph Pauly, Wolfgang Johannes Reuter, Wilfried Voigt, Oberlinthaus 80, 60323 Frankfurt a. M., Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

HANNOVER Hans-Jörg Vehlewald, Rathenaustraße 12, 30159 Hannover, Tel. (0511) 36726-0, Fax 3672620

KARLSRUHE Postfach 5669, 76038 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Wolfgang Krach, Heiko Martens, Bettina Musall, Stuntzstraße 16, 81677 München, Tel. (089) 4180040, Fax 41800425

SCHWERIN Florian Gless, Spieltordamm 9, 19055 Schwerin, Tel. (0385) 5574442, Fax 569919

STUTTGART Jürgen Dahlkamp, Katharinenstraße 63a, 73728 Esslingen, Tel. (0711) 3509343, Fax 3509341

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

BASEL Jürg Bürgi, Spalenring 69, 4055 Basel, Tel. (004161) 2830474, Fax 2830475

BELGRAD Renate Flottau, Teodora Dražera 36, 11000 Belgrad, Tel. (0038111) 669987, Fax 3670356

BRÜSSEL Dirk Koch; Winfried Didzoleit, Sylvia Schreiber, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

ISTANBUL Bernhard Zand, Beşaret Sokak No. 19/4, Ayazpaşa, 80040 Istanbul, Tel. (0090212) 2455185, Fax 2455211

JERUSALEM Annette Großbongardt, 16 Mevo Hammatid, Jerusalem Heights, Apt. 8, Jerusalem 94593, Tel. (009722) 6224538-9, Fax 6224540

JOHANNESBURG Birgit Schwarz, P. O. Box 2585, Parklands, SA-Johannesburg 2121, Tel. (002711) 8806429, Fax 8806484

KAIRO Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 3604944, Fax 3607655

LONDON Michael Sontheimer, 6 Henrietta Street, London WC2E 8PS, Tel. (0044207) 3798550, Fax 3798599

MOSKAU Jörg R. Mettke, Uwe Klüßmann, 3. Choroschewskij Projed 3 W, Haus 1, 123007 Moskau, Tel. (007095) 9400502-04, Fax 9400506

NEW DELHI Padma Rao, 91, Golf Links (I & II Floor), New Delhi 110003, Tel. (009111) 4652118, Fax 4652739

NEW YORK Thomas Huetlin, Mathias Müller von Blumencron, 516 Fifth Avenue, Penthouse, New York, N Y 10036, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS Dr. Romain Leick, Helmut Sorge, 1, rue de Berri, 75008 Paris, Tel. (00331) 42561211, Fax 42561972

PEKING Andreas Lorenz, Ta Yuan Wai Jiao Ren Yuan Gong Yu 2-2-92, Peking 100600, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

PRAG Jilská 8, 11000 Prag, Tel. (004202) 24220138, Fax 24220138

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Avenida São Sebastião 157, Urca, 22291-070 Rio de Janeiro (RJ), Tel. (005521) 2751204, Fax 5426583

ROM Hans-Jürgen Schlamp, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Rafaela von Bredow, 3782 Cesar Chavez Street, San Francisco, CA 94110, Tel. (001415) 6437550, Fax 6437530

SINGAPUR Jürgen Kremb, 15, Fifth Avenue, Singapur 268779, Tel. (0065) 4677120, Fax 4675012

TOKIO Dr. Wieland Wagner, Chigasaki-Minami 1-3-5, Tsuzuki-ku, Yokohama 224, Tel. (008145) 941-7200, Fax 941-8957

WARSAU Andrzej Rybak, Krzywickiego 4/1, 02-078 Warschau, Tel. (004822) 8251045, Fax 8258474

WASHINGTON Dr. Stefan Simons, Michaela Schießel, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20 045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

WIEN Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

DOKUMENTATION Dr. Dieter Gessner, Dr. Hauke Janssen; Jörg-Hinrich Ahrens, Sigrid Behrend, Dr. Helmut Bott, Lisa Busch, Heiko Buschke, Heinz Eggleder, Dr. Herbert Enger, Johannes Erasmus, Cordelia Freiwald, Silke Geister, Dr. Sabine Giehle, Thorsten Hapke, Hartmut Heidler, Gesa Höppner, Stephanie Hoffmann, Christa von Holtzapfel, Bertolt Hunger, Joachim Immisch, Michael Jürgens, Ulrich Klötzer, Angela Kollisch, Anna Kovac, Sonny Krauspe, Peter Kühn, Peter Lakemeier, Hannes Lamp, Marie-Odile Jonot-Langheim, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Sigrid Lüttich, Rainer Mehl, Ulrich Meier, Gerhard Minich, Wolfram Müller, Bernd Muta, Werner Nielsen, Margret Nitsche, Thorsten Oltner, Anna Petersen, Peter Philipp, Katja Ploch, Axel Pult, Ulrich Rambow, Thomas Riedel, Constanze Sanders, Petras Santos, Maximilian Schäfer, Rolf G. Schierhorn, Ekkehard Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Margret Spohn, Rainer Staudhammer, Anja Stehmann, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szymm, Dr. Wilhelm Tappe, Dr. Eckart Teichert, Dr. Iris Timpke-Hamel, Heiner Ulrich, Hans-Jürgen Vogt, Carsten Voigt, Peter Wahle, Ursula Wamser, Peter Wettter, Andrea Wilkens, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt

BÜRO DES HERAUSGEBERS Irma Nelles

INFORMATION Heinz P. Lohfeldt; Andreas M. Peets, Kirsten Wiedner, Peter Zobel

KOORDINATION Katrin Klocke

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

SPIEGEL ONLINE (im Auftrag des SPIEGEL: a + i art and information GmbH & Co.)

Redaktion: Hans-Dieter Degler, Ulrich Booms

NACHRICHTENDIENSTE AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sd, Time

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxes sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Vertrieb: Ove Saffé

Verantwortlich für Anzeigen: Christian Schlottau

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 53 vom 1. Januar 1999

Postbank AG Hamburg Nr. 7137-200 BLZ 200 100 20
Druck: Gruner Druck, Itzehoe

VERLAGSLEITUNG Fried von Bismarck

MÄRKTE UND ERLÖSE Werner E. Klatten

GESCHÄFTSFÜHRUNG Rudolf Augstein, Karl Dietrich Seikel

DER SPIEGEL (USPS No. 0154-520) is published weekly. The subscription price for the USA is \$310 per annum.
K.O.P.: German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631. Telephone: 1-800-457-4443, e-mail: info @ glpnews.com. Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and at additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631.

SAMSTAG, 9. 10.

FUSSBALL Die deutsche Fußball-Nationalmannschaft qualifiziert sich in München mit einem 0:0 gegen die Türkei für die Europameisterschaft 2000.

SONNTAG, 10. 10.

BERLIN Die CDU erzielt bei den Wahlen zum Berliner Abgeordnetenhaus mit 40,8 Prozent ihr bestes Ergebnis seit 1985, die SPD mit 22,4 Prozent ihr schlechtestes Ergebnis seit Kriegsende. Die PDS erhöht 17,7 Prozent (im Osten der Stadt 39,5 Prozent der Stimmen).

PREMIERE Eine ukrainische Trägerrakete bringt erstmals einen kommerziellen Satelliten von einer schwimmenden Raketenplattform ins All.

MONTAG, 11. 10.

VERMÖGENSABGABE Auf Druck der Parteilinken beschließt der SPD-Bundesvorstand, „große Vermögen“ zusätzlich mit einer Abgabe zu belasten. Über einen entsprechenden Leitantrag soll der Parteitag im Dezember entscheiden.

PUTSCH General Pervez Musharaf putscht sich an die Spitze der Atommacht Pakistan.

DIENSTAG, 12. 10.

LADENSCHLUSS Zwei Forschungsinstitute kommen zu unterschiedlichen Empfehlungen beim Streit um die Ladenöffnungszeiten. Bundeswirtschaftsminister Werner Müller folgert, es gebe „keinen dringenden Handlungsbedarf“.

NOBELPREIS I Der deutschstämmige US-Amerikaner Günter Blobel erhält den Medizin-Nobelpreis für seine Forschung zur Eiweißsteuerung in Körperzellen.



Am 15. Oktober lautet die offizielle Bilanz der Hochwasser-Katastrophe in Mexiko: mindestens 360 Tote, 300 000 Obdachlose und 900 Kilometer verwüstete Landstraßen.

MENSCHHEIT Uno-Generalsekretär Kofi Annan kürt in Sarajevo ein Neugeborenes zum sechsmilliardsten Erdenbürger.

MITTWOCH, 13. 10.

RENTENMODELL Arbeitsminister Walter Riester und IG-Metall-Chef Klaus Zwickel einigen sich auf ein Modell für die „Rente mit 60“.

BÜCHERSCHAU Der ehemalige SPD-Chef Oskar Lafontaine präsentiert auf der 51. Frankfurter Buchmesse sein umstrittenes Werk „Das Herz schlägt links“.

RÜCKZUG Der zu DaimlerChrysler gehörende Bahntechnik-Hersteller Adtranz kündigt den Ausstieg aus dem Transrapid-Konsortium an.

DONNERSTAG, 14. 10.

ZUSAMMENSCHLUSS Die DaimlerChrysler-Tochter Dasa und die französische Aerospace Matra fusionieren zum drittgrößten Luft- und Raumfahrtkonzern der Welt.

ÖSTERREICH Elf Tage nach der Wahl erhält der amtierende Bundeskanzler Viktor Klima (SPÖ) den Auftrag, Gespräche über eine Regierungsbildung zu führen.

ATOMWAFFEN Auch Nato-Staaten reagieren enttäuscht auf die Ablehnung des internationalen Atomteststopp-Vertrags durch den amerikanischen Senat.

FREITAG, 15. 10.

GIPFEL Die Staats- und Regierungschefs der EU treffen sich im finnischen Tampere, um sich abzustimmen bei der Einwanderungspolitik, der Kriminalitätsbekämpfung und der Zusammenarbeit der Justiz.

NOBELPREIS II Der Friedensnobelpreis geht an die internationale Hilfsorganisation „Ärzte ohne Grenzen“.

SPIEGEL TV

MONTAG
23.00 – 23.30 UHR SAT 1

SPIEGEL TV REPORTAGE

Stadt in Angst: Johannesburg



Polizei-Einsatz in Johannesburg

Allein im vergangenen Jahr wurden 215 Polizisten in Südafrika getötet. Nach dem Ende der Apartheid arbeiten schwarze und weiße Beamte in einer der gewalttätigsten Metropolen der Welt zusammen.

DONNERSTAG
22.05 – 23.00 UHR VOX

SPIEGEL TV EXTRA

Der Gigant der Meere



„Sovereign Maersk“

Im September lief das größte Containerschiff der Welt zur Inspektion in den Hamburger Hafen ein. Die „Sovereign Maersk“ – eine Reportage über die Reparaturen im Trockendock.

SAMSTAG
22.10 – 23.15 UHR VOX

SPIEGEL TV SPECIAL

Das 20. Jahrhundert – Schlachtfeld Europa
Zweiter Teil der Dokumentationsreihe mit weitgehend unbekanntem Archivmaterial vom Anfang des Jahrhunderts.

SONNTAG
22.00 – 22.50 UHR RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

„Darwinismus“ bei der Bundeswehr – wie sinnvoll ist der deutsche Hilfseinsatz für Osttimor? Vom Wohnprojekt zum Eigenheim – Hamburgs umstrittene Hafenstraße im Wandel der Zeiten; Massenflirt mit dem Tod – Jahrestreffen der Base-Jumper in den USA.

GESTORBEN

Julius Nyerere, 77. Bei einem seiner letzten Auftritte, im Sommer im Hamburger Rathaus, neckte der Afrikaner seine Gastgeber im wieder vereinigten Deutschland: „Erinnert ihr euch, wie ihr mir mit eurer Hallstein-Doktrin das Leben schwer gemacht habt?“ Bonn hatte in den sechziger Jahren die Entwicklungshilfe ausgesetzt, weil Tansanias Landesteil Sansibar Beziehungen zur DDR unterhielt und damit gegen den Alleinvertretungsanspruch der BRD verstieß. Zum Bruch kam es nicht, denn Nyerere gehörte zu den umworbenen Führern der blockfreien Dritten Welt, die sich damals neben der kapitalistischen Ersten Welt und der sozialistischen Zweiten Welt formierte. Der ausgebildete Studienrat – in Afrika respektvoll „Mwalimu“ (der Lehrer) genannt – wollte in Tansania eine auf afrikanischen Traditionen und Gemeineigentum beruhende Wirtschaftsordnung errichten. Obwohl er elf Milliarden Mark Entwicklungshilfe erhielt, scheiterte Nyerere und trat 1985 als Präsident zurück. Immerhin hatte er den Analphabetismus beseitigt und sein Riesenland vor Bürgerkriegen bewahrt. Als Elder Statesman vermittelte Nyerere in den letzten Jahren in afrikanischen Konflikten. Die notwendigen Auslagen bezahlte dem stets bescheiden gebliebenen Politiker die deutsche Bundesregierung. Julius Nyerere starb vergangenen Donnerstag in London an Krebs.



F. SCHUMANN / DER SPIEGEL

Morris West, 83. Als Priesterzögling bei Melbourne aufgewachsen, haben ihn die Themen Glaube, Moral, Macht und Kirche zeitlebens nicht mehr losgelassen. West, der kurz vor dem Ablegen des Gelübdes aus dem Orden austrat und sich über viele Umwege später ganz der Schriftstellerei widmete, zog aus diesem Spannungsfeld Stoff für seine etwa 30 Romane, die, in 27 Sprachen übersetzt, 60 Millionen Mal verkauft wurden. Immer auch inspiriert von seinen vielen Reisen und längeren Aufenthalten in anderen Ländern, waren seine Werke – vom Liebesroman bis zum Agententhriller – mal in der europäischen Welt des Katholizismus, mal im buddhistischen Asien angesiedelt. Seinen Durchbruch als Bestsellerautor hatte er 1957, als seine Beobachtungen von der Arbeit Don Mario Borellis, der



DPA

sich der Kinder in neapolitanischen Slums annahm, unter dem Titel „Children of the Sun“ („Kinder des Schattens“) herauskamen. Mit „Des Teufels Advokat“, der um den Prozess einer Heiligsprechung kreist, hatte er den gelungenen Anschlussroman, der genauso wie „In den Schuhen des Fischers“ verfilmt wurde. Morris West starb am 9. Oktober an Herzversagen in Sydney.

Wilt Chamberlain, 63. Als hätte er in seiner Karriere nicht genügend Rekorde aufgestellt, musste der Basketball-Riese in seiner Autobiografie auch noch behaupten, er habe mit 20 000 Frauen Sex gehabt. Wilt „The Stilt“ (die Stelze), wie sie den 2,13 Meter langen Hünen nannten, war der erste Weltstar seiner Sportart, einer der Größten der US-Liga NBA. 100 Punkte in einem Spiel – das schaffte er 1962 mit den Philadelphia Warriors gegen die New York Knicks – erzielte dort nach ihm keiner mehr. Auch seine insgesamt 23 924 Rebounds blieben unerreicht. Wilt Chamberlain starb am vergangenen Dienstag in Bel Air an Herzversagen.



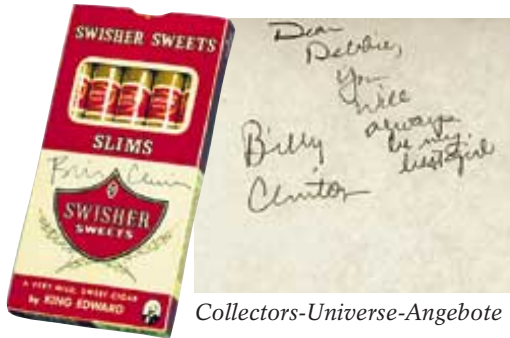
DPA

Milt Jackson, 76. Eine Jamsession mit Jackson konnte nie danebengehen: Mit seinen eleganten Improvisationen auf dem Vibrafon beflügelte er seine Mitspieler, mit seinem Timing schuf er eine rhythmische Spannung, die sie mitriss. Er war einer der faszinierendsten Improvisatoren des Jazz, doch das Erstaunlichste an seiner Karriere ist die Tatsache, dass er 40 Jahre lang im Modern Jazz Quartet durchhielt, das mit seiner lässig swingenden, stark durchkomponierten Musik die ganze Welt eroberte. Jackson war einer der Begründer dieses Quartetts, das ursprünglich die Rhythmusgruppe der Gillespie-Band bildete. Der andere treibende Inspirator des MJQ war der Pianist John Lewis, der mehr der Fuge und dem Kontrapunkt zugetan war als den Blue Notes. Jackson, für den der Blues Anfang und Ende war, passte sich mühelos und wie selbstverständlich an – was ihn nicht hinderte, immer wieder auch in anderen Besetzungen hervorragende Musik zu machen, wie ein reiches Erbe an Aufnahmen unter seinem Namen beweist. Milt Jackson starb am 9. Oktober in New York an Leberkrebs.



DPA

Bill Clinton, 53, US-Präsident mit schlüpfriger Vergangenheit als Frauenheld, bleibt auch nichts erspart. Jetzt kommen zwei Raritäten zur Versteigerung: Eine Zigarrenkiste mit dem Autogramm des Regierungschefs sowie ein Liebesbriefchen des damals 15-jährigen „Billy“ Clinton. Das Zigarrenbehältnis, so das Auktionshaus Collectors Universe, sei die einzig bekannte von Clinton signierte Schachtel



Collectors-Universe-Angebote

Swisher Sweet Slims, eine Sorte, die der Präsident zu Zeiten seines Techtelmechtels mit der White-House-Praktikantin Monica Lewinsky bevorzugt haben soll. Der Eigentümer der Schachtel, der Clinton bei einem zufälligen Treffen um ein Autogramm bat, hofft auf einen Zuschlag von 500 000 Dollar. Auf 5000 bis 10 000 Dollar schätzt Collectors Universe den Wert der Zeilen, die der 15-jährige Billy an die in ihn verknallte 11-Jährige schrieb: „Dear Debbie, You will always be my best girl.“ Die Auktion findet am 30. Oktober im Mandalay Bay Hotel in Las Vegas statt. Auch Internetgebote sind willkommen: www.collectorsuniverse.com.

Edelgard Bulmahn, 48, Bundesbildungs- und -forschungsministerin (SPD), machte sich im fernen Schanghai mit ungewöhnlichen Umgangsformen bekannt. Bei einem Abendessen, das die deutsche Kaufmannschaft in Schanghai ihr zu Ehren gab, hielt die Ministerin – der zweite Gang, die Suppe war schon abgetragen – eine Rede. Nach zehn Minuten, einige Herren machten sich eifrig Notizen, ließ der gastgebende Generalkonsul **Kurt Leonberger**, offenbar in ahnungsvoller Kenntnis ausschweifender Redelust der chinesischen Nomenklatura bei ähnlichen Gelegenheiten, schon mal das Hauptgericht auffahren. Doch trotz Tellergeklapper und Besteckgeklirr beendete die Ministerin ihr Referat nicht, sie sprach weiter über Langzeitarbeitslosigkeit und Regierungsprogramm, insgesamt 20 Minuten lang. Am Ende dankte der Konsul: „Werte Ministerin, sehr beeindruckend Ihre Ausführungen, fast schon dem offiziellen chinesischen Stil entsprechend.“ Stirnrunzeln der Ministerin und allgemeines empörtes Raunen im Raum bewogen Leonberger zu einem Rückzieher: „Ganz so streng hemmers au’ net gemeint.“



Pfeiffer

Michelle Pfeiffer, 41, amerikanische Filmschauspielerin („Sommernachtstraum“), benutzt das Internet gegen Alpträume. In ihren Träumen wird sie hin und wieder von riesigen Flutwellen heimgesucht, so genannten Tsunamis. Das ist „meine große Lebensangst“. Jemand gab ihr den Rat, möglichst viel über die Riesenwellen in Erfahrung zu bringen, dann schwinde die Angst. Seitdem sucht sie Websites auf, in denen von Tsunamis bedrohte Orte aufgeführt sind. Dabei würden auch die Fluchtwege gezeigt: „Das hilft – ich ängstige mich schon nicht mehr so sehr“, gestand die Schauspielerin der amerikanischen Illustrierten „Premiere“. Fan-Websites aber fürchtet sie genauso wie ihre Tsunami-Träume. Denn sie ist überzeugt, „irgendwo ist da mein Kopf auf einem nackten Körper montiert, der nicht der meine ist“. Außerdem hätten diese Web-Designer ihr Alter nicht richtig angegeben. „Ich weiß das. Sie haben mich ein Jahr älter gemacht, als ich tatsächlich bin.“



Bulmahn, Leonberger

John Kornblum, 56, Botschafter der USA in Deutschland, verlor unlängst die diplomatische Contenance. Als der Daimler-Chrysler Konzern zur Einweihung seiner Berlin-Repräsentanz ins sorgfältig restaurierte Weinhaus Huth am Potsdamer Platz bat, lieferte sich der Amerikaner ein heftiges Wortgefecht mit dem Publizisten Klaus Bölling. Der hatte den Botschafter in einem Kommentar kritisiert, weil der Amerikaner auf einer 30-Meter-Sicherheitszone um den geplanten Neubau der US-Vertretung in Berlin beharrte, und das Buch „Die Arroganz der Macht“ des US-Senators Wil-

liam Fulbright zur Lektüre empfohlen. „Sie sind nicht souverän!“, fuhr der Diplomat den Publizisten daraufhin an, bezichtigte ihn der einseitigen Stellungnahme für den Berliner Senat und überzogener Kritik an den Amerikanern – und das „ausgerechnet in einer Springer-Zeitung“. Bölling patzte nach einer Schrecksekunde zurück. Er müsse aufpassen, warnte er den undiplomatischen Diplomaten, dass er in Berlin „nicht noch unbeliebter“ werde. Der Streit blieb anderen Gästen nicht verborgen. „Die haben sich richtig gefetzt“, staunte Deutschlandradio-Intendant Ernst Elitz.

Sir Winston Churchill, 90-jährig 1965 gestorbener britischer Ex-Premierminister und Symbol des Durchhaltewillens der britischen Nation im Zweiten Weltkrieg, verdankt seine kriegerische Natur seinen indianischen Vorfahren. Der gegen den Rassenfanatiker Hitler siegreiche Kriegsherr stammt ab von einem der in der Abenteuerliteratur als grausam beschriebenen Indianerstämme Nordamerikas, den Irokesen, enthüllte sein Enkel und Namensvetter vergangene Woche. Klar, ein Teil des genetischen Materials geht zurück auf das aristokratische Blut der Herzöge von Marlborough. Doch das Wissen, dass in den Adern von Sir Winstons amerikanischer Mutter Jennie Jerome Irokesen-Blut floss, sei seit langem Bestandteil der Familiengeschichte, so Enkel Winston S. Churchill. Als Beweis dient ihm die dunkle Gesichtsfarbe, wie sie auf einem Foto seiner Urgroßmutter, Jennie Jeromes Mutter, zu sehen sei. Politisch unkorrekt formuliert es der Enkel und ehemalige Abgeordnete des britischen Unterhauses so: „Dass sie eine Rothaut war, ist ihr ins Gesicht geschrieben.“



AP (L); MARY EVANS PICTURE LIBRARY (G.)



Churchill (1954), Irokesendarstellung

Graziano Cesari, 42, in der Champions League beschäftigter Schiedsrichter aus dem italienischen Genua, geriet mit den strengen Benimmregeln des Europäischen Fußball-Verbandes (Uefa) für Referees in Konflikt. Weil ihm in der Halbzeitpause des Spiels zwischen Bayern München und



P. SCHÄTZ / BONGARTS

Cesari (r.)

dem FC Valencia am 28. September nach einer Zigarette zu Mute war, verlängerte er die viertelstündige Ruhephase um exakt 1 Minute und 42 Sekunden – er wollte den Glimmstängel bis zum letzten Zug genießen. Die Abscheu der Kollegen ist ihm damit gewiss. Als ein „Laster, das der Natur des Unparteiisch-Seins“ entgegenstehe, verdamnte die Schiedsrichter-Kommission der Uefa die Episode – und zieht den qualmenden Cesari für den nächsten Spieltag Mitte dieser Woche zur Strafe aus dem Verkehr.

Oskar Lafontaine, 56, Privatier und Buch-Autor („Das Herz schlägt links“), weiß auf jeden Fall, wie man *nicht* für soziale Gerechtigkeit sorgt. Auf der Pressekonferenz zu Lafontaines Buchvorstellung in Frankfurt am Main forderte ein Zwischenrufer, der Ex-Finanzminister solle seinen Worten von der sozialen Gerechtigkeit Taten folgen lassen: „Sie haben gekündigt. Geben Sie Ihrem Arbeitgeber das Geld zurück.“ Lafontaine hatte verstanden und antwortete: „Wir leben in einer Zeit, in der viele mit 50 oder 55 in Vorruhestand gehen. Für soziale Gerechtigkeit tritt man nicht ein, indem man persönlich auf Einkommen verzichtet.“ Frührentner Lafontaine bezieht nach nur fünfmonatiger Tätigkeit als Finanzminister allein für diesen Posten eine monatliche Pension von 15 724 Mark – lebenslang.

Aus den „Kieler Nachrichten“: „Spitzenkandidat Volker Rühle zog sich mit FDP-Landeschef Jürgen Koppelin zum Zwei-Augen-Gespräch zurück.“

Kalziumstoffwechsel geändert

Hoher Blutdruck nagt an Frauenknochen

Aus der „Ärztlichen Praxis“

18-Jährige verletzt Reh entkam unerkannt

Aus der „Lippischen Landes-Zeitung“

Zitat aus dem Eildienst des Statistischen Landesamts Baden-Württemberg: „Jeder 600. Mensch lebt in Baden-Württemberg.“

Zahnlose Justizreform

Nationalrat verabschiedet bissiges Korruptionsstrafrecht

Aus der „Neuen Zürcher Zeitung“

Aus dem „Rüsselsheimer Echo“: „Wie viele Schülergehirne haben sich schon die Zähne an jenem antiken Stück ausgebissen, wie oft wurde die Tragik um Macht und Moral aufgebrüht, zitiert und analysiert?“

Familiendrama in Hattingen

Bruder erschoss seinen Bruder

Von F. SCHNEIDER (während ihr Mann ...)

Aus der „Bild“-Zeitung

Stumme Hilfeschreie, die keiner hören kann

Im Landkreis: Hohe Dunkelziffer vergewaltigter Frauen

Aus dem „Isenhagener Kreisblatt“

Aus dem „Kicker“: „Als Ahmed Salah Hosny gestern, kurz nach halb drei Uhr, das 1:0 für den VfB bei den Werder-Amateuren erzielte, saß er gerade im Auto.“

Der SPIEGEL berichtete ...

... in Nr. 37/1999 „Kriminalität – Wen betrügen wir heute?“ über Luftgeschäfte von Ganoven aus dem Ruhrgebiet bei Sparkassen, Versicherungen und Leasingfirmen.

Die Dortmunder Ermittlungsbehörden haben weitere Verdächtige festgenommen, die bei Betrugereien in Millionenhöhe mitgeholfen haben sollen. Der Inhaber einer Nutzfahrzeugefirma in Mönchengladbach, Dieter K., wurde wegen Verdunklungsgefahr erneut in Haft genommen. Ihm wird vorgeworfen, Rechnungen für völlig über- oder nicht existente Baumaschinen ausgestellt zu haben, mit denen Betrüger bei Leasinggesellschaften und Banken Geld lockermachten. Seit August wurden knapp 20 Personen, vom Steuerberater bis zum Bankdirektor, in Haft genommen. Darunter auch ein Mitarbeiter der Victoria-Versicherung, die auf Grund gefälschter Bilanzen und Wertgutachten Millionen an die Betrüger für Immobiliengeschäfte auszahlte.

... in Nr. 39/1999 „Wirtschaft – Absolution für Abzocker“ über Dr. Meyer's Schuldenverwaltungsgesellschaft, die mit der Beratung hoch Verschuldeter ein blühendes Gebührengeschäft betreibt.

Die Bezirksregierung Düsseldorf hat jetzt Dr. Meyer's die Anerkennung als „geeignete Stelle“ im Sinne der Insolvenzordnung wieder aberkannt. Die Entscheidung ist noch nicht bestandskräftig. Das Unternehmen hatte zuvor in Nordrhein-Westfalen die staatliche Zulassung erhalten, Schuldner im Privatkonkursverfahren zu beraten. Verbraucherverbände hatten die immensen Gebühren und minimalen Leistungen von Dr. Meyer's bemängelt.

... in Nr. 5/1998 „Medizin – Mit Blaulicht in die Tiefe“ über ein neues Fahnungssystem, das mit Laserlicht und Zelldiagnostik Lungenkrebs in noch heilbarem Stadium sichtbar macht.

In einer kontrollierten Studie wird John Nakhosteen, Lungenfacharzt an der Bochumer Augusta-Kranken-Anstalt, das von ihm entwickelte Screening-Programm nach der Jahreswende an 6000 Probanden testen. In seinem Antrag auf Förderung durch die Deutsche Krebshilfe verweist der Pneumologe auf den SPIEGEL-Artikel, der 216 Raucher zur Einsendung von Sputum-Proben veranlasste. Durch die Zelluntersuchung wurden „zwei sichere Frühkarzinome diagnostiziert und erfolgreich operiert“. Damit habe sich die angenommene einprozentige Tumorrare bei starken Rauchern bestätigt.